Digitized by Google

L. germ. 202 b

Pölitz

Digitized by Google

Die
Sprache der Teutſchen,
philoſophiſch und geſchichtlich

für

akademiſche Vorträge

und

für den Selbſtunterricht

dargeſtellt

von

Karl Heinrich Ludwig Pölitz,

ordentlichem Profeſſor der Staatswiſſenſchaften auf der Univerſität
zu Leipzig.

Leipzig,
in der Weidmanniſchen Buchhandlung.
1820.

Digitized by Google

„Unſre Sprache, ſo kraftvoll und beſtimmt, wie der Geiſt unſrer unhöfiſch redlichen Vorfahren; ſo voll urſprünglicher und unverſiegender Lebendigkeit, wie die griechiſche; ſo biegſam für Ernſt und Laune, für Erhabenes, für Sinniges und Gemüthliches; ſo reich an rhythmiſcher Bewegung, und, wenn man zu ordnen weiß, auch an Wohlklang; ſie will gründlich erforſcht ſeyn, und lohnts."

Voß.
(Jen. L.Z. 1820, Intelligenzbl. No. 16, S. 126.)

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Vorrede.

Als mich Beruf und Neigung vor 26 Jahren zum tiefern Ergründen der teutſchen Sprache führten, bot ſich mir die Ueberzeugung dar, daß für dieſelbe weit mehr in grammatiſcher und lexikaliſcher Hinſicht, als in der Bearbeitung der ſogenannten „Theorie des Styls“ geſchehen wäre. Von allen Schriften des um die teutſche Sprache ſo hochverdienten Adelung's, mit welchem ich ſelbſt in mehrjähriger perſönlicher Verbindung ſtand, befriedigte mich ſein Werk „über den Styl“ am wenigſten. Demungeachtet war es bis zum Anfange des neunzehnten Jahrhunderts das Beſte in ſeiner Art, das auch vielfältig von Andern epitomirt und benutzt ward.

Wie ich mir damals eine Theorie des teutſchen Styls dachte, legte ich dem Publicum in meinem „Verſuch einer Theorie des teutſchen Styls“ (2 Theile, Görlitz, 1801. 8.) vor, welcher zugleich die beiden Abtheilungen des vierten Theiles meines „Syſtems des teutſchen Styls“ bildete. Allein das Reſultat des fortgeſetzten Forſchens in dieſem Gebiete der vaterländiſchen Sprache, wozu mich beſonders meine ſeit Michaelis 1803 auf der Hochſchule zu Leipzig gehaltenen

öffentlichen Vorträge über dieſelbe veranlaßten, ſtellte ich im Jahre 1804 in meiner „allgemeinen teutſchen Sprachkunde, logiſch und äſthetiſch begründet" auf, in einem ausführlichen Werke von 50 enggedruckten Bogen, dem ich wirklich die treueſte Sorgfalt und den möglichſten Fleiß gewidmet hatte, das aber weniger bekannt geworden zu ſeyn ſcheint, als mehrere meiner andern Schriften.

Doch war der große Umfang und der hohe Ladenpreis dieſes Werkes nicht dazu geeignet, daſſelbe bei akademiſchen Vorträgen zum Grunde zu legen; es ſollte vielmehr ein vollſtändiges Syſtem des ganzen Gebietes der teutſchen Sprache in philoſophiſcher und empiriſcher Hinſicht aufſtellen. Für meine akademiſchen Vorträge über die teutſche Sprache, welche ich, ſeit meiner Verſetzung nach Wittenberg, auf dieſer Hochſchule von Michaelis 1804 bis zu Oſtern 1813 abwechſelnd hielt, hatte ich daher in der „ſyſtematiſchen Encyklopädie der ſtyliſtiſchen Wiſſenſchaften" (Leipz. 1805. 8.) ein Compendium geſchrieben, das bereits in ſeiner zweiten Ausgabe im Jahre 1810 mit dem Titel: „Lehrbuch der teutſchen Sprache" unter manchen weſentlichen Veränderungen erſchien.

Als ich aber, ſeit meiner Zurückverſetzung nach Leipzig im Jahre 1815, noch zweimal über dieſes Compendium meine akademiſchen Vorträge über teutſche Sprache hielt, fühlte ich die Unvollkommenheiten und Mängel deſſelben ſo dringend, daß ich durchaus zur Ausarbeitung eines neuen Werkes für dieſen Zweck mich entſchließen mußte. Ohne hier zu tief in die Entwickelung der

von mir ſelbſt gefühlten Unvollkommenheiten jener Schrift eingehen zu können, muß ich doch offen geſtehen, daß in derſelben die nur in die Einleitung gewieſene eigentliche Philoſophie der Sprache zu wenig umſchließend dargeſtellt, die gleichfalls nur in die Einleitung aufgenommene Geſchichte der teutſchen Sprache viel zu kurz behandelt und blos in die Noten eines einzigen Paragraphs geworfen, dagegen die allgemeine Grammatik und die empiriſche Sprachlehre der teutſchen Sprache von mir (mit Rückſicht auf den beabſichtigten Gebrauch des Compendiums in Lyceen) ausführlich mitgetheilt worden war, deren Kenntniß aber durchaus bei akademiſchen Vorträgen vorausgeſetzt werden muß. Dazu kam, daß ich in der innern Anordnung der einzelnen Theile der Theorie der Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit gleichfalls viele Lücken und Mängel fand, wenn ich gleich mit der Ausarbeitung dieſer letztgenannten Abſchnitte im Ganzen noch am meiſten zufrieden war.

So entſtand alſo, für meine künftigen Vorträge über teutſche Sprache vom Sommer dieſes Jahres an (zugleich aber auch für den Selbſtunterricht derer berechnet, welche während ihrer akademiſchen Jahre keine Vorträge über teutſche Sprache hören konnten), das vorliegende Werk, in welchem die Philoſophie der Sprache völlig neugeſtaltet, und die Geſchichte der Sprache ſo ausführlich, als es die compendiariſche Beſtimmung verſtattete, entwickelt und mit allen Reſultaten der neuern und neueſten Forſchungen hochverdienter Männer in dieſem reichen und herrlichen Gebiete ausgeſtattet ward; doch ohne mir deshalb, in allen von dieſen For=

ſchern abweichenden Fällen, das eigene Urtheil über die bedeutendern und über die minder wichtigen Erſcheinungen in unſrer Nationalliteratur zu verkümmern.

Habe ich gleich in der Philoſophie der Sprache das von mir zuerſt ſchon früher als höchſtes ſtyliſtiſches Geſetz aufgeſtellte Geſetz der Form, und die von mir gleichfalls zuerſt verſuchte Ableitung der drei Hauptgattungen des Styls, der Sprache der Proſa, der Dichtkunſt und der Beredſamkeit, aus den drei geiſtigen Vermögen, dem Vorſtellungs-, Gefühls- und Beſtrebungsvermögen, ſo wie die mir eigenthümliche Entwickelung des Charakters der niedern, mittlern und höhern Schreibart beibehalten; ſo glaube ich doch in dem vorliegenden Werke dieſe Grundlage aller höhern Sprachforſchung nicht nur unter neuen Geſichtspuncten, ſondern auch nach allen ihren Verhältniſſen und Einflüſſen auf die Beſtimmung des Klaſſiſchen in den Werken der vorzüglichſten Schriftſteller dargeſtellt zu haben. Eben ſo ſind die ſämmtlichen Grundzüge der Sprache der Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit neu bearbeitet, mehrere Abſchnitte derſelben anders, als früher, eingetheilt und angeordnet, die Lücken in denſelben ergänzt, und überall in der Literatur die neuerſchienenen Werke nachgetragen worden.

Beſonders aber möchte ich für die verſuchte Geſchichte der teutſchen Sprache das Urtheil der Kenner dieſes Faches in Anſpruch nehmen, hauptſächlich auch für meine Anſichten über das Verhältniß der ältern ſkandinaviſchen zur ältern germaniſchen Dichtkunſt und Literatur. In dem letzten Zeitraume dieſer Geſchichte war es frei-

lich nicht möglich, alle Namen neuerer Dichter, Redner und Proſaiker aufzuführen; denn auch hier folgte ich der Ueberzeugung: nemo ante mortem beatus, ſo daß ich nur über die bereits Verewigten unter unſern Klaſſikern mein individuelles Urtheil ausſprach, die Lebenden aber blos an dem Orte nannte, wo ſie hingehörten. Iſt mein Urtheil über einzelne Schriftſteller unſers Volkes von dem Urtheile Andrer nicht ſelten bedeutend abweichend; ſo glaube ich doch, daſſelbe in kurzen Umriſſen begründet zu haben. Wenigſtens darf ich verſichern, daß der größte Theil der ältern und neuern Klaſſiker unſrer Nation, ſo wie überhaupt der größte Theil aller von mir in dieſem Werke angeführten Schriften, in meiner eignen Büchersammlung ſich befindet.

So weit meine 26jährigen ununterbrochen fortgeſetzten Privatſammlungen und die bekannten literäriſchen Hülfsmittel reichten, habe ich durchgehends die wichtigere Literatur (eine vollſtändige würde die Bogenzahl des Buches zu ſehr vermehrt haben), ſo wie die Geburts- und Todesjahre der teutſchen Schriftſteller in der Geſchichte der Sprache aufgeführt. Allein, bei allem Sammeln und Nachſchlagen, habe ich doch mehrere Geburtsjahre der noch lebenden Schriftſteller nicht ausmitteln können. —

Freuen würde es mich, wenn man dieſem Compendium das Verdienſt zugeſtände, daß es das geſammte philoſophiſche und geſchichtliche Gebiet unſrer Sprache umſchlöſſe, daſſelbe nach einem innern nothwendigen Zuſammenhange, mit Rückſicht auf die Fortſchritte der teutſchen

Sprache in unſerm Zeitalter, ſo wie den Bedürfniſſen des akademiſchen Vortrages und des Selbſtunterrichts angemeſſen, darſtellte. Denn dieſe vier Zwecke habe ich mir durchgehends bei der Ausarbeitung vorgehalten, und nach der Verwirklichung derſelben geſtrebt. Darf ich dabei für meine Beurtheiler noch einen Wunſch ausſprechen; ſo erſuche ich dieſelben, hauptſächlich mehr die leitende Idee des Ganzen, und die Begründung des eigentlichen Syſtems ſelbſt in der Philoſophie der Sprache im Auge zu behalten, als blos über Einzelnheiten mit mir zu rechten, obgleich auch darüber jede gegründete Zurechtweiſung mir willkommen ſeyn wird. Jener Wunſch ſtützt ſich zunächſt auf meine feſte Ueberzeugung: daß fortan der wiſſenſchaftliche Fortſchritt im Anbaue der vaterländiſchen Sprache von der Erforſchung der feſten Grundlage der Theorie (oder der Philoſophie) des Styls überhaupt, ſo wie von der Anwendung der aufgefundenen richtigen Grundſätze auf die ganze Anordnung, innere Haltung, und gleichmäßige Durchführung des Syſtems der teutſchen Sprache abhängt. Denn für das Einzelne iſt bereits viel geſchehen, und die Maſſen dafür vermehren ſich mit jedem Tage; allein für das Syſtem haben bisher nur wenige Männer gewirkt, und deshalb ſcheint mir der ſyſtematiſche Anbau des Sprachgebietes, um endlich darüber zu einer möglichen Vereinigung, oder doch wenigſtens zum deutlichen Bewußtſeyn alles dabei noch Fehlenden zu kommen, das dringende Bedürfniß unſers Zeitalters zu ſeyn.

Viel würde endlich für die Vervollkommnung der herrlichen teutſchen Sprache gewonnen werden, wenn — außer einem zweckmäßig berechneten und nach einer feſten Stufenfolge durch verſchiedene Klaſſen fortgeführten Schulunterrichte in derſelben, beſonders auf Lyceen und Gymnaſien, — auf allen teutſchen Hochſchulen die vaterländiſche Sprache nach ihrer wiſſenſchaftlichen Geſtalt und im Geiſte eines in ſich abgeſchloſſenen Syſtems, ſo wie mit gründlicher Darſtellung ihrer Geſchichte, vorgetragen würde, wie es zu Leipzig von Gottſched bis zu ſeinem Tode (im J. 1766) geſchah. Wir lernen griechiſche, römiſche, hebräiſche Sprache und Alterthümer; wir hören Jahrelang Kirchen-, Dogmen- und Ketzergeſchichte; wir betreiben die römiſche Rechtsgeſchichte, als lebten noch Theodoſius oder Juſtinian in unſrer Nähe; allein in der Geſchichte der vaterländiſchen Sprache ſind Tauſende unſrer Gelehrten völlige Fremdlinge, und dabei ſchreiben und ſprechen ſie ein Teutſch, wie kein gebildeter Franzoſe, kein Italiener und Britte ſeine vaterländiſche Sprache ſchreibt und ſpricht; ja oft ſprechen und ſchreiben diejenigen ihre Nationalſprache am unvollkommenſten und fehlerhafteſten, welche mit der größten Strenge jeden Verſtoß in einer ausländiſchen, erloſchenen oder lebenden, Sprache an Andern rügen und hervorheben. — Man muß aber das eine thun und das andere nicht laſſen. Es iſt gegründet, daß der Sinn für Klaſſicität von dem Erlernen der Sprachen des Alterthums auf die jüngern europäiſchen Völker übergegangen iſt, und das Studium derſelben nie geſchmälert werden darf. Allein jetzt beſitzt das teutſche Volk eben ſo

vollendete Klaſſiker, wie Griechenland und Rom, und wie das neuere Italien, Frankreich und Großbritannien; ihr Geiſt muß alſo auch erforſcht, der urſprüngliche und eigenthümliche Charakter unſrer Nationalſprache muß richtig erkannt, das Ausländiſche, unſrer Sprache Aufgedrungene, ſo viel als möglich entfernt, und das Bedürfniß für Richtigkeit und Schönheit der Form beim Sprechen und Schreiben frühzeitig bei dem heranwachſenden Geſchlechte, beſonders aber auf unſern Hochſchulen, in der Mitte der künftigen Pfleger aller Wiſſenſchaften auf teutſchem Boden, und namentlich in der Mitte der künftigen Lehrer auf Univerſitäten, Kanzeln und Schulen, ſo wie der künftigen Richter und Sachwalter des Volks, angeregt werden. — Wäre es mir nun gelungen, durch dieſe Schrift das Erforſchen des Geiſtes unſrer trefflichen vaterländiſchen Sprache bei angehenden Gelehrten, und den Vortrag derſelben auf unſern teutſchen Hochſchulen nur einigermaßen befördert zu haben (denn daß die Empfänglichkeit dafür in unſern vaterländiſchen Jünglingen vorhanden iſt, weiß ich aus achtzehnjähriger Erfahrung auf den Hochſchulen zu Leipzig und Wittenberg); dann wäre auch — bis ein beſſeres Werk das vorliegende verdrängt — die Beſtimmung deſſelben und meine Abſicht erreicht.

Leipzig, am 7. April 1820.

Pölitz.

Inhalt.

Einleitung.

1. Vorbereitende Begriffe.
2. Ueberſicht über den Plan des Ganzen.

I. Philoſophie der Sprache überhaupt und der teutſchen insbeſondere.

3. Begriff der Philoſophie der Sprache.
4. Fortſetzung.
5. Die urſprüngliche Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes in Beziehung auf Sprache.
6. Fortſetzung.
7. Sprache überhaupt.
8. Alle Sprachdarſtellung iſt formell.
9. Verſchiedenheit des Stoffes und der Form in der Darſtellung durch Sprache.
10. Vorbereitende Begriffe zur Begründung des Geſetzes der Form.
11. Das Geſetz der Form.
12. Die Richtigkeit, als die erſte Grundeigenſchaft der Form.
13. Die Schönheit, als die zweite Grundeigenſchaft der Form.
14. Verbindung der Richtigkeit und Schönheit innerhalb der Form.
15. Begriff der untergeordneten Eigenſchaften der Richtigkeit und Schönheit.
16. a) Untergeordnete Eigenſchaften der logiſchen und grammatiſchen Richtigkeit der Form.
17. b) Untergeordnete Eigenſchaften der Schönheit der Form.
18. Die Lehre von den Figuren und Tropen.
19. Fortſetzung.
20. a) Die Figuren.
21. b) Die Tropen.
22. Verhältniß der Philoſophie der Sprache zum Geſetze der Form.

23. Der Geſchmack.
24. Anwendung des Geſetzes der Form auf das Empiriſche in der Sprache, beſonders in der teutſchen.
25. 1) Der Sprachgebrauch.
26. 2) Die Sprachreinigkeit in empiriſcher Hinſicht.
27. Fortſetzung. Barbarismen.
28. 3) Die Sprachrichtigkeit in empiriſcher Hinſicht.
29. a) Die Synonymik.
30. b) Solöcismen.
31. c) Die Orthographie.
32. Fortſetzung.
33. d) Die Interpunction.
34. 4) Die Sprachſchönheit in empiriſcher Hinſicht. — Klang. Numerus. Symmetrie.
35. Fortſetzung. Proſodie.
36. Fortſetzung.
37. Schluß. Der Reim.
38. Styl.
39. Gattungen und Arten des Styls.
40. a) Die drei Gattungen des Styls, oder die Sprache der Proſa, der Dichtkunſt und Beredſamkeit.
41. b) Die drei Schreibarten; die niedere, mittlere und höhere.
42. Fortſetzung.
43. Klaſſiſche Schriftſteller.
44. Literatur der Theorie des Styls.

II. Ueberſicht über die Geſchichte der teutſchen Sprache.

45. Einleitende geſchichtliche Reſultate.
46. Philoſophiſche und geſchichtliche Aehnlichkeit der Sprachen.
47. Philoſophiſche und geſchichtliche Verſchiedenheit der Sprachen.
48. Fortſetzung.
49. Anwendung auf die teutſche Sprache.
50. Literatur der Geſchichte der teutſchen Sprache.
51. Eintheilung der Geſchichte der teutſchen Sprache nach Zeiträumen.
52. Geſchichtliche Reſultate über die germaniſche Vorzeit.
53. Fortſetzung.
54. Die ſkandinaviſchen Teutſchen.

55. Die germaniſchen Völkerſchaften im eigentlichen Teutſchlande.
56. Vorgeſchichte der teutſchen Sprache (von X bis auf Karl den Großen.)
57. Fortſetzung.
Erſter Zeitraum. Von Karl dem Großen bis auf die Minneſänger (768 — 1170).
58. Ueberſicht über dieſen Zeitraum.
59. Die Ueberreſte der Sprache aus dieſem Zeitraume.
Zweiter Zeitraum. Von den Minneſängern bis auf Luther's Bibelüberſetzung (1170—1534).
60. Ueberſicht über dieſen Zeitraum.
61. Fortſetzung.
62. Ueberſicht über die Sprachdenkmäler dieſes Zeitraumes.
63. Fortſetzung.
64. Fortſetzung.
65. Fortſetzung.
66. Fortſetzung.
67. Fortſetzung.
68. Fortſetzung.
Dritter Zeitraum. Von Luther's Bibelüberſetzung bis auf die Zeit der beginnenden klaſſiſchen Sprachbildung im Jahre 1740 (1534—1740).
69. Ueberſicht über dieſen Zeitraum.
70. Fortſetzung.
71. Ueberſicht über die wichtigſten Sprachdenkmäler in dieſem Zeitraume.
72. Fortſetzung.
73. Fortſetzung.
74. Fortſetzung.
75. Fortſetzung.
76. Fortſetzung.
Vierter Zeitraum. Geſchichte der teutſchen Sprachbildung ſeit dem Jahre 1740 bis auf unſere Zeiten (von 1740— 1820).
77. Ueberſicht über dieſen Zeitraum.
78. Ueberſicht über die Denkmäler der Sprache in dieſem Zeitraume.
Gottſched und die Schweizer.

79. Fortſchritte der Kritik und der Theorie.
80. Fortſetzung.
81. Die Sprache der Dichtkunſt ſeit 1740.
82. Fortſetzung.
83. Fortſetzung.
84. Die Sprache der Beredſamkeit ſeit 1740.
85. Die Sprache der Proſa ſeit 1740.

III. Theorie der Sprache der Proſa.

86. Charakter der Sprache der Proſa.
87. Die einzelnen Gattungen des proſaiſchen Styls.
88. 1) Der Lehrſtyl.
89. Eintheilung des Lehrſtyls.
90. a) Der ſyſtematiſche Lehrſtyl.
91. b) Der compendiariſche Lehrſtyl.
92. c) Der commentirende Lehrſtyl.
93. d) Der populäre Lehrſtyl.
94. e) Der dialektiſch-kritiſirende Lehrſtyl.
95. 2) Der geſchichtliche Styl.
96. Eintheilung des geſchichtlichen Styls.
97. a) Der beſchreibende geſchichtliche Styl.
98. b) Der erzählende geſchichtliche Styl.
99. Die Untergattungen des erzählenden geſchichtlichen Styls:
α) Die Biographie und Charakteriſtik.
100. Fortſetzung. β) die Specialgeſchichte.
101. Schluß. γ) die allgemeine Geſchichte.
102. 3) Der Briefſtyl.
103. a) Der vertrauliche Brief.
104. b) Der Brief der Convenienz.
105. c) Der Brief des Witzes und der Laune.
106. d) Der belehrende (didactiſche) Brief.
107. Dedicationen.
108. 4) Der Geſchäftsſtyl.
109. a) Der höhere Geſchäftsſtyl.
110. b) Der niedere Geſchäftsſtyl.

IV. Theorie der Sprache der Dichtkunſt.

111. Charakter der Sprache der Dichtkunſt.
112. Fortſetzung.

113. Eintheilung der Dichtungsarten.
114. 1) Die lyriſche Form der Dichtkunſt.
115. a) Das Lied.
116. b) Die Cantate.
117. c) Die Elegie.
118. d) Die Heroide.
119. e) Die Ode.
120. f) Die Hymne.
121. g) Die Dithyrambe.
122. h) Die Rhapſodie.
123. i) Das Sonett.
124. k) Das Madrigal, Rondeau und Triolet.
125. 2) Die didactiſche Form der Dichtkunſt, oder das Lehrgedicht.
126. 3) Die epiſche Form der Dichtkunſt.
127. a) Die Epopöe.
128. b) Die Romanze und Ballade.
129. c) Die Legende.
130. d) Die poetiſche Erzählung.
131. e) Der Roman.
132. f) Die Fabel.
133. 4) Die dramatiſche Form der Dichtkunſt.
134. a) Das Trauerſpiel.
135. b) Das Luſtſpiel.
136. c) Das Schauſpiel.
137. d) Das Singſpiel.
138. 5) Die Ergänzungsklaſſe der dichteriſchen Formen.
139. a) Die Idylle.
140. b) Die poetiſche Epiſtel.
141. c) Die dichteriſche Schilderung.
142. d) Die Allegorie.
143. e) Der Dialog und Monolog.
144. f) Die Satyre.
145. g) Die Parodie und Traveſtirung.
146. h) Das Epigramm.

V. Theorie der Sprache der Beredſamkeit.

147. Charakter der Sprache der Beredſamkeit.
148. Grundbedingungen derſelben.
149. Verhältniß der Rede zu dem Geſetze der Form.

150. Die einzelnen Formen der Rede.
1) Die Chrie. 2) Die Anrede (Harangue).
151. 3) Die geiſtliche Rede.
152. 4) Die weltliche Rede.

VI. Lehre von der Declamation in Beziehung auf die Theorie der Sprache der Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit.

153. Begriff derſelben.
154. Unterſchied zwiſchen dem Vorleſer, Declamator, Schauſpieler und Redner.
155. Die Declamation.
156. Die Mimik.

Einleitung.

1.

Vorbereitende Begriffe.

Unter allem, was zu dem Eigenthümlichen des Menſchen und der Völker gehört, ſteht die Sprache oben an; denn ſie enthält bei Individuen und Völkern den Wiederſchein der geſammten geiſtigen Kultur. Deshalb läßt ſich auch von den verſchiedenen Abſtufungen und Graden der Sprachbildung und Sprachvollkommenheit mit Beſtimmtheit und Sicherheit auf den erreichten Grad der Bildung und Reife bei Individuen und bei ganzen Völkern zurückſchließen.

Unter allen Sprachen des Erdbodens, es ſeyen lebende oder bereits erloſchene, gebührt aber bei jedem freien und ſelbſtſtändigen Volke der Mutterſprache die erſte Stelle. Denn nicht nur daß die erſte Anregung und Entwickelung des Menſchlichen in der Kindheit an ſie geknüpft wird, und daher die eigenthümliche Richtung und ſelbſtſtändige Bildung aller zu einem Volke vereinigten Individuen von ihr ausgeht; ſie iſt auch die weſentlichſte Bedingung, daß ein ganzes Volk, nach ſeiner Eigenthümlichkeit und Verſchiedenheit von allen andern Völkern des Erdbodens, ſo wie nach allen Ankündigungen und vielfachen Verzweigungen ſeiner ſelbſtſtändig erreichten Kultur, ſich verſtehen und begreifen lernt.

Dies gilt namentlich von der teutſchen Sprache für jeden, welcher, ſeiner Abſtammung nach, zu dem teutſchen Volke gehört. Denn die teutſche Sprache iſt kein Miſch-

ling aus andern Sprachen; ſie iſt eben ſo urſprünglich und ſelbſtſtändig, wie das teutſche Volk, das ſeit länger als zwei Jahrtauſenden in den Jahrbüchern der Geſchichte genannt wird; das in ſeinen verſchiedenen Stämmen über Germanien und Skandinavien, wie über die vormalige Weſtwelt der Römer, und ſpäter auch über die Küſtenländer der Oſtſee ſich verbreitete; und das in dem Mittelpuncte Europa's ſeit der Mitte des neunten Jahrhunderts (843) zu einem ſelbſtſtändigen Reiche verbunden erſcheint, welches beinahe ein Jahrtauſend hindurch, unter eigenen freigewählten Königen und Kaiſern, dem politiſchen Range nach, an der Spitze aller chriſtlichen Reiche ſtand.

Allein nicht blos die Urſprünglichkeit und Selbſtſtändigkeit der teutſchen Sprache, nicht blos die politiſche Würde und Bedeutenheit des Reiches, in deſſen Mitte ſie herrſchte, und nicht blos die anſehnliche Maſſe eines Volkes von 30 Millionen Menſchen, welche dieſe Sprache in Wort und Schrift ſeit Jahrhunderten anbauen, entſcheidet über den äußern hohen Werth und die geſchichtliche Wichtigkeit dieſer Sprache; ſie iſt auch, nach ihrer gegenwärtigen Geſtalt, eine der ausgebildetſten und vollendetſten Sprachen des Erdbodens, und übertrifft in vielfachen Beziehungen alle übrige, ſowohl untergangene als noch beſtehende, Sprachen.

Der Teutſche iſt daher verpflichtet, der herrlichen Sprache ſeines Volkes ſeine ganze Aufmerkſamkeit und ſeine ungetheilte Sorgfalt und Liebe zuzuwenden; theils weil ſie die Sprache iſt, die ihn ſeit ſeiner Geburt mit einem der edelſten und kräftigſten Völker in der ganzen Geſchichte verband; theils weil ſie, nach ihrer urſprünglichen Eigenthümlichkeit, nach ihrem innern Reichthume, und nach ihrem Fortſchreiten in der Ausbildung aller ihrer einzelnen Formen, zu den vollendetſten Sprachen des Erdbodens gehört.

2.

Ueberſicht über den Plan des Ganzen.

Es iſt aber nicht gleichgültig, ob eine Sprache blos durch Zufall und Umgang erlernt, oder ob ſie wiſſenſchaftlich erforſcht, und nach ihrem urſprünglichen Weſen, nach ihrem eigenthümlichen Charakter, nach dem Grade ihrer erreichten Bildung und Reife, und nach ihren verſchiedenen Formen ergründet wird. So gewiß das wiſſenſchaftliche Studium der klaſſiſchen Sprachen des Alterthums eine Grundbedingung der dem gelehrten Stande eigenthümlichen geiſtigen Bildung iſt; ſo gewiß gehört auch für den Teutſchen, ſobald er auf umſchließende geiſtige Bildung und gründliche Gelehrſamkeit Anſpruch macht, die wiſſenſchaftliche Erforſchung ſeiner Mutterſprache.

Soll aber die wiſſenſchaftliche Darſtellung der teutſchen Sprache befriedigen; ſo muß ſie

1) von der Philoſophie der Sprache überhaupt ausgehen, und in derſelben theils die, in der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes enthaltenen, allgemeinen Bedingungen aller vollendeten Darſtellung vermittelſt der Sprache aufſtellen, theils die im eigenthümlichen Charakter der teutſchen Sprache liegenden beſondern Bedingungen der ſtyliſtiſchen Vollkommenheit nachweiſen, und mit jenen allgemeinen verbinden;

2) eine kurze Ueberſicht über die Geſchichte der teutſchen Sprache geben, um die allmählige Fortführung dieſer Sprache, durch die verſchiedenen Zeiträume ihrer Entwickelung und Ausbildung, zu ihrem klaſſiſchen Gehalte und zu der von ihr gegenwärtig erreichten Vollendung und Reife zu vergegenwärtigen;

3 — 5) die drei Grundformen aller Sprachdarſtellung, die Sprache der Proſa, der Dichtkunſt und der Beredſamkeit, eben ſo theo-

retiſch nach ihrem Weſen bezeichnen, wie practiſch nach ihren einzelnen Gattungen und Arten, und nach ihrem Anbaue von den Klaſſikern Teutſchlands durchführen; und

6) in der Lehre von der Declamation die Regeln entwickeln, wie die einzelnen ſtyliſtiſchen Producte aus der Sprache der Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit, ſinnlich vollkommen, mündlich dargeſtellt werden können.

I.

Philoſophie der Sprache überhaupt und der teutſchen im Beſondern.

3.

Begriff der Philoſophie der Sprache.

Jede Sprache des Erdbodens bildet ein *erfahrungsmäßig* (empiriſch) *in ſich abgeſchloſſenes Ganzes*, in welchem, bei aller Verwandtſchaft und Aehnlichkeit der einzelnen Sprachen unter ſich, dennoch in Hinſicht auf Wortbau und Wortbildung, in Hinſicht auf Zahl und Gebrauch der Redetheile, ſo wie in Hinſicht auf ſtyliſtiſche Darſtellung vermittelſt der Geſtaltung der Perioden, und der einzelnen Formen der Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit, unzählige Eigenthümlichkeiten des Volkes hervortreten, das dieſe Sprache redet und ſchreibt.

Allein, dieſer Eigenthümlichkeiten der einzelnen Sprachen ungeachtet, führt doch jede Sprache, nach ihrer letzten Begründung und innern Ausbildung, auf die *urſprüngliche Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes* zurück, in welcher *theils* die letzte *allgemeine* Bedingung aller vollendeten Darſtellung vermittelſt der Sprache, *theils* der höchſte Maasſtab für die wiſſenſchaftliche Anordnung und innere Geſtaltung des erfahrungsmäßig entſtandenen und fortgebildeten Gebietes jeder einzelnen Sprache *im Beſondern* enthalten iſt.

4.

Fortſetzung.

Die Philoſophie der Sprache überhaupt beruht daher auf der Erforſchung und Entwickelung der letzten, in der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes enthaltenen, Gründe und Bedingungen aller vollendeten Darſtellung vermittelſt der Sprache abgeſehen von allen Eigenthümlichkeiten und Verſchiedenheiten der einzelnen lebenden und erloſchenen Sprachen. Denn bei der Erfindung und Ausbildung aller dieſer Sprachen war es derſelbe menſchliche Geiſt nach der Geſammtheit ſeiner geiſtigen Vermögen und Kräfte, welcher der Sprache, als des äußern ſinnlichen Mittels der Darſtellung ſeiner innern Zuſtände im Bewußtſeyn ſich bediente; weshalb in der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes die letzte Bedingung aller vollendeten Sprachdarſtellung nachgewieſen werden kann und nachgewieſen werden muß.

Von dieſer Philoſophie der Sprache überhaupt iſt aber die Philoſophie jeder beſondern Sprache dadurch verſchieden, daß, wenn gleich die Geſammtheit der einzelnen Erſcheinungen einer geſchichtlich vorhandenen Sprache nur erfahrungsmäßig aufgefaßt und erlernt werden kann, dennoch die wiſſenſchaftliche Verbindung und Anordnung, ſo wie die innere Geſtaltung, die Beurtheilung und Prüfung alles Beſondern und Eigenthümlichen der einzelnen Sprache, blos durch die Zurückführung deſſelben auf höhere (über die Erfahrung hinaus liegende) Grundſätze möglich iſt, welche zwar zunächſt in der Philoſophie der Sprache überhaupt, mit dieſer aber zugleich in der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes ſelbſt, enthalten ſind.

So wie man in neuern Zeiten die allgemeine philoſophiſche Sprachlehre als die Grundlage aller empiriſch entſtandenen und vorhandenen Sprachlehren anerkannt und aufgeſtellt hat; eben ſo muß man auch die, aus

der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes hervorgehende, Philoſophie der Sprache überhaupt als den höchſten Maasſtab für die philoſophiſche Begründung, Anordnung und wiſſenſchaftliche Geſtaltung jeder beſondern Sprache nach ihrem ganzen Umfange darſtellen und behandeln.

5.

Die urſprüngliche Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes in Beziehung auf Sprache.

Die urſprüngliche Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes beruht auf dem Bewußtſeyn, als einem Urſelbſtgefühle, in welchem, als dem einzig Bleibenden und Unveränderlichen in unſerm Weſen, jeder einzelne Zuſtand, während des ganzen irdiſchen Daſeyns, wahrgenommen und, als ein unſrer Individualität angehörender Zuſtand, nach Inhalt (Stoff) und Form erkannt wird. Denn wir werden uns in dem einzelnen Zuſtande nicht nur deſſen bewußt, was er enthält, ſondern auch wie der gegebene Stoff von uns aufgefaßt wird. Wir nennen dieſe Einrichtung unſers Weſens: Geſetzmäßigkeit, weil alle zum Bewußtſeyn gelangende Wahrnehmungen unveränderlich nach derſelben erfolgen, und ſagen von ihr aus, ſie ſey urſprünglich, weil ſie mit dem erſten Bewußtwerden in der Kindheit anhebt, und uns bis zu dem Augenblicke des Todes begleitet.

Nach dieſer urſprünglichen Geſetzmäßigkeit unterſcheiden wir im Bewußtſeyn eine doppelte Gattung von Wahrnehmungen und Zuſtänden: die ſinnlichen und die geiſtigen. Die ſinnlichen Wahrnehmungen werden durch die an unſerer Organiſation angeſtellten fünf ſinnlichen Werkzeuge vermittelt; die geiſtigen theilen wir, nach der Verſchiedenheit ihrer Ankündigung im Bewußtſeyn, in Vorſtellungen, Gefühle und Beſtrebungen. Wir nennen aber die urſprünglich in uns enthal-

tene geſetzmäßige Bedingung aller einzelnen zum Bewußtſeyn gelangenden Vorſtellungen: das Vorſtellungsvermögen; die urſprünglich in uns enthaltene geſetzmäßige Bedingung aller einzelnen zum Bewußtſeyn gelangenden Gefühle: das Gefühlsvermögen; ſo wie die urſprünglich in uns enthaltene geſetzmäßige Bedingung aller einzelnen zum Bewußtſeyn gelangenden Beſtrebungen: das Beſtrebungsvermögen.

Folgen wir ferner der Ankündigung dieſer Thatſachen im Bewußtſeyn; ſo finden wir, daß es nur dieſe drei geiſtigen Vermögen gebe, weil alle geiſtige Zuſtände, deren wir uns bewußt werden, entweder Vorſtellungen, oder Gefühle, oder Beſtrebungen ſind; — daß dieſe drei Vermögen einander gleichgeordnet, und nicht untergeordnet ſind; — und daß ſie unter ſich ſelbſt in ununterbrochener Wechſelwirkung ſtehen, ſo daß Gefühle in Vorſtellungen und Beſtrebungen, Vorſtellungen in Gefühle und Beſtrebungen übergehen, und Beſtrebungen wieder Vorſtellungen und Gefühle veranlaſſen und mit ihnen ſich vergeſellſchaften können.

6.

Fortſetzung.

Wenden wir dies auf die Sprache an, inwiefern ſie das Mittel iſt, die innern Zuſtände, deren wir uns bewußt geworden ſind, nach außen durch articulirte Töne auszudrücken und Andern mitzutheilen; ſo folgt von ſelbſt:

a) daß, ſo wie in den Wahrnehmungen des Bewußtſeyns, auch in der Darſtellung durch Sprache Stoff und Form unterſchieden wird;

b) daß, wie in jenen, ſo auch in dieſer, eine urſprüngliche Geſetzmäßigkeit ſtatt findet, nur daß die urſprüngliche Geſetzmäßigkeit in der Darſtellung durch Sprache abhängig und bedingt bleibt von der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit aller Ankündigungen und Wahrnehmungen im Bewußtſeyn;

c) daß wir, wie im Bewußtſeyn, ſo auch in der Darſtellung durch Sprache, nicht blos den Ausdruck der ſinnlichen Zuſtände von dem Ausdrucke der geiſtigen, ſondern auch, in Hinſicht der letzten, genau unterſcheiden können, ob die Stoffe der Sprachdarſtellung entweder in Vorſtellungen, oder in Gefühlen, oder in Beſtrebungen enthalten ſind;

d) daß wir, nach dieſer Verſchiedenheit des Stoffes für die Sprachdarſtellung, in der letzten die Sprache der Proſa, als die Darſtellung der unmittelbar zum Bewußtſeyn gelangten Vorſtellungen, — die Sprache der Dichtkunſt, als die Darſtellung der unmittelbar zum Bewußtſeyn gelangten Gefühle, — und die Sprache der Beredſamkeit, als die Darſtellung der unmittelbar zum Bewußtſeyn gelangten Beſtrebungen bezeichnen, und, als ſolche, weſentlich von einander unterſcheiden;

e) daß wir ausſagen: es gebe, nach der Eigenthümlichkeit der drei geiſtigen Vermögen, dieſe drei verſchiedenen Grundformen aller Darſtellung durch Sprache: die eigenthümliche Sprache der Proſa, der Dichtkunſt und Beredſamkeit;

f) daß wir aber auch nur dieſe drei weſentlich verſchiedenen Grundformen annehmen können, weil es nur drei geiſtige Vermögen gibt; und daß

g) dieſe drei Grundformen in der Darſtellung durch Sprache einander (wie die drei geiſtigen Vermögen) gleichgeordnet, und nicht untergeordnet ſind, obgleich

h) die Bezeichnungen der Vorſtellungen, Gefühle und Beſtrebungen in der Sprache der Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit eben ſo oft und leicht in einander übergehen und einander gegenſeitig bedingen können, wie dies im Bewußtſeyn ſelbſt in Hinſicht der Vorſtellungen Gefühle und Beſtrebungen wahrgenommen wird.

7.

Sprache überhaupt.

Wir verſtehen daher unter Sprache überhaupt: Ausdruck und Darſtellung der Zuſtände des Bewußtſeyns, — mithin der Vorſtellungen, Gefühle und Beſtrebungen, — durch Worte, d. h. durch articulirte Töne, unter der Vorausſetzung der phyſiſchen Anlagen, articulirte Töne hervorzubringen. So denken wir ſchon unter der Sprache der Thiere den Umfang aller der Laute und Töne, durch welche rein thieriſche Zuſtände bezeichnet werden, und nehmen für die Sprache des Menſchen um ſo mehr Grade und Abſtufungen der Bildung und Vollkommenheit an, je mehr der Menſch, vermittelſt des deutlichen Bewußtwerdens ſeiner Vorſtellungen, Gefühle und Beſtrebungen, über das Thier ſich erhebt, deſſen Bewußtſeyn, ſo weit wir daſſelbe zu beurtheilen vermögen, auf der dunkeln Wahrnehmung blos ſinnlicher Ankündigungen, Vorſtellungen und Zuſtände beruht.

So wie aber das Thier, für den Ausdruck ſeiner Zuſtände, ſeine Sprache ſich bildet; ſo hat auch der Menſch ſeine Sprache ſelbſt erfunden und ſich gebildet, und ſie iſt, wie die menſchliche Kultur überhaupt, von einem Minimum der Bildung ausgegangen. So wie ferner in der Thierwelt eine große Mannigfaltigkeit und Verſchiedenheit in Hinſicht des Umfanges und Reichthums äußerer Laute und Töne ſich findet; ſo iſt auch, nach den verſchiedenen Graden und Abſtufungen menſchlicher Bildung, die Sprache der menſchlichen Individuen und die Sprache ganzer Völker ſehr von einander verſchieden. Beſonders iſt die höhere Entwickelung und Ausbildung der menſchlichen Sprache abhängig von der gleichmäßigen Entwickelung und Ausbildung aller drei geiſtigen Vermögen, weil, wenn das eine, oder das andere geiſtige Vermögen mit Vernachläſſigung der übrigen vorzugsweiſe entwickelt wird, oder wenn daſſelbe hinter der geſetzmäßigen Ausbildung der andern

zurückbleibt, nothwendig auch in der Sprachdarſtellung des Individuums jene größere Entwickelung, oder dieſe Vernachläſſigung ſichtbar werden muß. Da aber unter den einzelnen Functionen des Vorſtellungsvermögens die Vernunft als diejenige Kraft erſcheint, durch welche der Menſch, in intellectueller Hinſicht, den Kreis ſeiner geſammten Erkenntniß zur Einheit erheben, und, in ſittlicher Hinſicht, die Würde ſeiner Natur am ſicherſten behaupten kann; ſo wird auch zunächſt derjenige Menſch, bei welchem die Vernunft zur Kraft und Herrſchaft gelangt iſt, am freieſten und reichſten über die Sprache gebieten, und ſeiner Sprachdarſtellung inneres Ebenmaas, höhere Reife und Vollendung geben.

Schon nach der urſprünglichen Verſchiedenheit der drei geiſtigen Vermögen, wird bei dem Proſaiker die Darſtellung der unmittelbaren Zuſtände des Vorſtellungsvermögens; bei dem Dichter die Darſtellung der Gefühle, und bei dem Redner die Darſtellung angeregter Beſtrebungen und Triebe vorherrſchen.

Allein, abgeſehen von dieſer urſprünglichen und nothwendigen Verſchiedenheit der Sprache der Proſa, der Dichtkunſt und Beredſamkeit, wird auch aus der mündlichen und ſchriftlichen Darſtellung leicht erkannt werden können, ob bei den Individuen das eine geiſtige Vermögen hervorſtechend und auf Koſten der andern entwickelt, ja ſogar ob die einzelnen Functionen des einen oder des andern Vermögens beſonders wirkſam ſind; z. B. ob, unter den Functionen des Vorſtellungsvermögens, mehr das Gedächtniß, als der Verſtand und die Urtheilskraft, ob die Phantaſie mehr, als die Vernunft ausgebildet, — ob, unter den Gefühlen, mehr das ſinnliche, oder mehr das intellectuelle, äſthetiſche und moraliſche Gefühl, — und, im Beſtrebungsvermögen, ob mehr das niedere oder das höhere, entwickelt ward.

Die Literatur zur Geſchichte vom Urſprunge der Sprache bei

J. Sev. Vater, in ſeinem Verſuche einer allgemeinen Sprachlehre, Halle 1801. 8. S. 29 — 134 und S. 277 — 287.

Formey, über den Urſprung der Geſellſchaft und der Sprache. Berl. 1763. 8.

des Broſses, traité de la formation mechanique des langues et des principes physiques de l'Etymologie. 2. T. à Paris, 1765. 8. — Teutſch: über Sprache und Schrift; mit Anmerk. vom Hißmann. 2 Theile. Leipz. 1777. 8.

J. Pet. Süßmilch, Verſuch eines Beweiſes, daß die erſte Sprache ihren Urſprung nicht vom Menſchen, ſondern allein von dem Schöpfer erhalten habe. Berl. 1766. 8.

(J. Gtfr.) Herder, über den Urſprung der Sprache. Berl. 1772. 8. 2te Aufl. 1786.

(J. Nic. Tetens), über den Urſprung der Sprache und Schrift. Bützow, 1772. 8.

Rud. Wilh. Zobel, Gedanken vom Urſprunge der Sprachen. Magdeb. 1773. 8.

I. Burnett (Lord Monboddo), of the origine and progreſs of language. 6 T. Edinb. 1773 ſqq. — Teutſch von E. A. Schmidt. 2 Th. (mit Vorrede von Herder) Riga, 1784. 8.

Iac. Beattie, the theory of language, in 2 Parts. (P. 1: of the origine and general nature of ſpeach; P. 2: of univerſal grammar.) Lond. 1788. — Teutſch: Beattie's Theorie der Sprache, oder der kritiſchen und moraliſchen Abhandlungen dritter Theil. Gött. 1790. 8.

Ant. Joſ. Dorſch, philoſophiſche Geſchichte der Sprache und Schrift. Mainz, 1790. 8.

J. Gtli. Fichte, von der Sprachfähigkeit und dem Urſprunge der Sprache — in Niethammer's phil. Journ. 1795, Heft 3, S. 255 ff. und Heft 4. S. 287 ff.

8.

Alle Sprachdarſtellung iſt formell.

Obgleich alle Sprachdarſtellung auf die vorausgegangenen Zuſtände des Bewußtſeyns, und namentlich auf das Bewußtwerden der einzelnen Vorſtellungen, Gefühle und Beſtrebungen, ſich gründet; ſo iſt doch kein Zuſtand des Gefühls- und Beſtrebungsvermögens unmittelbar durch die Sprache darſtellbar, ſondern nur erſt vermittelſt des Vorſtellungsvermögens. Alle urſprüngliche Zuſtände des Gefühls- und des Beſtrebungsvermögens müſſen erſt, nach der unmittelbaren Ankündigung derſelben im Bewußtſeyn, in Vorſtellungen übergehen, bevor ſie, nach außen, durch Sprache dargeſtellt werden können. Wenn alſo auch der urſprüngliche Charakter des Gefühls und der Beſtrebung, wie dies die eigenthümliche Sprache der Dichtkunſt und der Beredſamkeit — im Gegenſatze der Sprache der Proſa — beſtätigt, bei dem Uebergange des Gefühls und der Beſtrebung in den Kreis menſchlicher Vorſtellungen nicht verloren geht; ſo beruht doch alle Darſtellung durch Sprache zunächſt auf der vorausgegangenen Vorſtellung, — und deshalb iſt, wie die Vorſtellung ſelbſt, alle Sprachdarſtellung formell. Denn etwas darſtellen, heißt überhaupt: eine Anſchauung davon geben, und daſſelbe durch Verſinnlichung in den Kreis der unmittelbaren Wahrnehmung bringen. Darſtellung iſt daher: erkennbare Verſinnlichung von Vorſtellungen. Nach dieſer Begriffsbezeichnung ſtellen alle Künſte dar; die zeichnenden und bildenden durch Umriſſe, Figuren und Geſtalten; die Tonkunſt durch unarticulirte Töne; die Tanzkunſt und Mimik durch körperliche Stellungen und Gebärden; und die ſogenannten redenden Künſte durch articulirte Töne oder Worte.

Das allgemeinſte Merkmal der mündlichen und der ſchriftlichen Sprache (des Styls) iſt alſo Darſtellung von Vorſtellungen durch Worte, und erſt durch

Ausmittelung deſſen, was dargeſtellt wird, kann beſtimmt werden, ob der Darſtellung durch Worte eine unmittelbare Vorſtellung, wie in der Sprache der Proſa, oder ob derſelben ein in Vorſtellung übergegangenes Gefühl, wie in der Sprache der Dichtkunſt, oder eine in Vorſtellung übergegangene Beſtrebung, wie in der Sprache der Beredſamkeit, zum Grunde liegt.

Es wird daher von der Wahrheit, Richtigkeit, Klarheit und Beſtimmtheit der Vorſtellung nothwendig die Wahrheit, Richtigkeit, Klarheit und Beſtimmtheit der Darſtellung abhängen; denn beide verhalten ſich gegen einander wie Urſache und Wirkung. Wollen wir nun den Begriff einer geſchichtlich vorhandenen (lebenden oder todten) Sprache, nach den vorausgegangenen Beſtimmungen, aufſtellen; ſo iſt ſie: das in ſich abgeſchloſſene Ganze von Wörtern und Wortverbindungen, welche die in ihrer Ausbildung fortſchreitende Vernunft für die Darſtellung aller im Bewußtſeyn deutlich wahrgenommenen Vorſtellungen (es mögen nun dieſe Vorſtellungen aus phyſiſchen Zuſtänden, oder aus den einzelnen Zuſtänden der drei geiſtigen Vermögen hervorgegangen ſeyn,) erfunden, geordnet und zur Einheit verbunden hat. Bei einer lebenden Sprache muß aber in dieſen Begriff noch das Merkmal aufgenommen werden, daß die Sprache — obgleich in jedem Zeitalter ein in ſich abgeſchloſſenes Ganzes — dennoch, wie die Vernunft ſelbſt, bis zu ihrem Erlöſchen einer beſtändigen Fortbildung fähig iſt.

Wenn gleich an ſich die Sprache, unabhängig von der Schrift, ein in ſich abgeſchloſſenes Ganzes nach formellen Geſetzen bildet; ſo iſt doch die Aufbewahrung und Erhaltung des Gedachten und Geſprochenen, ſo wie die Vervielfältigung und weitere Verbreitung deſſelben durch die Schrift, namentlich durch die Buchſtabenſchrift, beſonders aber durch die Erfindung der Buchdruckerei ſehr befördert und unterſtützt worden. — Die Hieroglyphenſchrift, ſelbſt in dem höchſten Reich-

thume und in der größten Mannigfaltigkeit ihrer Zeichen, iſt, nach dem Zeugniſſe der Geſchichte, jedesmal der Beweis, daß das Volk, welches ſich derſelben bedient, auf den niedern Stufen der geiſtigen Entwickelung und Kultur ſtehen geblieben iſt, weil ſie, bei ihrer Unbeſtimmtheit, bei ihrer Vieldeutigkeit, und bei ihrer Unbrauchbarkeit für alle Gegenſtände des abſtracten Denkens, ſogleich, mit dem Fortſchreiten der geiſtigen Reife der Völker, der Buchſtabenſchrift weichen muß, mit welcher zugleich bei den Völkern die beglaubigte Geſchichte und die zuverläſſigere Aufbewahrung der wichtigſten Denkmäler ihrer Kultur beginnt. — Allein von unermeßlichen Folgen für die Ausbildung der Sprachen und für die unaufhaltbare weitere Verbreitung der Kultur unter den civiliſirten Völkern und unter allen Ständen und Klaſſen derſelben war die Erfindung und ſchnelle Vervollkommnung der Buchdruckerei ſeit der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts. Denn durch ſie ward der Umtauſch der Ideen in einem ſolchen Grade erleichtert, daß nach wenigen Tagen und Wochen das an einem Orte im Drucke erſchienene ein Gemeingut aller gebildeten europäiſchen Völker werden kann.

Durch ſie wurden die Ueberreſte der klaſſiſchen Literatur des Alterthums vor dem Untergange bewahrt, und die wirkſamen Mittel der Bildung für das jüngere Europa; durch ſie gewannen die neuern Sprachen die Bedingungen ihrer ſchnellern Erhebung zum Charakter der Klaſſicität, weil die Buchdruckerkunſt die beſten Schriftſteller der jüngern europäiſchen Völker zur baldigen Uebereinſtimmung in Hinſicht aller weſentlichen Merkmale klaſſiſcher Darſtellung führte, und dieſer Vorgang der Klaſſiker ſelbſt abwärts auf die ſtufenweiſe geiſtige Entwickelung der untern Volksklaſſen nicht ohne wohlthätigen Einfluß blieb; durch ſie wurden die Völker des Erdbodens, beſonders aber Europa's, in ununterbrochene gegenſeitige Verbindung gebracht, und das Reich der Wiſſenſchaft und

Erkenntniß ward, ſelbſt bei den größten politiſchen Erſchütterungen, vor einem ähnlichen Untergange, wie der, welcher zur Zeit der Völkerwanderung die Welt des Alterthums traf, auf immer geſichert. — Aus allen dieſen Rückſichten verdient daher die Buchdruckerei in einer Philoſophie der Sprache der ehrenvollſten Erwähnung.

9.

Verſchiedenheit des Stoffes und der Form in der Darſtellung durch Sprache.

So wie in jeder Vorſtellung *Stoff* und *Form* unterſchieden werden können; ſo müſſen auch beide in der Darſtellung unterſchieden werden. Der *Stoff* iſt nämlich das, *was* vor- und dargeſtellt wird; die *Form* im Allgemeinen, die Art und Weiſe, *wie* ein vorgeſtelltes Mannigfaltiges zur Einheit für die (äußere oder innere) Anſchauung verbunden, — und in *der Sprache*, wie der Stoff durch Worte zur Einheit in der Darſtellung gebracht wird.

Die *äußere* und die *innere* Anſchauung enthalten aber ſehr verſchiedenartige Stoffe für die Darſtellung, und aus der Verſchiedenheit der äußern und der innern Anſchauung entſpringt in der Darſtellung durch Sprache die weſentlich verſchiedene Bezeichnung des *Sinnlichen* und des *Nicht-Sinnlichen*.

Denn werden die Gegenſtände der äußern Anſchauung (des *äußern Sinnes*) unter die Einheit der Vorſtellung gebracht, und durch Worte dargeſtellt; ſo iſt in der Darſtellung durch Sprache (vermittelſt der Begriffe des Verſtandes) das urſprüngliche Gepräge des äußern ſinnlichen Urſprungs dieſer Begriffe nicht zu verkennen (z. B. bei den Begriffen: Sonne, Mond, Wieſe, Elbſtrom, Oeſtreich ꝛc.). Werden aber die Gegenſtände der innern Anſchauung (des *innern Sinnes*), wohin alle zum Bewußtſeyn gelangte einzelne Zuſtände des Vorſtellungs- Gefühls- und Beſtrebungsvermögens gehören, zur Einheit der Vorſtellung erhoben, und vermittelſt der Sprache

dargeſtellt; ſo iſt auch in dieſer Darſtellung durch Sprache die urſprüngliche Quelle des dargeſtellten Stoffes — ob derſelbe nämlich unmittelbar Vorſtellung, oder unmittelbar Gefühl, oder unmittelbar Trieb und Beſtrebung war — nicht ganz zu verkennen, wenn gleich alle dieſe Stoffe, vor ihrem Uebergange in die Sprachdarſtellung, zuvor die Form der Vorſtellung erhalten, weshalb auch der wörtliche Ausdruck der ſubjectiven Gefühle und Beſtrebungen, nach ſeiner Ankündigung, rein formell iſt. Stammt aber der Stoff der Darſtellung unmittelbar aus der Thätigkeit der Vernunft; ſo nennen wir dieſe unmittelbaren Vorſtellungen der Vernunft, im Gegenſatze gegen die Begriffe des Verſtandes, Ideen, ſo wie wir die Urbilder der Phantaſie, ſo bald ſie unter die Einheit der Vorſtellung und der Sprachdarſtellung gebracht werden, als Ideale bezeichnen.

Jede Form, unter welcher etwas erſcheint, iſt daher an ſich die Verſinnlichung eines in der äußern oder innern Anſchauung gegebenen Stoffes, und dieſe Verſinnlichung nennen wir Darſtellung. — Ob nun gleich keine Form ohne Stoff gedacht werden kann; ſo gehört doch nur die Form, und nicht der Stoff, als ſolcher, in das wiſſenſchaftliche Gebiet der Darſtellung überhaupt, und der Sprachdarſtellung insbeſondere. Denn weil im ſtyliſtiſchen Producte der darzuſtellende Gegenſtand (der Stoff, die Materie) nur vermittelſt der Form, und wegen der Form erſcheint; ſo iſt auch die Philoſophie der Sprache eine reinformelle Wiſſenſchaft, und wird erſchöpft durch die Entwickelung der Bedingungen, unter welchen die Form innerhalb der Darſtellung als vollendete Einheit erſcheint. Die Beurtheilung deſſen, ob der dargeſtellte Stoff an ſich materielle Wahrheit enthalte, gehört alſo ſo wenig in das Gebiet der Philoſophie der Sprache, wie — aus einem andern Standpuncte gefaßt — in das Gebiet der Denklehre (Logik), der allgemeinen Sprachlehre, und der Kunſtlehre (Aeſthetik); denn in der Philoſophie der Sprache werden blos die beiden Fragen zur Entſcheidung gebracht:

a) wie Stoff und Form innerhalb der Darſtellung durch Sprache verbunden ſind; und

b) ob die ſtyliſtiſche Form ein in ſich zur Einheit verbundenes, abgeſchloſſenes und vollendetes, Ganzes bilde, welches, durch die unmittelbare Anſchauung, den Verſtand, die Vernunft, die Phantaſie und das Gefühl befriedigt?

Die Entſcheidung dieſer Fragen kann aber nur durch die Unterordnung jedes ſtyliſtiſchen Products unter das Geſetz der Form vermittelt werden.

10.

Vorbereitende Begriffe zur Begründung des Geſetzes der Form.

Obgleich in jedem, auch dem elendeſten, ſtyliſtiſchen Producte Stoff und Form unauflöslich und unzertrennlich verbunden ſind, ſo daß nur durch die Vernichtung der Form die Verbindung des Stoffes und der Form aufgelöſet werden könnte (nach derſelben Aehnlichkeit, wie bei Werken der Plaſtik, der Mahlerei u. ſ. w.); ſo beruht doch die Vollendung der ſtyliſtiſchen Form auf der Art und Weiſe, wie Stoff und Form unauflöslich zur Einheit verbunden worden ſind, d. h. ob dieſe Einheit allen Bedingungen entſpricht, welche an eine vollendete Form gemacht werden können.

Die Bedingungen aber, nach welchen die Vollendung der ſtyliſtiſchen Form geprüft werden muß, ſind logiſch, grammatiſch und äſthetiſch; d. h. ſie entſpringen aus der Denklehre, aus der allgemeinen und beſondern Sprachlehre, und aus der Kunſtlehre.

Vor allem muß ausgemittelt werden, ob der dargeſtellte Gegenſtand richtig gedacht worden iſt; und dies iſt nur nach logiſchen Geſetzen zu entſcheiden. Denn die Logik iſt die Wiſſenſchaft der, in der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Vorſtellungsvermögens enthaltenen, Geſetze und Formen des Denkens. Der

dargeſtellte Gegenſtand wird daher unter die Geſetze der logiſchen Möglichkeit, der logiſchen Wirklichkeit und der logiſchen Nothwendigkeit gebracht *), und nach denſelben entſchieden, ob dem Gegenſtande, (er ſey nun in einen Begriff, oder in ein Urtheil, oder in einen Schluß gekleidet) formelle Wahrheit zukommt.

Mit dieſer Unterſuchung hängt die zweite Entſcheidung unmittelbar zuſammen, ob der richtig gedachte Gegenſtand auch richtig ausgedrückt ſey; und dabei muß zuerſt die allgemeine Sprachlehre, und ſodann die beſondere Sprachlehre derjenigen Sprache berückſichtigt werden, welcher die ſtyliſtiſche Darſtellung angehört. Die allgemeine (oder philoſophiſche) Sprachlehre iſt aber die Wiſſenſchaft der, in der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Vorſtellungsvermögens enthaltenen, Geſetze und Formen für die Darſtellung des Gedachten durch Sprache überhaupt, ohne Rückſicht auf irgend eine vorhandene Sprache. Ausgehend von dem, im logiſchen Urtheile begründeten, Verhältniſſe zwiſchen dem Subjects- und Prädicatsbegriffe führt ſie die Lehre von den Redetheilen (partes orationis), nach dem innern Zuſammenhange derſelben, und nach ihrer Abhängigkeit von einander, auf, und enthält in ihren Vorſchriften ſowohl den höchſten Maaßſtab für den innern wiſſenſchaftlichen Anbau und für die Richtigkeit der Grundſätze in den Sprachlehren aller empiriſch vorhandenen Sprachen, als die letzten Bedingungen des richtigen Ausdrucks im Einzelnen für alles, was logiſch richtig gedacht worden iſt. Denn die beſondern Regeln und Geſetze in der Sprachlehre einer gegebenen und geſchichtlich vorhandenen Sprache müſſen zwar zunächſt das Eigenthümliche, ſo wie das Willkührliche und Zufällige dieſer Sprache zur innern Ordnung und Verbindung bringen, wel-

*) Unter dieſer einfachen Terminologie ſtelle ich in der Logik die drei Denkgeſetze dar, welche man gewöhnlich principium contradictionis, principium rationis sufficientis, und principium exclusi tertii nennt.

ches an ſich, als etwas Gegebenes und Geſchichtliches, in Hinſicht der Bildung der einzelnen Laute und Wörter, in Hinſicht der Abſtammung und Ableitung von einander, und in Hinſicht der Verbindung derſelben nach dem jeder Sprache eigenthümlichen Periodenbaue, nicht aus der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes abgeleitet werden kann; allein für alles Willkührliche und Zufällige in den einzelnen vorhandenen Sprachen gilt der allgemeine Grundſatz: daß, wenn gleich daſſelbe nicht aus den Geſetzen der Logik und der philoſophiſchen Sprachlehre zu erklären und abzuleiten iſt, es doch auch nirgends denſelben widerſprechen darf, weil es ſonſt der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes ſelbſt widerſtreiten würde. Dahin gehört alles unrichtig Gedachte (z. B. ein Ding kann zugleich ſeyn und zugleich nicht ſeyn), und alles unrichtig Ausgedrückte (z. B. keiner hat ihn nicht geſehen).

Sobald aber das Eigenthümliche und Zufällige in den verſchiedenen lebenden und todten Sprachen des Erdbodens den Geſetzen der Logik und der philoſophiſchen Sprachlehre nicht widerſtreitet; ſobald beruht auf demſelben, in vielfacher Beziehung, die große Verſchiedenheit der einzelnen vorhandenen Sprachen von einander, ſo wie ihre reiche Mannigfaltigkeit, Abwechslung und Schattirung in einzelnen Bildungen und Geſtaltungen von Wörtern und Perioden, wodurch das Intereſſe an der Erforſchung dieſes Eigenthümlichen der einzelnen Sprachen und ihrer beſondern Sprachlehren bedeutend erhöht und geſteigert wird.

Allein, nächſt der Ausmittelung des richtig Gedachten durch die Geſetze der allgemeinen und beſondern Sprachlehre, muß bei jeder ſtyliſtiſchen Form auch darnach gefragt werden: ob ſie als Form um ihrer ſelbſt willen — d. h. wegen ihrer Vollendung als Form, ſelbſt abgeſehen von ihrer logiſchen und grammatiſchen Richtigkeit — gefalle; ob ihr alſo Schönheit zukomme? — Dieſe letzte Frage kann aber nur nach dem in der Kunſtlehre aufge-

ſtellten Ideale der Schönheit entſchieden werden, welches daher ebenfalls einen weſentlichen Beſtandtheil des Geſetzes der Form bildet.

11.

Das Geſetz der Form.

Die Hauptaufgabe für die Philoſophie der Sprache iſt alſo die Aufſtellung des Geſetzes der Form, als des höchſten Maasſtabes für die Vollendung jeder einzelnen durch die Sprache dargeſtellten Form. Was das Sittengeſetz für alle Handlungen freier Weſen iſt; das iſt das Geſetz der Form für alle Darſtellungen vermittelſt der Sprache.

Nach den bereits (§. 10) aufgeſtellten Vorderſätzen, wird aber das Geſetz der Form erſchöpft durch die innigſte und unauflöslichſte Verbindung zwiſchen Richtigkeit (Correctheit) und Schönheit in der Form.

12.

Die Richtigkeit, als die erſte Grundeigenſchaft der Form.

1) Die Richtigkeit (Correctheit) der Form iſt die ſinnlich vollkommene Darſtellung der formellen Wahrheit in den durch Worte bezeichneten Vorſtellungen. Sie iſt daher theils logiſche, theils grammatiſche Richtigkeit; denn die formelle Wahrheit beruht, in logiſcher Hinſicht, auf der Uebereinſtimmung der Vorſtellung mit den Geſetzen des Denkens, und, in grammatiſcher Hinſicht, auf der Uebereinſtimmung der wörtlichen Darſtellung mit der vorausgegangenen Vorſtellung. Vorausgeſetzt wird bei dieſer Richtigkeit der Form, daß theils jede Vorſtellung und jede Sprachdarſtellung nach der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes erfolgt; theils, daß die empiriſche Sprache, in welcher die Darſtellung geſchieht, nach

ihrem Wortreichthume und nach der Ausbildung ihres Syntaxes ausreicht, jede Vorſtellung unter einer vollſtändigen und erſchöpfend bezeichnenden Form der Darſtellung erſcheinen zu laſſen.

a) Die logiſche Richtigkeit der Form beruht daher zunächſt auf der Art und Weiſe, wie die innere Folge und Verbindung der in dem ſtyliſtiſchen (kleinern oder größern) Ganzen enthaltenen Begriffe, Urtheile und Schlüſſe vermittelſt der Darſtellung ausgedrückt worden iſt. Denn von der logiſchen Bildung des Darſtellenden iſt die innere Ordnung, die richtige Aufeinanderfolge, der Umfang und Reichthum der zu der ſtyliſtiſchen Umgebung des Hauptgegenſtandes gehörenden verwandten Begriffe und Ideen, ſo wie die deutliche, klare und erſchöpfende Behandlung des darzuſtellenden Stoffes abhängig. Wo innerhalb des Vorſtellungsvermögens Armuth, Unordnung, Verworrenheit, Undeutlichkeit und Unbeſtimmtheit der Begriffe und Ideen herrſcht; da wird nothwendig auch die Darſtellung das Gepräge dieſer Mängel und Unvollkommenheiten an ſich tragen. Wo hingegen Reichthum, Ordnung, Zuſammenhang, Deutlichkeit und Beſtimmtheit innerhalb des Kreiſes der Vorſtellungen ſich finden; da wird auch die Darſtellung die Forderungen der logiſchen Richtigkeit erfüllen.

b) Daſſelbe gilt von der grammatiſchen Richtigkeit. Sie beruht auf der formellen Wahrheit in der Darſtellung, inwiefern dieſe im Allgemeinen von der völligen Angemeſſenheit des geſprochenen und geſchriebenen Wortes zu der vorausgegangenen Vorſtellung, und im Beſondern von den Eigenthümlichkeiten jeder geſchichtlich beſtehenden (empiriſchen) Sprache abhängig iſt. Denn, wenn die allgemeine Sprachlehre für alle Sprachen als höchſter Maaßſtab gilt; ſo kann nur durch ſie die Wahl und der Gebrauch der einzelnen Redetheile, ſo wie die Aufeinanderfolge und Verbindung derſelben unter ſich zu Perioden und zu größern ſtyliſtiſchen Ganzen, entſchieden werden, weil blos auf dieſe Weiſe der Zuſammenhang der wörtlichen Darſtellung mit der

Vorſtellung ausgemittelt, und die formelle Wahrheit im Ausdrucke der Sprache verſinnlicht werden kann. Allein alles, was zur unmittelbaren Bildung der Wörter, zu ihrer Beugung, zu ihrer Abſtammung und Ableitung von einander, zu ihrer örtlichen Stellung in dem Zuſammenhange der ſtyliſtiſchen Perioden, und zu den unzähligen Eigenheiten und Eigenthümlichkeiten der lebenden und todten Sprachen gehört, kann nur durch das gründliche Erforſchen der empiriſch beſtehenden Sprachen ſelbſt erlernt werden. In dieſer letzten (empiriſchen) Hinſicht beſteht daher die grammatiſche Richtigkeit in derjenigen Anwendung der empiriſchen Sprachlehre jeder geſchichtlich vorhandenen Sprache, welche auf das Anſehen der anerkannteſten und entſchiedenſten Klaſſiker in derſelben ſich ſtützt.

Die logiſche und grammatiſche Richtigkeit, als die erſte Grundeigenſchaft einer vollendeten ſtyliſtiſchen Form, iſt aber — was nie vergeſſen werden darf — nur die techniſche (mechaniſche) Vollkommenheit dieſer Form.

13.

Die Schönheit, als die zweite Grundeigenſchaft der Form.

2) Die zweite Grundeigenſchaft der vollendeten ſtyliſtiſchen Form iſt die Schönheit derſelben, welche aus äſthetiſchen Geſetzen hervorgehet. Die Schönheit der Form beſteht nämlich darin, daß die Form, auch unabhängig von dem Stoffe, den ſie darſtellt, um ihrer ſelbſt willen gefalle; daß Phantaſie und Gefühl durch ſie beſchäftigt und ergriffen werden, und daß ſie für beide einen bleibend angenehmen Eindruck vermittelt. Nicht ſelten bewirkt dieſes Wohlgefallen an der Form auch eine ſtarke und kräftige Aufregung der Beſtrebungen und Triebe, und, durch dieſelbe, die Herbeiführung eines Entſchluſſes des menſchlichen Willens; allein nie vermag die Form unmittelbar auf das Beſtrebungsvermögen, ſondern nur mittelbar, d. h.

vermittelſt des vorher ergriffenen Gefühlsvermögens und des durch die Phantaſie idealiſch aufgefaßten — und in der Form verſinnlichten — Gegenſtandes zu wirken, weil, nach der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit unſers Beſtrebungsvermögens, daſſelbe nur durch eine vorausgegangene Vorſtellung (Begriff, Idee, oder Ideal), oder durch ein vorausgegangenes Gefühl zu Handlungen beſtimmt wird. — Fragen wir aber nach den Bedingungen, unter welchen überhaupt eine äſthetiſche — und alſo auch eine vollendete ſtyliſtiſche — Form um ihrer ſelbſt willen gefällt; ſo ſind dieſe: a) die möglichſt höchſte Verſinnlichung, deren der darzuſtellende Stoff in der Form fähig iſt, und b) die möglichſt höchſte Freiheit in der Bewegung, unter welcher der Stoff erſcheint. Denn unter dieſen beiden Eigenſchaften kündigt ſich das Idealiſche in der dargeſtellten Form an, und auf dem Idealiſchen beruht die äſthetiſche Vollendung der erſcheinenden Form. Allein die Darſtellung dieſes Idealiſchen in der Form ſetzt in dem Gemüthe des Darſtellenden das deutliche Bewußtſeyn und die lebendige Vergegenwärtigung des Ideals der Schönheit, ſo wie die erreichte Kraft voraus, das zum Bewußtſeyn gelangte Idealiſche vermittelſt der Form zur äußern Anſchauung zu bringen. (So iſt es dieſe Darſtellung des Idealiſchen vermittelſt der Form, was uns bei den Kunſtwerken von Klopſtock, Schiller, Göthe, Mozart, Haydn, Cherubini, von Raphael, Titian, Coreggio u. a. ergreift, und wodurch die von ihnen ins Daſeyn gerufenen Formen um ihrer ſelbſt willen gefallen.) In dem Gemüthe des Darſtellenden werden daher Phantaſie und Gefühl gleichmäßig ausgebildet, gleichmäßig ſtark bewegt; und gleichmäßig in Wirkſamkeit gebracht werden müſſen, wenn anders die Form im Glanze des Ideals — oder, was daſſelbe ſagt, als klaſſiſch — erſcheinen ſoll. Es muß nämlich der Stoff in der ſtyliſtiſchen Darſtellung ſo verſinnlicht werden, daß der Gegenſtand durch die Form in ſeiner vollkommenen Objectivität — d. h. als ein ſelbſtſtändiges, nach allen ſeinen Theilen vollendetes, und in ſich

abgeſchloſſenes Ganzes — vor die Seele tritt; zugleich muß aber auch in dieſer vollendeten objectiven Form die höchſte Freiheit in der Bewegung und Verbindung aller einzelnen Theile herrſchen, wodurch der dargeſtellte Stoff unter dem friſcheſten Leben erſcheint, das von der Individualität des Darſtellenden ausgeht. Die vollendete Objectivität der Form beſteht alſo darin, daß die Phantaſie die styliſtiſche Form als ein in ſich vollendetes Ganzes (als einen vollkommenen Organismus) feſthalten, zugleich aber auch den nothwendigen äſthetiſchen Zuſammenhang aller einzelnen in der Form lebensvoll verbundenen Theile unter ſich auffaſſen kann, ſo daß, durch die Auffaſſung dieſes Zuſammenhanges, das vollendete Bild von dem Ganzen, als einer äſthetiſchen Einheit, für die Anſchauung des innern Sinnes vermittelt wird.

14.

Verbindung der Richtigkeit und Schönheit innerhalb der Form.

3) Fragen wir aber nach der unauflöslichen Verbindung der Richtigkeit und Schönheit innerhalb der vollendeten Form; ſo finden wir, daß die Richtigkeit der Form nicht von der Schönheit abhängt, und die Schönheit derſelben nicht durch die Richtigkeit beſteht. Beide beſtehen nicht durch, ſondern mit einander; ſie erſcheinen in der Form nicht getrennt und neben einander, ſondern unauflöslich verbunden, und beide bilden nur durch ihre unauflösliche Verbindung das Weſen der Form. Die Richtigkeit und Schönheit, als die beiden Grundeigenſchaften der Form, ſind ſich alſo nicht untergeordnet, ſondern einander gleichgeordnet, und wenn ſie gleich aus verſchiedenen Quellen ſtammen; ſo ſind ſie doch beide gemeinſchaftlich in der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes nach ſeinen formellen Vermögen begründet.

Durch ihre unauflösliche Verbindung in der Form erſcheint aber dieſe als ein organiſches Ganzes, wo jeder Theil um des andern willen da iſt, und die techniſche und äſthetiſche Vollkommenheit in Eins verſchmilzt (idealiſch wird). Denn nie kann die vorhandene logiſche und grammatiſche Richtigkeit den Abgang der Schönheit der Form, nie kann die bloße Schönheit der Form den Mangel der Richtigkeit erſetzen; eine Form, in welcher die eine der beiden Grundeigenſchaften fehlte, oder nur theilweiſe vorhanden, und mit der andern nicht unauflöslich verbunden wäre, müßte nothwendig das Gepräge der Unvollendung an ſich tragen.

Dieſes Geſetz der Form iſt alſo der höchſte idealiſche Maasſtab, nach welchem theils die ſtyliſtiſche Vollendung der einzelnen Producte in der Sprache der Proſa, der Dichtkunſt und der Beredſamkeit, theils die Haltung dieſer Producte in der niedern, mittlern und höhern Schreibart beurtheilt, ſo wie dadurch über die Klaſſicität der Schriftſteller ſelbſt entſchieden wird.

(Durch dieſes Geſetz der Form ſind alle Klaſſiker aller Völker und Zeiten unter ſich innig verwandt; denn unbeſchadet der reichſten Mannigfaltigkeit der Formen, welche bei den Klaſſikern der alten und neuen Zeit aus der unendlichen Verſchiedenheit ihrer Individualität hervorgehet, kann doch nur nach dieſem Geſetze der Form der klaſſiſche Gehalt ihrer einzelnen Producte, ſo wie ihre eigene Stellung in der Reihe der Klaſſiker, als Proſaiker, Dichter und Redner beſtimmt und entſchieden werden. In dieſer Hinſicht gilt alſo das Geſetz der Form eben ſo von Homer, Herodot, Platon, Xenophon, wie von Cicero, Cäſar, Horaz und Livius, und wie von Luther, Leſſing, Wieland, Klopſtock, Schiller, Göthe, Garve, Engel, Zollikofer, Reinhard, Schlözer, Spittler u. a.)

15.

Begriff der untergeordneten Eigenſchaften der Richtigkeit und Schönheit.

Die beiden Begriffe der Richtigkeit und Schönheit ſind Gattungsbegriffe, die, als ſolche, mehrere untergeordnete Begriffe, d. h. die Bezeichnungen der einzelnen Eigenſchaften der Richtigkeit und Schönheit in ſich einſchließen, weil, bei der großen individuellen Verſchiedenheit der klaſſiſchen Schriftſteller, und bei der eben ſo großen Verſchiedenheit der ſtyliſtiſch darzuſtellenden Stoffe, nicht alle einzelne Eigenſchaften der Richtigkeit und Schönheit in jedem ſtyliſtiſchen Producte vorhanden ſeyn können; ja weil ſogar von den untergeordneten Eigenſchaften der Schönheit, durch das Vorhandenſeyn einiger, das Vorhandenſeyn andrer ausgeſchloſſen wird. (So kann das Lächerliche und Erhabene, das Humoriſtiſche und Pathetiſche, das Komiſche und Rührende u. ſ. w. nicht in einer und derſelben Form zugleich beſtehen.) Allein da dieſe Eigenſchaften theils einzeln, theils nach ihrer Verbindung, in den Werken der Klaſſiker unverkennbar angetroffen werden, und da man den klaſſiſchen Gehalt dieſer Werke nur nach dem Vorhandenſeyn und nach der innern Verbindung dieſer Eigenſchaften zur Einheit der Form beſtimmen kann; ſo muß auch die Philoſophie der Sprache dieſe untergeordneten Eigenſchaften der Richtigkeit und Schönheit, durch welche die Gattungsbegriffe der Richtigkeit und Schönheit erſchöpft werden, im Einzelnen aufſtellen und nach ihrem formellen Charakter bezeichnen.

16.

a) Untergeordnete Eigenſchaften der logiſchen und grammatiſchen Richtigkeit der Form.

Die untergeordneten Eigenſchaften der logiſchen und grammatiſchen Richtigkeit der Form ſind:

1) die Deutlichkeit. Sie beſteht in der Wahl und in dem Gebrauche derjenigen Wörter, durch welche der vorgeſtellte Gegenſtand nach ſeinem Weſen, nach ſeiner Eigenthümlichkeit, und nach ſeiner Verſchiedenheit von andern Gegenſtänden am beſtimmteſten bezeichnet wird, um den darin enthaltenen Sinn ſogleich zu faſſen, zu verſtehen und zu behalten. Sie ſchließt die Angemeſſenheit des Ausdruckes in ſich ein, indem dieſelbe in der Wahl des paſſendſten Ausdruckes für den Gegenſtand beſteht, welcher bezeichnet werden ſ ll.

2) die Klarheit. Sie iſt diejenige Eigenſchaft der Darſtellung, nach welcher man nicht nur den vorgeſtellten Gegenſtand an ſich deutlich wahrnimmt und erkennt, und ihn von den übrigen Theilen der Darſtellung genau unterſcheidet, ſondern auch die einzelnen Merkmale deſſelben (die Theilvorſtellungen) mit Sicherheit auffaſſen kann. (So wie der Deutlichkeit die Undeutlichkeit und Unverſtändlichkeit gegen über ſteht; ſo der Klarheit die Dunkelheit.)

3) die Reinheit. Sie verlangt die Wahl und den Gebrauch ſolcher Wörter, die der Sprache, in welcher man ſpricht oder ſchreibt, eigenthümlich angehören und nicht aus andern Sprachen entlehnt ſind, ſo wie die Feſthaltung desjenigen Periodenbaues (in ſyntactiſcher Hinſicht), welcher erfahrungsmäßig bei den Klaſſikern der Sprache angetroffen wird. Doch darf der Purismus in Hinſicht der Wahl der Wörter nicht ſo weit getrieben werden, daß er die Geſetze der Deutlichkeit und Klarheit beleidigt, welches geſchehen würde, ſobald man unrichtig oder einſeitig bezeichnende, nicht nach den empiriſchen Geſetzen der Ableitung (Etymologie) und Aehnlichkeit (Analogie) gebildete, und durch die Neuheit ihrer Ausprägung den Gegenſtand mehr verdunkelnde, als deutlich und klar darſtellende Wörter gebrauchen wollte. (Davon weiter unten unter dem Purismus.). In Hinſicht des Periodenbaues aber muß die Nachahmung und Nachbildung einer fremdartigen, dem eigenthümlichen Charakter der Sprache widerſtreitenden Perio-

dirung ſorgfältig vermieden werden. (In der teutſchen Sprache gilt dies letztere vorzüglich von der ihr aufgedrungenen Nachahmung des lateiniſchen und franzöſiſchen Periodenbaues, welche man bei den beſſern teutſchen Schriftſtellern des 16ten Jahrhunderts — z. B. bei Luther u. a. — noch nicht, wohl aber ſeit dem 17ten Jahrhunderte findet, wo man ſich beſonders in der Nachäffung der franzöſiſchen Sprachformen gefiel.)

4) die Ordnung. Sie beſteht in derjenigen beſtimmt berechneten und feſtgehaltenen logiſchen Anordnung, Stellung und Aufeinanderfolge der einzelnen Begriffe und Sätze, welche aus der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit des Vorſtellungsvermögens ſelbſt hervorgehet, und welche die Prüfung nach den drei Denkgeſetzen beſteht. Uebrigens hängt es von dem Umfange der darzuſtellenden Vorſtellungen ab, ob dieſe Anordnung und Aufeinanderfolge der Begriffe und Sätze einfach, oder mehr zuſammengeſetzt und künſtlich iſt.

5) die Treue. Sie zeigt ſich in derjenigen Behandlung des Stoffes, nach welcher er ganz ſo, wie er in dem Kreiſe des Vorſtellungsvermögens enthalten iſt, in die Darſtellung übergeht; mithin ohne Verminderung und Vermehrung, ohne Verſchönerung und Uebertreibung.

6) die Vollſtändigkeit. Sie beruht darauf, daß durch die Darſtellung die Vorſtellung von dem Gegenſtande ganz erſchöpft wird.

7) die Kürze (Präciſion). Sie beſteht darin, daß in die Darſtellung nicht mehr und nicht weniger aufgenommen wird, als zur Bezeichnung des gedachten Gegenſtandes gehört, wodurch eben ſo die Ueberladung, Weitſchweifigkeit und Wiederhohlung mit andern Worten, wie die abſichtlich geſuchte Kürze ausgeſchloſſen wird.

8) die logiſche und grammatiſche Einheit. Im Gegenſatze der äſthetiſchen Einheit, beruht die logiſche und grammatiſche Einheit auf der innern und nothwendigen Verbindung aller einzelnen Theile des Stoffes (nach

Begriffen, Sätzen und Perioden) zu Einem in ſich abgeſchloſſenen Ganzen, welches dem Geſetze der logiſchen und grammatiſchen Richtigkeit durchgehends entſpricht, und den Kreis der Darſtellung des Gegenſtandes völlig erſchöpft.

17.

b) Untergeordnete Eigenſchaften der Schönheit der Form.

So vielfach auch die Bezeichnung: daß etwas ſchön ſey, in der Sprache genommen wird, und ſo mannigfaltig verſchieden der Ausdruck des Schönen in der Form ſeyn mag; ſo läßt ſich doch — da der Unterſchied zwiſchen dem Naturſchönen und dem Kunſtſchönen nicht der Philoſophie der Sprache, ſondern der Aeſthetik überhaupt angehört — in ſtyliſtiſcher Hinſicht das Schöne auf vier weſentliche Kennzeichen (Kriterien) zurückführen:

1) daß nämlich die Form in der Anſchauung einen wohlthuenden Reiz auf den äußern oder innern Sinn bewirke;
2) daß ſie in dem Gefühlsvermögen eine höhere Bewegung und Rührung hervorbringe;
3) daß ſie die Einbildungskraft in ein freies Spiel verſetze; und
4) daß der Stoff, vermittelſt der Form, idealiſirt erſcheine.

Die idealiſirte Darſtellung des vorgeſtellten Gegenſtandes iſt daher der höchſte Maasſtab für die Schönheit der Form. Allein nach der Verſchiedenartigkeit der darzuſtellenden Stoffe, ſo wie nach der Verſchiedenheit der darſtellenden Schriftſteller, werden und können von den folgenden untergeordneten Eigenſchaften der Schönheit der Form nicht alle in jeder einzelnen ſtyliſtiſchen Form vorhanden ſeyn; ja, wie weiter oben bemerkt ward, ſchließt ſogar das Daſeyn einiger dieſer Eigenſchaften die Aufnahme gewiſſer andrer von der ſtyliſtiſchen Form aus. — Sobald aber, wie

hier, überhaupt eine Ueberſicht über die geſammten Bedingungen der Schönheit der Form gegeben werden ſoll; ſobald müſſen auch die ſämmtlichen untergeordneten Eigenſchaften der Schönheit der Form aufgeführt, und nach ihrer Eigenthümlichkeit bezeichnet werden. Sie ſind:

1) die freieſte Verſinnlichung des Stoffes. Ein dargeſtellter Gegenſtand wird vermitteſt der Form frei verſinnlicht, ſobald die Einbildungskraft denſelben, nach ſeiner beſtimmt ausgedrückten Eigenthümlichkeit und nach ſeiner ganzen ſtyliſtiſchen Umgebung, unter der Einheit eines vollendeten Bildes aufzufaſſen und feſtzuhalten vermag, ſo daß er für die innere Anſchauung ein vollſtändiges Bild vermittelt, das alle Lücken, alle Verworrenheit und Dunkelheit von ſich ausſchließt. (Z. B. Klopſtocks Meſſias; Wielands Oberon.) Der niedere Grad dieſer Verſinnlichung (wie er gewöhnlich in der Sprache der Proſa getroffen wird,) heißt Lebhaftigkeit, der höhere Grad, der nicht ſelten die Gebilde aus der Sprache der Dichtkunſt und der Beredſamkeit bezeichnet, heißt Feuer. Wo dieſer Grad der ſtyliſtiſchen Verſinnlichung getroffen wird; da wirkt die ſtyliſtiſche Form gewöhnlich nicht blos auf das Gefühlsvermögen, ſondern auch auf das Beſtrebungsvermögen. (Z. B, Cicero's catilinariſche Reden; — Reinhard's Predigt am Johannisfeſte 1816.)

2) die Natürlichkeit. Sie beſteht darin, daß die einzelnen Theile der ſtyliſtiſchen Form ſo leicht an einander ſich anſchließen, und ſo unvermerkt in einander verſchmelzen, daß man die Uebergänge der Verbindung ſo wenig, wie in den organiſchen Formen der Natur, zu erkennen vermag. So wie nämlich in den Gebilden der Natur alle einzelne Theile aufs innigſte zu Einem Ganzen verbunden ſind, der eine Theil nur um des andern willen da iſt, und durch und mit dem andern beſtehet, und nirgends Zwang, Härte, Erkünſtelung, Schwerfälligkeit und Trockenheit getroffen wird; ſo ſoll auch in der ſtyliſtiſchen Form alles Einzelne einfach, leicht, zwanglos und innig zum Ganzen verbunden ſeyn. (z. B. das

neue Lied von Herder; — Roſen auf den Weg geſtreut ꝛc. von Hölty.)

3) die Mannigfaltigkeit. Sie beruht darauf, daß, abgeſehen von der äſthetiſchen Einheit der Form, die einzelnen Theile derſelben durch die innere Ausbildung der zu ihnen gehörenden Vorſtellungen und Merkmale, durch die Abwechslung und den Reichthum ihrer Gegenſtände, ſo wie durch ihre äſthetiſche Verhältnißmäßigkeit gegen einander, auch als Theile wohlgefallen, und auf Gefühl und Einbildungskraft einen wohlthuenden Eindruck machen, ohne daß dadurch der Geſammteindruck der ganzen ſtyliſtiſchen Form vereinzelt oder gehemmt würde. (z. B. Koſegartens Arkona.)

4) die äſthetiſche Einheit. Wenn die grammatiſche und logiſche Einheit der ſtyliſtiſchen Form zunächſt techniſch iſt, und auf der nothwendigen, in ſich abgeſchloſſenen, Verbindung aller einzelnen, den Gegenſtand erſchöpfenden, Theile des Stoffes beruht; ſo kündigt ſich die äſthetiſche Einheit in derjenigen Vollendung der ſtyliſtiſchen Form an, nach welcher dieſelbe als ein organiſches Ganzes wahrgenommen wird, in welchem alle Theile unzertrennbar verbunden und aufs innigſte verſchmolzen ſind (z. B. Stolbergs Freiheitsgeſang aus dem zwanzigſten Jahrhunderte.)

5) die Schattirung (das Nüanciren). Sie bezeichnet in der ſtyliſtiſchen Form die unmerklichen, und nur dem feinern Gefühle erkennbaren, Unterſchiede zwiſchen einzelnen dargeſtellten Begriffen, verſinnlicht durch den mit möglichſter Zartheit gehaltenen Ausdruck dieſer Unterſchiede vermittelſt der Sprache, und durch die faſt unſichtbare Abwechslung, Verſchmelzung und Steigerung derſelben in dem ſtyliſtiſchen Ganzen. Nur einem ſehr zarten, feinen und gebildeten Geſchmacke werden dieſe Schattirungen gelingen; allein eben ſo wird zur Wahrnehmung, Auffaſſung und richtigen Würdigung derſelben ein ſehr geläutertes Gefühl verlangt. (z. B. Voßens Frühlingsliebe). *)

*) In Tönen, Farben und mimiſchen Zeichen iſt dieſes Nüanciren leichter darzuſtellen, als in ſtyliſtiſchen Formen, und in der De=

6) Die Vertheilung von Licht und Schatten (die äſthetiſche Farbengebung) beſteht in der, von dem echten Schönheitsſinne und dem geläutertſten Geſchmacke bewirkten, idealiſchen Hervorhebung und erhöhten Verſinnlichung des Hauptgegenſtandes in der Form, im Gegenſatze gegen die, nach äſthetiſchen Geſetzen berechnete, abſichtliche Verdunkelung derjenigen Theile der Form, welche den Hauptgegenſtand blos unterſtützen nnd leiten. Die Kraft und der ſichere Tact des Styliſten bewährt ſich daher in der beſtimmten Feſthaltung der Bezeichnung der einzelnen Theile in der Darſtellung, auf welche, nach äſthetiſchen Geſetzen, Licht oder Schatten fallen ſoll. Denn da der Schatten nicht ſeiner ſelbſt, ſondern des Lichts wegen da iſt; ſo verlangt der Ausdruck des Verhältniſſes zwiſchen beiden — beſonders aber des ſogenannten Helldunkels — eine ſehr ſorgfältige Behandlung, und ſetzt eben ſo ein tiefes Gefühl und eine ſchöpferiſche Phantaſie, wie eine gebildete und gereifte Urtheilskraft voraus. (z. B. der Schwur des Meſſias bei Klopſtock.) Die größte und ſicherſte Behandlung des äſthetiſchen Lichts in der styliſtiſchen Form nennt man den äſthetiſchen Glanz.

7) Der Kontraſt beſteht in der Verſinnlichung des Entgegengeſetzten von dem, was als Hauptgegenſtand in der styliſtiſchen Form erſcheint, und zwar nach dem ſorgfältig berechneten Verhältniſſe zwiſchen dem Hauptgegenſtande und dem, welcher mit ihm kontraſtirt. So wie bei der Vertheilung von Licht und Schatten der Schatten des Lichtes wegen da iſt; ſo iſt auch der Kontraſt nur ein äſthetiſches Mittel zu einem äſthetiſchen Zwecke. In der Vollendung

clamation. In der Malerei verſteht man darunter theils die Steigerung, durch welche eine Farbe entweder von ihrer höchſten Helle allmählig in ihr tiefſtes Dunkel übergeht; theils das Zuſammenſtimmende und Harmoniſche in mehrern, neben einander beſtehenden, Farben. — Im Style wird dieſe Schattirung am meiſten in der Sprache der Dichtkunſt, ſeltener inder Sprache der Beredſamkeit, am wenigſten aber in der Sprache der Proſa angetroffen.

der Form muß der Kontraſt zuletzt als mit dem Hauptgegenſtande in Harmonie aufgelöſet, oder doch als mit dem äſthetiſchen Zwecke des Ganzen ausgeglichen erſcheinen; denn an ſich bleibt der Kontraſt nur ein untergeordnetes Merkmal der Schönheit der Darſtellung, durch welches die Hauptwirkung der Form befördert werden ſoll. Ein unaufgelöſeter und unaufgeklärter Kontraſt wäre in der ſtyliſtiſchen Darſtellung das, was eine unaufgelöſete Diſſonanz in der Tonkunſt ſeyn würde. (Karl und Franz Moor in Schillers Räubern.)

8) Das Witzige und Scharfſinnige. Man kann (mit Jean Paul) den Witz in der Darſtellung den äſthetiſchen Schein nennen, inwiefern er das Verhältniß der Aehnlichkeit gewiſſer Gegenſtände, die einander an ſich ungleich ſind, auffindet und verſinnlicht. Er gehört eben ſo der Sprache der Proſa, wie der Sprache der Dichtkunſt und Beredſamkeit an, weil er eben ſowohl Begriffe des Verſtandes und Ideen der Vernunft, wie Bilder der Einbildungskraft, bei aller ihrer urſprünglichen Verſchiedenartigkeit und Ungleichheit, doch in Wortſpielen, Gegenſätzen (Antitheſen), Anſpielungen u. ſ. w. zur Aehnlichkeit bringen kann. — Nur muß der echte Witz, welcher leicht, gewandt, ungeſucht, vielſeitig, treffend, kurz und kräftig iſt, von dem unechten genau unterſchieden werden, der ſich ſchwerfällig, erkünſtelt, dürftig, verfehlt, geſucht und matt ankündigt. Mit Ausnahme kleiner ſtyliſtiſcher Formen (z. B. des Epigramms u. a.), kann der Witz gewöhnlich nur einzelne Theile und Gegenſtände, nicht aber das größere Ganze einer ſtyliſtiſchen Darſtellung bezeichnen. — Im Gegenſatze des Witzes zeigt ſich der Scharfſinn in der Auffindung und Verſinnlichung der Unähnlichkeit gewiſſer Gegenſtände, die einander an ſich gleich ſind, oder gleich zu ſeyn ſcheinen (z. B. in der Synonymik). Der Witz verbindet alſo das ſcheinbar Unähnliche; der Scharfſinn trennt das ſcheinbar Aehnliche. Daher wirkt der Witz im Ganzen mehr für das

Anſchauungsvermögen, für Gefühl und Einbildungskraft, und der Scharfſinn mehr für Verſtand, Urtheilskraft und Vernunft. Aus demſelben Grunde kann der Witz in der Sprache der Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit gleichmäßig walten, während der Scharfſinn ſich zunächſt auf die Proſa beſchränkt, und in der Sprache der Beredſamkeit gewöhnlich nur in didactiſcher Beziehung wirkt. (Leſſing, Käſtner, Lichtenberg, Jean Paul; — Eberhard, Maaß, beide in der Synonymik.)

9) Das Neue in der ſtyliſtiſchen Darſtellung beruht entweder auf der Neuheit des Stoffes, oder auf der Neuheit der Form. Die erſtere ſchließt die letztere in ſich ein. Denn wenn der Dichter und Redner, ſeltner der Proſaiker, einen neuen, vor ihm noch nie behandelten Stoff darſtellt (z. B. Jean Paul — Chriſtuspredigt von den Weltenherab: es ſey kein Gott); ſo muß nothwendig auch die ſtyliſtiſche Form das Gepräge der Neuheit erhalten. — Allein wenn der Stoff bereits von Andern dargeſtellt ward; ſo beruht die Neuheit der Form (z. B. in Schillers Jungfrau von Orleans) auf der noch nie ſo da geweſenen, und in ſich zur äſthetiſchen Einheit verbundenen, Form der Darſtellung, unter welcher der Stoff erſcheint. In dieſem äſthetiſchen Charakter des Neuen zeigt ſich beſonders die Stärke und Vielſeitigkeit der erfindenden Einbildungskraft. Da aber für den Menſchen in dem Kreiſe des Lebens und der Weltbegebenheiten vieles Neue erfolgt, welches nichts weniger als äſthetiſch iſt; ſo beruht das äſthetiſche Neue zunächſt auf der Möglichkeit der idealiſirten Haltung und organiſchen Vollendung der dargeſtellten Form.

10) Die Anmuth, Lieblichkeit und Grazie (der Liebreiz) in der ſtyliſtiſchen Darſtellung unterſcheiden dadurch ſich von einander, daß die Anmuth zunächſt das Zufällige in dem dargeſtellten Gegenſtande belebt und höher bewegt (z. B. in Matthiſſons Landſchaftsgemählden); die Lieblichkeit ausſchließend auf dem Sanften und Milden im Umriſſe und Ausdrucke der einzelnen

Formen beruht (z. B. in vielen weiblichen Charakteren von Göthe); und die Grazie den idealiſirten Ausdruck der Liebe, — gegründet auf Unſchuld und Reinheit des Herzens — in der Darſtellung bezeichnet (z. B. in Koſegartens Geſtändniß).

11) Das Naive zeigt ſich (nach Schiller) in einer Kindlichkeit, wo ſie nicht mehr erwartet wird, und kann deshalb im ſtrengen Sinne der wirklichen Kindheit nicht beigelegt werden. Auch beruht das Naive nicht auf dem, was geſagt wird (dem Stoffe), ſondern zunächſt auf dem, wie etwas geſagt oder gethan wird (auf der Form). Das Naive ſteht mit der Erkünſtelung und mit den ſteifen Formen des bürgerlichen Lebens im ſchneidenden Kontraſte, und gewinnt, durch die Einfachheit des in ihm vorherrſchenden Tones der Natur, der Unſchuld und des unverdorbenen Gefühls, den Sieg über ſie. Das Naive beluſtigt, (z. B. in Kotzebue's Gurli), wenn es, ſich ſelbſt unbewußt, ſiegreich über die gewöhnlichen Formen, Schwächen und Thorheiten des Herkommens ſich erhebt; es rührt aber, (z. B. in Geßners Idyllen), wenn es ſich in Hinſicht auf ſittliche Verhältniſſe auf eine Weiſe äußert, die wir in der wirklichen Welt vergeblich ſuchen, und deren Ausdruck ſo erſcheint, als könnte er in der Ordnung der Natur nicht anders ſeyn.

12) Das Unerwartete und Wunderbare. Das Unerwartete in der ſtyliſtiſchen Darſtellung kann theils dem Stoffe, theils der Form zukommen; das Wunderbare aber beruht zunächſt auf dem Stoffe, weil die Form an ſich nichts Wunderbares enthalten kann. Das Unerwartete im Stoffe beſteht in einer ſolchen Ankündigung des Gegenſtandes, die an ſich, und nach der daraus hervorgehenden ganzen Umgebung des Gegenſtandes, in dem gewöhnlichen und natürlichen Gange der Dinge nicht erwartet wird (z. B. die Erſcheinung des Kapuziners in Schillers Räubern); das Unerwartete in der Form aber enthält eine ſolche überraſchende und neue Behandlung einzelner Theile der ſtyliſtiſchen Darſtellung, oder

auch des ganzen Ausdruckes derſelben, welche von der Art und Weiſe, wie man die Darſtellung der Form *erwarten konnte*, weſentlich abweicht. (z. B. der Gott und die Bajadere von *Göthe*.) — Das *Wunderbare* hingegen, das *blos im Stoffe* liegen kann, kündigt ſich entweder in dem Ungewöhnlichen und Seltnen deſſelben, oder in dem alle unſere Vorſtellungen von Urſache und Wirkung Ueberſteigenden an (z. B. *Schubarts* ewiger Jude; der *ſchwarze Ritter* in *Schillers* Jungfrau von Orleans ꝛc.) Zu dem erſten gehören Aeußerungen, Vorgänge und Erſcheinungen, die in dem gewöhnlichen Leben ſelten, oder gar nicht vorkommen, aber doch nach den Geſetzen des Cauſalzuſammenhanges vorkommen können (z. B. in unzähligen Romanen); zu dem letzten hingegen gehört der ganze Kreis überſinnlicher Weſen und Erſcheinungen, welcher über den erkennbaren Cauſalzuſammenhang der ſinnlichen und ſittlichen Welt hinausliegt, von dem Dichter aber nach dieſem Cauſalzuſammenhange behandelt wird. — Das *Abenteuerliche* iſt eine Abart des Unerwarteten und Wunderbaren, inwiefern nämlich der dargeſtellte Stoff an das Widerſinnige und Zweckwidrige zu gränzen ſcheint, ſich aber doch noch auf der Linie des Schönen erhält, (z. B. *Hüon* im Oberon).

13) Die *edle Einfalt* (die edle Simplicität) kündigt ſich in der ſtyliſtiſchen Darſtellung unter der höchſt einfachen, kunſt- und anſpruchloſen Behandlung des Stoffes an, wodurch aber derſelbe, eben wegen der Abweſenheit alles äſthetiſchen Schmuckes, unmittelbar gefällt, und einen tiefen Eindruck auf Einbildungskraft und Gefühl bewirkt. (z. B. *Heydenreichs* Volkslied auf Leopolds 2 Tod.)

14) Die *Kraft* in der Darſtellung beruht *theils* auf der nachdrucksvollen und das Gefühl unmittelbar ergreifenden Zeichnung und Haltung einzelner Gegenſtände und Abſchnitte einer ſtyliſtiſchen Form; *theils* auf derjenigen Durchführung einer ganzen ſtyliſtiſchen Form, durch welche das Gefühlsvermögen in einem ungewöhnlichen Grade bewegt und erſchüttert wird. Obgleich die Kraft in der

Darſtellung **zunächſt** auf das Gefühlsvermögen wirkt; ſo kann doch auch durch dieſelbe, beſonders in der Sprache der Beredſamkeit, vermittelſt des Gefühlsvermögens das Beſtrebungsvermögen aufgeregt, erſchüttert und zu Entſchlüſſen und Handlungen veranlaßt werden. (So herrſcht **Kraft** in den Gedichten von **Voß**: Mit Eichenlaub den Hut bekränzt ꝛc. und: Der Geiſteswildheit Nacht voll Grauen ꝛc. — und eben ſo in vielen einzelnen Stellen von **Predigten** J. Andr. **Cramers**, **Reinhards** ꝛc., in **Fichte's** Vorleſungen über die Beſtimmung des Gelehrten u. ſ. w.)

15) Das **Kühne** in der Darſtellung kann entweder zunächſt dem Stoffe, oder zunächſt der Form, oder beiden zugleich angehören. Im Allgemeinen beſteht es daher entweder in der **gewagten** Schilderung eines Gegenſtandes, der bisher in der herrſchenden Meinung von der entgegengeſetzten Seite gefaßt ward; oder in der gleichfalls gewagten und gelungenen Durchführung gewiſſer noch nicht auf dieſe Weiſe in der ſtyliſtiſchen Form zu Einem Ganzen vereinigter Bilder. Es ſchließt in den meiſten Fällen die ſtyliſtiſchen Eigenſchaften des Neuen und der Kraft in ſich ein; nur daß das Wohlgefallen an dem dargeſtellten Gegenſtande durch den unverkennbaren und gelungenen Ausdruck des **Gewagten** in der Form begründet und erhalten wird. (Dahin gehören die drei Flugſchriften **Luthers** vom Jahre 1520: **an den chriſtlichen Adel teutſcher Nation; von der babyloniſchen Gefangenſchaft der Kirche, und wider die Bulle des Antichriſts**, nach Stoff und Form; und der Tyrannentod von **Schink** nach der Form u. a.)

16) Das **Edle** und **Würdevolle**. Das **Edle** iſt, im Gegenſatze des Gemeinen, das Höhere und Vortreffliche; überhaupt das Vernünftige, im Gegenſatze des Sinnlichen. Die **Würde** aber beruht auf dem **Moraliſch-Edlen**, und daher in der ſtyliſtiſchen Form auf dem Ausdrucke deſſelben in der Darſtellung. Wird das Edle dem **Stoffe** beigelegt; ſo kann nur der Menſch, nach ſeinen geiſtigen Zu-

ſtänden und Wirkungen, der Gegenſtand deſſelben ſeyn (z. B. in Mahlmanns Größe im Unglücke). Wird das Edle von der Form ausgeſagt; ſo iſt es von der Reinheit, Vernunftmäßigkeit und ſittlichen Güte des darſtellenden Schriftſtellers ausgegangen (z. B. in den religiöſen Liedern Gellerts). Selbſt der Ausdruck der Leidenſchaften kann edel ſeyn, wenn die Leidenſchaft in der Darſtellung als der Vernunft untergeordnet erſcheint (z. B. Max Piccolomini in Schillers Wallenſtein). — Eben ſo beruht die Würde auf dem dargeſtellten Stoffe, wenn der Gegenſtand nach dem Ausdrucke reiner Sittlichkeit erkannt wird (z. B. Klingemanns Luther), und auf der Form, wenn vermittelſt der Darſtellung der reine ſittliche Sinn des Schriftſtellers ſich offenbart — (z. B. in Schillers drei Worten des Glaubens). Der höchſte Grad der Würde iſt das Majeſtätiſche, das in der Darſtellung nur dem Heiligen beigelegt werden kann (z. B. in Klopſtocks Hymnus: Wie Gott belohnt, belohn', o Vater, deinen Sohn).

17) Das Große. Die Größe iſt entweder (wie die der Natur) extenſiv, oder intenſiv (wie die Größe des Geiſtes); die letztere ſchließt die moraliſche Größe in ſich ein. In jeder Größe wird eine Einheit gedacht, zu welcher mehrere gleichartige Theile verbunden ſind. Die Größenmeſſung entſteht aus der Beſtimmung des Unterſchieds, je nachdem mehr oder weniger Theile in der Größe vereinigt ſind. Alle Größenmeſſung führt aber nur auf comparative, nie auf abſolute Größe hin. — In äſthetiſcher Hinſicht bezieht ſich die Größe auf die Wirkung, welche ein dargeſtellter ſinnlicher oder überſinnlicher Gegenſtand auf die Einbildungskraft und das Gefühlsvermögen hervorbringt. Bei gleicher Kraft des Schriftſtellers in Hinſicht der Darſtellung, wird aber die dargeſtellte große Idee tiefer auf den Menſchen wirken, als ein dargeſtellter großer Naturgegenſtand. Immer bleibt die vollendete Einheit des großen Gegenſtandes in der Darſtellung die Hauptbedingung, daß der-

ſelbe äſthetiſch wirkt, und in der Anſchauung ein reines Wohlgefallen hervorbringt. (Eine gelungene Schilderung der Naturgröße findet ſich in Joh. v. Müllers Schweizergeſchichte, wo er Eingangsweiſe die Alpen darſtellt: Im Norden des Landes Piemont ꝛc. — Die Größe der Idee herrſcht in J. Georg Jacobi's Gedicht: die Tempel. — Moraliſche Größe legte Schiller in ſeinen Dialog zwiſchen Cäſar und Brutus: Wer mit Schritten eines Niebeſiegten ꝛc.)

18) Das Erhabene iſt zum Theile dem Großen verwandt; denn es muß nach Stoff und Form über das Gewöhnliche hervorragen. Allein es unterſcheidet ſich vom Großen weſentlich dadurch, daß in demſelben der Kontraſt zwiſchen der Naturwelt und der Welt der Freiheit, zwiſchen der Ankündigung des Endlichen und Unendlichen innerhalb des Gefühlsvermögens verſinnlicht, und dadurch in dem Gefühlsvermögen das gemiſchte Gefühl der Luſt und Unluſt angeregt und unterhalten wird, das aber, bei dem gefühlten Uebergewichte der Vernunft und Freiheit über das Sinnliche und über die Nothwendigkeit in der Naturwelt, ſo wie des Unendlichen über alle Bedingungen und Schranken des Endlichen, in das ſiegende Gefühl der Luſt über das Gefühl der Unluſt ſich zuletzt auflöſet. Es kann alſo eigentlich von keinem objectiven, ſondern nur von einem ſubjectiven Erhabenen geredet werden, inwiefern es auf einer Erſchütterung des Gefühls, und in demſelben auf einer Miſchung des Gefühls der Luſt und Unluſt beruht, die entweder von einer äußern, oder von einer innern Anſchauung bewirkt wird. Es gibt daher ein Erhabenes in der Natur nur in dem Sinne, daß, vermittelſt eines äußern Gegenſtandes, in unſerm Gefühlsvermögen der mächtige Gegenſatz der Freiheit gegen die Naturnothwendigkeit, und des gefühlten Unendlichen gegen das angeſchaute Endliche angeregt wird. Auf gleiche Weiſe gelangen wir zum Bewußtſeyn des Erhabenen in der überſinnlichen, und namentlich in der ſittlichen Ordnung der Dinge, wenn

wir an den, durch den innern Sinn angeſchauten und zum Gefühle gebrachten, überſinnlichen und ſittlichen Gegenſtand den Gegenſatz des Endlichen, Bedingten und Nothwendigen halten, und beide Gefühle, das Gefühl der Luſt und der Unluſt, ſo lange gegen einander anwogen, bis endlich die gefühlte Ueberlegenheit des Unendlichen über das Endliche für den Sieg des Gefühls der Luſt über das Gefühl der Unluſt entſcheidet. In dem Erhabenen ſiegen alſo die dargeſtellten Ideen der Vernunft und die Ideale der Einbildungskraft über den gleichſtark verſinnlichten Gegenſatz des Endlichen und Bedingten, vermittelſt der vollendeten Form der Darſtellung (z. B. Hallers Unendlichkeit [Fragment]; Koſegartens Ode: die Unſterblichkeit.) — Das Feierliche iſt eine Abart des Erhabenen, und beſteht in derjenigen Darſtellung eines Gegenſtandes, wodurch derſelbe aus der Reihe des Gewöhnlichen gehoben und das Gefühl von ſeiner höhern Bedeutſamkeit und Wichtigkeit in uns geweckt wird, ohne daß dabei der Gegenſatz des Endlichen und Unendlichen, wie im Erhabenen, nothwendig verſinnlicht werden müßte. (So nennen wir z. B. Einweihungsreden eines Tempels, Jubelreden u. ſ. w. feierlich, ohne daß ſie auch zugleich erhaben ſeyn müßten. Allein in vielen Klopſtockiſchen Oden (z. B. der Seraph ſtammelts ꝛc.) ſind das Erhabene und Feierliche verbunden.)

19) In dem Rührenden (Sentimentalen) unterſcheiden wir Wehmuth und Luſt, und zwar die Luſt hervorgebracht durch die Wehmuth. Der Zuſtand der Rührung wird nämlich im Gefühle bewirkt durch die Anſchauung eines entweder ſchon verlornen Gutes, oder eines Gutes, deſſen Verluſt uns droht. Der bereits erlittene, oder bevorſtehende Verluſt regt zunächſt das Gefühl der Wehmuth auf, mit welchem ſich aber ſogleich das Gefühl der Luſt vergeſellſchaftet, welches aus der Betrachtung des Gutes ſelbſt entſpringt. (z. B. Matthiſſons Kinderjahre; Klopſtocks frühe Gräber; Schillers Ideale ꝛc.) Iſt gleich, nach der Miſchung des Gefühls der

Unluſt und der Luſt, das Rührende dem Erhabenen nahe verwandt; ſo unterſcheidet ſich doch das Rührende von dem Erhabenen dadurch, daß in demſelben nicht der Kontraſt des Endlichen und Unendlichen verſinnlicht, ſondern gewöhnlich nur ein bedrohtes oder verlornes Gut des Lebens dargeſtellt wird, und ſelbſt der Ton der Darſtellung im Rührenden nicht die Stärke und Gewalt des dargeſtellten Erhabenen erreicht.

20) Das **Pathetiſche** in der äſthetiſchen Form beruht auf dem Ausdrucke des gemiſchten Gefühls der Luſt und Unluſt, welches durch die Betrachtung des Kampfes des Geiſtigen und Sittlichen mit dem Sinnlichen und Unſittlichen, überhaupt durch die Verſinnlichung des Ankampfes der Freiheit gegen die Macht des Schickſals, angeregt wird. Es ſind die Leiden edler, ſittlich guter und großer Menſchen, die ſie des Guten ſelbſt wegen erdulden, welche im Pathetiſchen verſinnlicht werden. Da aber das Leiden nicht an ſich, ſondern nur durch den geiſtigen Widerſtand, durch die ſittliche Kraft, die ihm entgegengeſetzt wird, in den Kreis des Aeſthetiſchen gehört; ſo beruht auch das Gefühl der Luſt zunächſt auf der Verſinnlichung dieſes Widerſtandes und dieſer ſittlichen Kraft, und das Gefühl der Luſt ſiegt zuletzt eben ſo über das Gefühl der Unluſt, wie überhaupt die Vernunft über das Sinnliche, und wie das Unendliche über das Endliche; ſey es auch, daß der im Kampfe mit dem Schickſale dargeſtellte Held zuletzt phyſiſch unterliege. (**Ramlers** Tod Jeſu. — **Schillers** Marquis Poſa im Dom Karlos. — **Klingers** Raphael des Aquilas und Giafar der Barmecide).

21) Das **Romantiſche** bezeichnet in der Natur, wie in der Kunſt, und alſo auch in der ſtyliſtiſchen Darſtellung, das mit Lieblichkeit gemiſchte Große und Edle. Es kann daher der Stoff des Romantiſchen in der äſthetiſchen Form das Neue, das Unerwartete, das Wunderbare, ſelbſt das Abenteuerliche in ſich auffaſſen; nur muß es innerhalb der Darſtellung mit dem Lieblichen und Milden gemiſcht erſcheinen, und die Darſtellung ſelbſt darf das Gefühl nicht tief erſchüttern,

ſondern nur ſanft anſprechen und bewegen, wenn gleich gewöhnlich in dem Ausdrucke des Romantiſchen das gemiſchte Gefühl der Luſt und Unluſt gefunden wird. (z B. in Matthiſſons Landſchaftsgemählden; in Herders Paramythieen und Legenden; in Krummachers Parabeln; in Bürgers Romanzen u. ſ. w.)

22) Das Bildliche in der Darſtellung beruht auf der Thätigkeit der Einbildungskraft, den dargeſtellten Gegenſtand entweder nur unter einzelnen ſtärker verſinnlichenden Eigenſchaften und Merkmalen erſcheinen zu laſſen, oder denſelben innerhalb der Darſtellung mit deſſen Bilde ſelbſt zu vertauſchen. (Darauf gründet ſich die Eintheilung der Sphäre des Bildlichen in die Figuren und Tropen, von welchen in der Folge beſonders gehandelt wird.)

23) Das Scherzhafte beruht auf dem Ausdrucke einer abſichtlichen Verſtellung, die denjenigen vergnügt, welcher ſcherzt, und demjenigen ein Gefühl von Luſt vermitteln ſoll, welchem der Scherz gilt. Der Scherzende tritt, indem er einem in ihm angeregten Gefühle der Luſt folgt, aus ſeinem natürlichen und bekannten Charakter heraus, um durch einen angenommenen Ton den Andern, der dieſen Ton ſogleich, nach dem was er ſeyn ſoll, erkennt und verſteht, auf eine angenehme Weiſe für den Augenblick zu täuſchen. (z. B. viele Briefe Rabeners an Gellert; viele kleinere Gedichte von Chriſt. Felix Weiße. u. a.) — (Ueber die Theorie des Scherzhaften vergl. Heydenreichs Grundſätze des Lächerlichen, S. 141 ꝛc.)

24) Das Lächerliche und Komiſche. Urſprünglich bezeichnet das Wort lächerlich blos das, was Lachen erregt, oder erregen kann. So wie der Menſch nur zu lachen vermag; ſo kann auch er nur belacht werden. Finden wir eine Erſcheinung in der Natur- oder Thierwelt lächerlich; ſo geſchieht es nach einer vergegenwärtigten Aehnlichkeit aus dem Kreiſe der Menſchheit. Lächerlich kann aber blos der Verſtand und der Geſchmack des Men-

ſchen werden, inwiefern beide ſich in ſeinen Handlungen ausdrücken; nicht natürliche Gebrechen, nicht ſittliche Verirrungen, blos Thorheiten, Gewohnheiten, individuelle Schwächen ſind lächerlich. Die Darſtellung des Lächerlichen beruht daher auf einer lebhaften, und ein reines Wohlgefallen in der Anſchauung erregenden Darſtellung irgend eines Widerſinnigen, Zweck- und Verhältnißwidrigen in der äußern Ankündigung des Menſchen, ſoweit daſſelbe nicht aus körperlichen Unvollkommenheiten, und nicht aus ſittlicher Verirrung ſtammt. Der Grund des Wohlgefallens am Lächerlichen liegt aber in einem, durch die Darſtellung zum Bewußtſeyn gebrachten, Uebergewichte über den lächerlichen Gegenſtand, und nur ein Nebenbegriff des Lächerlichen iſt es, wenn das dargeſtellte Individuum dadurch verächtlich wird. — Im Gegenſatze des Lächerlichen, beruht das Komiſche darauf, daß es zwar auch das Wohlgefallen anregt, welches wir beim Lächerlichen empfinden, daß aber mit der Wahrnehmung dieſes Wohlgefallens kein gefühltes Uebergewicht über den komiſchen Gegenſtand vergeſellſchaftet wird. In dem Komiſchen wird uns das Unvollkommene, Geſchmackloſe, Einſeitige und Thörichte in Angewöhnungen, Meinungen und Schwächen als Gegenſtand des unmittelbaren Wohlgefallens daran dargeſtellt, wobei wir uns nicht unſer Uebergewicht über den belachten Gegenſtand, ſondern nur den Abſtand deſſelben von einer höhern Idee der Vernunft (der Idee des Schicklichen, des Geſchmackvollen ꝛc.) vergegenwärtigen. (Lächerlich iſt uns der getäuſchte Geizige, Eiferſüchtige u. ſ. w im Luſtſpiele; komiſch aber z. B. Plumper in: Er mengt ſich in alles, von Jünger; Langſalm in dem Wirrwarr von Kotzebue ꝛc.) — Man theilt das Komiſche, nicht ohne Grund, in das höhere und niedere. Das höhere Komiſche kündigt ſich, in der Darſtellung, mit einem Anſtriche von Feinheit, und mit einer ſorgfältig berechneten Haltung des Gegenſtandes für den gebildeten Geſchmack an; in dem niedern Komiſchen hingegen fehlt es nicht an gröbern und

rohern Aeußerungen, welche zwar auch Lachen erregen, aber nicht ſelten gegen den beſſern Geſchmack verſtoßen und das richtig gebildete äſthetiſche Gefühl beleidigen. — Wird das Lächerliche ſo ins Uebertriebene (Groteske) gezeichnet, daß durch die Darſtellung deſſelben die Gedenkbarkeit einer ſolchen Erſcheinung in der wirklichen Welt ausgeſchloſſen und die Ungereimheit gleichſam idealiſirt wird; ſo verdient eine ſolche äſthetiſche Form den Namen: Karikatur *).

25) Das Launichte (Humoriſtiſche), weſentlich verſchieden von dem Launiſchen und Launenhaften, iſt ganz individuell, und beſteht in Sonderbarkeiten, die zwiſchen dem Komiſchen und Ernſthaften gleichſam die Mitte halten, und, in ſtyliſtiſcher Hinſicht, in dem Ausdrucke gewiſſer eigenthümlicher, von Andern weit abweichender Anſichten, Meinungen, Urtheile und Grundſätze, die aber, vermittelſt der Form, unter welcher ſie erſcheinen, wohlgefallen. Der Humoriſtiſche gibt und äußert ſich gewöhnlich mit aller Unbefangenheit des Natürlichen, ob er gleich nicht ſelten dem Ernſthaften und Feierlichen einen Anſtrich des Komiſchen, und dem Komiſchen und Lächerlichen einen Anſtrich des Ernſthaften, Wichtigen und Feierlichen beilegt. Dabei iſt es ihm gleichgültig, wie dieſe ſeine eigenthümliche Ankündigung von Andern genommen und beurtheilt werden wird; nur daß, in Hinſicht der Darſtellung, das Geſetz des Schicklichen und Schönen nicht verletzt werden darf, und die Form in ſich Einheit haben muß. Mag alſo auch das, was der Humoriſt ſagt und ſchreibt, in der That lächerlich ſeyn; ſo unterſcheidet es ſich doch dadurch weſentlich von dem Lächerlichen, und gehört zur eigenthümlichen Form des Humoriſtiſchen, daß der Humoriſt dadurch keinesweges Lachen erregen will, ſondern nach Stoff und Form ernſthaft iſt und ernſthaft ſich ausdrückt. (Die vorzüglichſten humoriſtiſchen Schriftſteller hat, unter den

*) Es verdient verglichen zu werden: K. Heinr. Heydenreich, Grundſätze der Kritik des Lächerlichen. Leipz. 1797. 8. — Steph. Schütze, Verſuch einer Theorie des Komiſchen. Lpz. 1817. 8.

Neuern, die brittiſche Nation; — unter den Teutſchen gehört vorzüglich Jean Paul hieher.)

26) Das Satyriſche, weſentlich verſchieden vom Lächerlichen, Komiſchen und Humoriſtiſchen, enthält den Ausdruck eines gemiſchten Gefühls der Luſt und Unluſt bei der Wahrnehmung des Kontraſtes zwiſchen der wirklichen und der idealiſchen Welt, inwiefern durch die Vergegenwärtigung der geiſtigen und ſittlichen Unvollkommenheiten in der wirklichen Welt das Gefühl der Unluſt, durch den Gegenſatz der Ideale des Wahren, Schönen und Guten gegen dieſe Unvollkommenheiten aber das Gefühl der Luſt angeregt wird, und das Gefühl der Luſt das Gefühl der Unluſt eben ſo weit übertrifft, als die idealiſche Welt über die wirkliche erhaben iſt. Das Satyriſche, als Eigenſchaft des Schönen, entſpringt daher nicht aus der Beleidigung unſerer Perſönlichkeit durch irgend einen Vorgang in der wirklichen Welt, ſondern aus der reinen Auffaſſung jenes Kontraſtes zwiſchen der wirklichen und idealiſchen Welt, und wirkt um ſo ſtärker, je mehr es nicht blos intellectuelle Thorheiten und Verirrungen, ſondern die Entfernungen der menſchlichen Freiheit von dem Ideale der Sittlichkeit, vermittelſt einer vollendeten ſtyliſtiſchen Form, zur Anſchauung bringt; mag übrigens der Ton des Satyrikers verſpottend oder ſtrafend ſeyn. Das Satyriſche enthält daher die indirecte Darſtellung des ſittlichen Ideals, und die Ahndung der Verletzung dieſes Ideals an den entarteten Individuen. (Rabener, Lichtenberg, Friedrich u. a.)

18.

Die Lehre von den Figuren und Tropen.

Unter der fehlerhaften Benennung der ſogenannten rhetoriſchen Figuren wird, in der richtigern und höhern Bedeutung, die Geſammtheit des bildlichen Ausdruckes in der Sprache verſtanden, inwiefern in

jeder nur einigermaßen ausgebildeten todten oder lebenden Sprache, neben der beſtimmten eigentlichen Bezeichnung der darzuſtellenden Gegenſtände, eine uneigentliche Bezeichnung, vermittelſt gewiſſer bildlicher Ausdrücke, angetroffen wird. Dieſe bildliche Bezeichnung der Gegenſtände geſchieht aber nicht ausſchließend in der Sprache der Beredſamkeit; ſie ſteht vielmehr auch der Sprache der Proſa und beſonders der Sprache der Dichtkunſt zu, und ſchon deshalb iſt der gewöhnliche Ausdruck: rhetoriſche Figuren für dieſe bildliche Bezeichnung unrichtig, einſeitig und fehlerhaft. Eben ſo unbeſtimmt und unrichtig war bisher der Gebrauch der Ausdrücke Figuren und Tropen, welche nicht ſelten mit einander verwechſelt wurden, obgleich der Kreis beider von einander genau unterſchieden werden muß.

Sollen nun die herrſchenden Irrthümer und Einſeitigkeiten in dieſer Lehre vermieden, und ſoll der Gebrauch der ſogenannten rhetoriſchen Figuren, — wie er in den Schriften der Klaſſiker wirklich daliegt, — gleichmäßig der Sprache der Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit zugeſprochen, ſo wie durch dieſe Lehre die äſthetiſche Eigenſchaft des Bildlichen (§ 17 unter 22), und, mit derſelben, das Geſetz der Form in Hinſicht auf die Schönheit in der ſtyliſtiſchen Darſtellung erſchöpft werden; ſo muß man 1) von der Entſtehung des bildlichen Ausdrucks in der Sprache ausgehen; 2) die Entwickelung dieſes bildlichen Ausdruckes zu einer ſelbſtſtändigen Form der Bezeichnung in jeder fortgeſchrittenen und fortgebildeten Sprache nachweiſen; 3) das Nebeneinanderbeſtehen zweier verſchiedenen Bezeichnungsarten der Gegenſtände, der eigentlichen (nicht bildlichen) und der uneigentlichen (oder bildlichen), in jeder gereiften Sprache geſchichtlich begründen, und 4) die einzelnen Figuren und Tropen, als die Geſammtheit des bildlichen Ausdruckes in der Sprache, theils nach der Verſchiedenheit der Figuren und Tropen von einander,

theils nach der Geltung und Anwendung der einzelnen Figuren und Tropen näher bezeichnen. —

Die Entſtehung des bildlichen Ausdruckes in der Sprache reicht in die Zeit ihres Urſprungs, mithin in die Zeit ihrer Armuth und Unvollkommenheit zurück, wo der Kreis geiſtiger Bildung bei den Völkern noch klein und ſehr beſchränkt, und die Bezeichnung durch Sprache zunächſt an den Ausdruck ſinnlicher Wahrnehmungen und Zuſtände gebunden war, bis allmählig und langſam Verſtand und Vernunft über die Sinnlichkeit ſich erhoben, und für ihre eigenthümlichen Schöpfungen (für abſtracte Begriffe und Ideen) auch einer eigenthümlichen Bezeichnung in der Sprache bedurften. Bis dahin nahm man das zur Bezeichnung des Sinnlichen vorhandene und einmal in der Sprache ausgeprägte Wort zugleich auch für die Darſtellung des Nichtſinnlichen, mithin figürlich; man bekleidete das Nichtſinnliche im Begriffe und in der Idee mit einer ſinnlichen Hülle, ſo wie ſchon in der Darſtellung ſelbſt, als ſinnlichem Laute und äußerm Zeichen, der Grundcharakter des Figürlichen liegt.

War aber dieſe figürliche Bezeichnung des Nichtſinnlichen in der Sprache einmal vorhanden; ſo erhielt ſie ſich auch in dem Zeitraume der höhern Sprachbildung, wo für die Darſtellung des Nichtſinnlichen bereits eine eigenthümliche wörtliche (nichtbildliche) Bezeichnung ausgemittelt worden war. Was alſo früher die Armuth der Sprache beurkundete; das diente jetzt zu ihrem Reichthume; denn man fand, daß es in der Sprache eine zweifache Bezeichnung des Nichtſinnlichen, eine nichtbildliche und eine figürliche, gebe, und daß, wenn gleich beide von einander verſchieden wären, und beide, bei den Fortſchritten der Sprache, ſich ſelbſtſtändig zu einer gewiſſen Vollkommenheit ausgebildet hätten, doch beide neben einander beſtehen könnten. So beſtehen alſo wirklich in allen gereiften Sprachen zwei Darſtellungsformen neben einander: die eigentliche und nichtbildliche Be-

zeichnung der Gegenſtände durch die Sprache des Verſtandes und der Vernunft, und die uneigentliche und bildliche Bezeichnung derſelben durch die Sprache der Einbildungskraft, welche, wegen ihrer ſtärkern Verſinnlichung, zunächſt auf Anſchauung und Einbildungskraft, zugleich aber auch vermittelſt des höhern Lebens, das in ihr herrſcht, auf die Rührung und Erſchütterung des Gefühlsvermögens und auf die Anregung des Beſtrebungsvermögens zu wirken vermag.

Das Bildliche in der Darſtellung überhaupt beruht auf dem äſthetiſchen Bedürfniſſe, entweder einen Gegenſtand blos unter einzelnen verſinnlichenden Eigenſchaften und Merkmalen darzuſtellen, oder denſelben ganz mit deſſen Bilde in der Darſtellung zu vertauſchen. Mit dieſem doppelten Verhältniſſe wird theils der ganze Kreis der bildlichen Darſtellung in der Sprache erſchöpft, theils der wiſſenſchaftliche Unterſchied zwiſchen Figuren und Tropen von ſelbſt gegeben. Die Bilderſprache iſt aber nicht Sache des Verſtandes, der Urtheilskraft und der Vernunft, ſondern der, von der Anſchauung des äußern und innern Sinnes zunächſt abhängigen, Einbildungskraft, welche wieder, vermittelſt ihrer lebensvollen bildlichen Darſtellung, auf Anſchauung, Gefühl und Beſtrebung zurückwirkt. Höhere Verſinnlichung, lebendigere Darſtellung des Gegenſtandes, und tieferer Eindruck deſſelben auf das Gefühlsvermögen, ſind daher die Hauptzwecke, welche durch die bildliche Darſtellung erreicht werden ſollen; und Aehnlichkeit des eigentlichen Gegenſtandes mit dem Bilde iſt die Hauptbedingung, unter welcher das Bildliche äſthetiſch wirken kann.

Aus dieſen Vorderſätzen erhellt, daß, wenn gleich die Figuren und Tropen in wiſſenſchaftlicher Hinſicht einzeln entwickelt werden, ſie doch nicht in ihrer armſeligen Vereinzelung, ſondern als der Umfang der geſammten lebensvollen Bilderſprache, in der Philoſophie des

Styls dargeſtellt werden müſſen; daß es ferner keine Anweiſung für den Gebrauch und die Anwendung der einzelnen Figuren und Tropen in der ſtyliſtiſchen Form geben kann, wohl aber eine Nachweiſung, wie dieſelben von den Klaſſikern, nach der ihnen einwohnenden reichen geiſtigen Kraft, und ohne die beſtimmte Abſicht, eben Figuren und Tropen anzuwenden, gebraucht worden ſind; und endlich, daß, wenn gleich die Sprache der Dichtkunſt und der Beredſamkeit zunächſt und hauptſächlich den Gebrauch der Figuren und der Tropen verſtattet und dieſer Anwendung bedarf, ſie doch von der Sprache der Proſa (beſonders in der mittlern und höhern Schreibart derſelben) nicht völlig ausgeſchloſſen werden.

19.

Fortſetzung.

Durch Figuren und Tropen wird daher in der ſtyliſtiſchen Form der dargeſtellte Gegenſtand unter einem veränderten, und zwar unter einem höher verſinnlichten Verhältniſſe, das blos mechaniſche Leben des abgezogenen Begriffs als ein organiſches, ſo wie die grammatiſche und logiſche Nothwendigkeit in der Verbindung der Begriffe und Ideen als ein Spiel der Einbildungskraft erſcheinen. In einer reichen und ausgebildeten Sprache, wo beide Kreiſe der Darſtellung, die eigentliche und uneigentliche, neben einander zur Vollendung ausgebildet worden ſind, kann aber jede Figur, und jedes Ganze von Figuren in deutliche Begriffe aufgelöſet werden, doch nur mit Verluſt des darin enthaltenen Bildes, und der durch daſſelbe bewirkten höhern Verſinnlichung. Denn der Gedanke ſelbſt bleibt im bildlichen Ausdrucke derſelbe; allein das Medium wechſelt, das ihn darſtellt, und die Umgebung, unter welcher der Begriff er-

ſcheint. Weil aber die Aehnlichkeit des Bildes mit dem dadurch bezeichneten Gegenſtande, ſo wie die Uebereinſtimmung der im bildlichen Ausdrucke dem Gegenſtande beigelegten Merkmale mit deſſen weſentlichen Eigenſchaften, die Hauptwirkung der bildlichen Bezeichnung begründen müſſen; ſo folgt von ſelbſt, daß jedes aufgenommene Bild nicht nur dem dargeſtellten Gegenſtande völlig entſprechend ſeyn, ſondern auch in den ganzen Kreis der Darſtellung paſſen muß, innerhalb welcher der Gegenſtand erſcheint. Ohne dieſe Bedingungen wird die Anſchauung des bildlich dargeſtellten Gegenſtandes kein reines Wohlgefallen an demſelben vermitteln; ſo wie der Reiz an dem bildlichen Ausdrucke verſchwinden muß, ſobald es eines beſondern Nachdenkens über die Aehnlichkeit des Bildes mit dem Gegenſtande bedarf.

Bei der wiſſenſchaftlichen Eintheilung der bildlichen Darſtellungsweiſe ergeben ſich zwei Hauptklaſſen derſelben:

1) entweder der Subjectsbegriff bleibt in der ſtyliſtiſchen Darſtellung unverändert ſtehen, und blos die Prädicatsbegriffe deſſelben werden unter bildlichen Ausdrücken verſinnlicht; dann wird die bildliche Darſtellung Figur genannt;
2) oder der Subjectsbegriff ſelbſt erſcheint in der Darſtellung unter einer uneigentlichen, bildlichen Bezeichnung, wodurch gewöhnlich auch der ganze Kreis der Prädicate deſſelben, oder ſeine ſtyliſtiſche Umgebung, den bildlichen Charakter erhält. Dieſe Art der bildlichen Darſtellung geſchieht durch die Tropen.

(Der Begriff: der blühende Jüngling, enthält eine Figur, weil nur im Prädicat: blühend ein bildlicher Ausdruck liegt. Allein Schillers Ausſpruch:

Des Lebens Lenz blüht einmal, und nicht wieder;
Mir hat er abgeblüht;

iſt tropiſch, weil hier der Subjectsbegriff: die Jugend ſelbſt in das Bild des Lenzes verwandelt, und mit demſelben auch die ſtyliſtiſche Umgebung bildlich geworden iſt.)

20.

a) Die Figuren.

Das Eigenthümliche der Figuren, nach ihrer Verſchiedenheit von den Tropen, beruht darauf: daß in denſelben der Subjectsbegriff unverändert in ſeiner eigentlichen Bedeutung ſtehen bleibt, und die bildliche Bezeichnung blos den Prädicatsbegriff betrifft. Dies letzte kann aber auf doppelte Weiſe geſchehen:

A) Es wird entweder dem Subjectsbegriffe in der Darſtellung blos ein verſinnlichendes Prädicat beigelegt;

B) oder es wird, zugleich mit der bildlichen Bezeichnung des Prädicats, die ganze ſtyliſtiſche Umgebung um den, in eigentlicher Bedeutung ſtehen bleibenden, Subjectsbegriff verändert und ſtärker verſinnlicht.

Nach dieſer Anſicht zerfallen die Figuren in zwei Klaſſen.

A) Zur erſten Klaſſe, in welcher dem Subjectsbegriffe verſinnlichende Prädicate beigelegt werden, ohne dadurch die ganze ſtyliſtiſche Umgebung zu verändern, gehören:

1) das Epitheton, wo, durch die bildliche Bezeichnung des Prädicats, der Prädicatsbegriff in der Verſinnlichung erhöht und geſteigert,

2) die Emphaſis, wodurch der Prädicatsbegriff verſtärkt,

3) die Exergaſie, durch welche der Subjectsbegriff, vermittelſt der Vergleichung deſſelben mit ſynonymen Begriffen, erweitert, und von mehrern

Seiten dargeſtellt, und

4) die Congruenz (Harmonie), wodurch der Subjectsbegriff mit Naturgegenſtänden in der Darſtellung zuſammengehalten, und in der Verſinnlichung eine äußere Aehnlichkeit zwiſchen beiden ausgemittelt wird.

B) Die zweite Klaſſe der Figuren hingegen umſchließt ſolche, durch welche nicht nur der Prädicatsbegriff verſinnlicht, ſondern auch die ſtyliſtiſche Umgebung des Subjectsbegriffes verändert wird. Dahin gehören:

1) die Frage;

2) die Anrede;

3) der Ausruf;

4) die Anſpielung, wo man die Eigenthümlichkeit eines Gegenſtandes, durch ſeine Vergleichung mit einem andern, beſtimmter und verſinnlichter hervorhebt; (z. B. Jean Paul: „Sünden und Igel werden ohne Stachel gebohren; wie ſie aber nach der Geburt ſtechen, wiſſen wir alle.“ — Derſelbe: „Zwiſchen Poſtmeiſter und Poſtpapier kann man ſich den Unterſchied erſinnen, daß letztes nicht grob iſt.“)

5) das Beiſpiel, wo man den dargeſtellten Begriff durch einen ähnlichen erläutert und anſchaulich macht, (z. B. in Schillers Kapuzinerpredigt in Wallenſteins Lager);

6) das Gleichniß, wo dem Subjectsbegriffe ein anderer ähnlicher Gegenſtand in der Darſtellung gegen über geſtellt und mit demſelben kurz, und gewöhnlich in Einem weſentlichen Puncte, verglichen wird; (z. B. Ramler im Tode Jeſu: „So ſtehet ein Berg Gottes, — — ſo ſteht der Held aus Canaan.“)

7) die Vergleichung (Parallele), wo der Subjectsbegriff mit einem andern ähnlichen Gegenſtande nach den einzelnen Eigenſchaften und Verhältniſſen zuſammengeſtellt wird, um die Aehnlichkeit oder Verſchiedenheit beider auszumitteln (z. B.

Marc-Aurel und Friedrich 2.);

8) das Antitheton, wo man zwei Gegenſtände vergleicht, die nur in einigen Merkmalen einander ähnlich, in den andern aber verſchieden ſind (z. B. in Blumauers Glaubensbekenntniſſe);

9) die Antitheſe, wo die mit einander verglichenen Gegenſtände nach ihren Prädicaten wirklich ſich entgegengeſetzt ſind, oder wo einem und demſelben Gegenſtande zwei einander widerſprechende Prädicate beigelegt werden (z. B. der Friede in der Natur nährte den Frieden in ſeiner Bruſt);

10) die Wiederhohlung. Sie heißt a) Epizeuxis, wenn man, der Verſtärkung wegen, daſſelbe Wort wiederhohlt (z. B. Auferſtehn, ja auferſtehn wirſt du ꝛc.); b) Anaphora, wenn mehrere auf einander folgende Sätze mit einem und demſelben Wort anfangen (z. B. Koſegarten: Und was wegwelkt aus den Erdenthalen, ſchwindet darum nicht aus Gottes Welt, nicht des Morgenroths verſtrahlte Strahlen, nicht die Blume, die in Staub zerfällt ꝛc.); c) Epiphora, wenn mehrere Sätze auf eine und dieſelbe Weiſe ſich endigen (z. B. in Ramlers Tod Jeſu: „Es ſteigen Seraphim von allen Sternen nieder ꝛc.“);

11) die Deſcription (verſchieden von ihrer logiſchen Bedeutung), die weiter durchgeführte Darſtellung der einzelnen verſinnlichenden Merkmale eines Gegenſtandes (z. B. vieler Naturgegenſtände bei Jean Paul);

12) die Inverſion, wo man die gewöhnliche Folge der Wörter verändert, um die Aufmerkſamkeit auf ein beſonders wichtiges Prädicat zu lenken; doch darf ſie nicht Dunkelheit veranlaſſen, in Spielerei übergehen, oder Manier werden;

13) die Ellipſe, wenn man, bei der Stärke des bewegten Gefühls, ein Wort, oder mehrere, aus dem

Zuſammenhange der Rede hinwegläßt. Sie heißt: Interruptio, wenn man, wegen der Stärke des Gefühls oder der Leidenſchaft, nicht fortſprechen kann, und Apoſiopeſis, wenn man den Faden der begonnenen Wortfolge ganz fallen läßt, ohne den Sinn zu vollenden, und zu einem andern Begriffe übergeht (beſonders in dramatiſchen Monologen — z. B. Karl Moor in den Räubern);

14) das Aſyndeton, wenn man, wegen der Stärke des Gefühls, blos die in kurzen Sätzen beſtehenden Hauptbegriffe, mit Uebergehung der zwiſchen ſie gehörenden Partikeln, darſtellt;

15) das Polyſyndeton, wenn man die Partikeln in der Darſtellung häuft, um gleichſam den raſchen Gang der Vorſtellungen und Gefühle zu hemmen;

16) die Epanorthoſis, (Correctio), wenn man das, was man bereits geſagt hat, durch die Verſtärkung des Begriffs gleichſam verbeſſert;

17) die Präoccupatio, wenn man gegen ſeine eigenen Behauptungen Zweifel aufſtellt und dieſe ſelbſt beantwortet, zugleich aber durch dieſe Zweifel und die Beantwortung derſelben die Darſtellung des Gegenſtandes ſtärker verſinnlicht;

18) die Conceſſio, wenn man etwas zugeſteht, davon aber ſogleich, vermittelſt einer unerwarteten Wendung, zu einem andern Gegenſtande übergeht;

19) die Präteritio, wenn man durch einen unvorbereiteten Uebergang ſogleich eine andere Gedankenreihe an die vorhergehende anknüpft;

20) die Cumulatio (Amplificatio), wenn man einen Gegenſtand durch die Erweiterung und Häufung ſeiner Merkmale ſtärker verſinnlicht. Sie heißt Diſtributio (auch Individualiſirung), wenn man, durch die Angabe der einzelnen Merkmale, die Geſammtvorſtellung gleichſam in ihre Theile auflöſet;

21) die Gradation (Klimax und Antiklimax), wenn man entweder aufwärts, oder abwärts die Begriffe ſteigert, indem man ſie nach dem innern Verhältniſſe ihres Ranges auf einander folgen läßt;

22) die Hyperbel, wenn man, in der Stärke des Gefühls und der Leidenſchaft, den Gegenſtand entweder größer oder kleiner darſtellt, als er wirklich iſt. — Stellt man einen Gegenſtand aus Beſcheidenheit kleiner dar, als er iſt; ſo heißt die Figur: Litotis.

23) die Ironie, wenn man, bei der Verſinnlichung der Thorheiten und Fehler der Menſchen, das entgegengeſetzte Verhältniß von dem aufſtellt, das man eigentlich meint, mit der gewöhnlichen Nebenabſicht, den Gegenſtand lächerlich zu machen. Der Ton der Ironie muß ernſt, dieſer Ernſt aber nur Schein ſeyn. Dahin gehören a) Mimeſis, wenn man die Worte eines Andern ſpöttiſch wiederhohlt; b) Diaſyrmus, wenn man überhaupt Lebende verſpottet; c) Sarkasmus, wenn man Sterbende und Todte verſpottet. — Bisweilen kann die Ironie, wie die Allegorie, zu einem größern Ganzen erweitert und äſthetiſch durchgeführt werden.

24) die Hypallage (Umänderung), wenn man die gewöhnliche Bezeichnung der Begriffe verändert, um einen Begriff beſonders hervorzuheben (z. B. die Umſchattung des Waldes ſtatt: der ſchattigte Wald; der Geiſt der Empörung ſtatt: das empörte Volk).

Man kann zu den Figuren auch noch den Wunſch, die Betheurung, die Beſchwörung, die Verwünſchung und die Parentheſe zählen.

21.

b) Die Tropen.

Das Eigenthümliche der Tropen, (Vorſtellungen und Bilder, die ſich gegenſeitig darſtellen können, — von τροπος Umkehrung —) nach ihrer Verſchiedenheit von den Figuren, beruht darauf: daß durch dieſelben der Subjectsbegriff ſelbſt in der Darſtellung unter einer bildlichen Darſtellung erſcheint, wodurch gewöhnlich auch die ganze ſtyliſtiſche Umgebung das Gepräge des Bildlichen erhält. Daraus ergeben ſich die zwei Klaſſen der Tropen, wo

A) entweder die eigentliche Bezeichnung des Subjectsbegriffes mit einer uneigentlichen, bildlichen vertauſcht wird;

B) oder wo, durch die bildliche Bezeichnung des Subjectsbegriffs, zugleich die ganze ſtyliſtiſche Umgebung das Gepräge des Bildlichen erhält.

A) Zu den Tropen der erſten Klaſſe gehören:

1) die Metonymie, wenn man, ſtatt des eigentlichen Subjectsbegriffes, einen ihm ähnlichen bildlichen gebraucht. Dies geſchieht: a) wenn man die Wirkung ſtatt der Urſache, b) wenn man die Urſache ſtatt der Wirkung, c) wenn man das Vorhergehende ſtatt des Nachfolgenden, d) wenn man das Nachfolgende ſtatt des Vorhergehenden*), e) wenn man die Eigenſchaften des Subjects ſtatt des Subjects ſelbſt, f) wenn man den Ort an die Stelle der darin befindlichen Gegenſtände, g) wenn man die Gegenſtände ſtatt des Ortes, h) wenn man die Zeit ſtatt der Begebenheiten ſetzt;

2) die Synekdoche, wenn man Begriffe an die Stelle der andern ſetzt, welche entweder als Theile in einem andern Begriffe enthalten ſind, oder ſich gegenſeitig wie Gattung und Art verhalten. In der Synekdoche werden

*) In dieſen beiden Fällen wird die Metonymie Metalepſis genannt.

daher die Theile, das Ganze, das Geſchlecht, die Gattung und das Individuum gegen einander vertauſcht. Dieſe Verwechſelung tritt ein: a) wenn man das Ganze ſtatt der Theile, b) den Theil ſtatt des Ganzen, c) das Geſchlecht ſtatt der Gattung, d) die Gattung ſtatt des Geſchlechts, e) die Gattung ſtatt der Art, f) die Art ſtatt der Gattung, g) die Art ſtatt des Individuums, h) das Individuum ſtatt der Art *), i) die einzelne Zahl ſtatt der Mehrheit, k) eine beſtimmte Zahl (numerus rotundus) ſtatt der unbeſtimmten, l) die Eigenſchaften ſtatt des Weſens, und m) das Weſen ſtatt der Eigenſchaften ſetzt.

3) die Metapher, welche den Subjectsbegriff mit einem ähnlichen bildlichen Begriffe in der Darſtellung verbindet, und alſo Bild und Gegenbild zuſammenſtellt, ſo daß die Prädicate des Gegenbildes an die Stelle der Prädicate des eigentlichen Subjectsbegriffes treten. (Die Metapher iſt eine abgekürzte Allegorie.)

4) die Periphraſis, wenn man einen Gegenſtand, ohne ihn bei ſeinem eigentlichen Namen zu nennen, nach ſeinen Eigenſchaften, Verhältniſſen, Umgebungen und Wirkungen darſtellt (ſo z. B. Matthiſſon im Elyſium; Göthe: Kennſt du das Land ꝛc.) — Die Periphraſis wirkt blos als Figur, und nicht als Trope, wenn man an die Stelle eines matten und gemeinen Wortes ein lebhafteres und verſchönerndes, an die Stelle eines unanſtändigen und harten ein ſchickliches und milderndes ſetzt, und heißt dann Euphemismus. Uebrigens iſt ſie weſentlich von der Paraphraſe verſchieden, welche in der Umſchreibung eines Begriffes und ſeiner Merkmale der Deutlichkeit wegen beſteht und alſo logiſchen Geſetzen folgt.

5) die Perſonification (Proſopopöie), wenn man lebloſen Gegenſtänden Eigenſchaften von belebten und vernünftigen Weſen beilegt, oder ſie ſelbſt als wirkend darſtellt und anredet;

*) In dieſen beiden Fällen wird die Synekdoche Antonomaſie genannt.

6) die Sermonication, wenn lebloſe Gegenſtände, oder abweſende Perſonen, Verſtorbene, Geiſter einer andern Welt ꝛc. redend eingeführt werden.

B) Zu den Tropen der zweiten Klaſſe gehören:

1) die Allegorie. Das Weſen der Allegorie beſteht darin, daß der eigentliche Gegenſtand, welcher verſinnlicht wird, in der allegoriſchen Darſtellung nicht ſelbſt erſcheint, wohl aber deſſen Bild, unter deſſen Verſinnlichung man den gemeinten Gegenſtand erkennen, und ihn, in der innern Anſchauung, mit dem dargeſtellten Bilde zuſammenhalten und vergleichen, und, durch die äſthetiſch durchgeführte Schilderung des Bildes, von der Aehnlichkeit beider ergriffen, und mit einem reinen Wohlgefallen erfüllt werden ſoll. — Die Aehnlichkeit des Gegenbildes iſt alſo die Hauptbedingung der äſthetiſchen Berechnung und Wirkung der Allegorie. — Da gewöhnlich die Allegorie nicht blos auf einzelne Ausdrücke und einzelne ſtyliſtiſche Sätze ſich beſchränkt, ſondern ein verhältnißmäßig größeres und durchgeführteres Ganzes bildet; ſo wird ſie auch, nach ihrem äſthetiſchen Gehalte, als eine beſondere dichteriſche Form unter den einzelnen Arten und Formen der Dichtkunſt aufgeführt.

2) die Viſion. In derſelben werden abweſende Gegenſtände und Perſonen, Verſtorbene und Geiſter als gegenwärtig dargeſtellt, und zwar ſo, daß ſie in der Darſtellung ſelbſt als redend oder wirkſam eingeführt werden, weil der Darſtellende, fortgeriſſen von ſeiner Begeiſterung, mit ihnen in Gemeinſchaft zu ſtehen glaubt. (Dahin gehört beſonders die Schilderung der Erſcheinung in Schillers Jungfrau von Orleans, welche Johanna unter der Wundereiche gehabt hatte, und Oreſts Erſcheinung in Göthe's Iphigenie.)

Blos grammatiſche Figuren ſind folgende: Proſthеſis, Aphäreſis, Paragoge, Apokope, Epentheſis, Synkope, Kraſis, Anaſtrophe, Metatheſis. Ihr Gebrauch iſt in den meiſten Fällen die

die Folge der Unkunde und des Mangels an grammatiſcher Richtigkeit, oder eines einſeitigen, ungeläuterten Geſchmackes.

Als bloſſe Wortſpiele, die in den meiſten Fällen gegen das Geſetz der Schönheit der Form verſtoſſen, und nur dann zuläſſig ſind, wo ein Wortſpiel von einiger Wirkung ſeyn kann, erſcheinen: die Alliteration, Annomination, Onomatopöie, die Echo. — Die Parodie und Traveſtirung (welche weiter hinten als dichteriſche Ganze in der Sprache der Dichtkunſt beſonders aufgeſtellt werden), und das Anagramm gehören auch in einem gewiſſen Sinne hieher.

Manche Theoretiker haben ſelbſt die Mythologie in der Lehre von den Figuren aufgeführt. An ſich bildet ſie, nach ihrem innern Zuſammenhange, ein geſchichtliches Ganzes, das nicht unter äſthetiſchen Geſetzen ſteht. Wenn ſie aber in die äſthetiſche Form aufgenommen wird; ſo erſcheint ſie entweder unter einzelnen Ausdrücken, oder unter einem gröſſern Ganzen, in welchem mehrere in ſich zuſammenhängende mythologiſche Stoffe innig verbunden werden (z. B. die Götter Griechenlands von Schiller). Werden blos einzelne Gegenſtände und Begriffe aus der griechiſchen, römiſchen, indiſchen, ſkandinaviſchen u. a. Mythologie in die ſtyliſtiſche Form aufgenommen; ſo gelten dieſe entweder figürlich oder tropiſch; d. h. ſie bewirken entweder, wie die Figuren, eine bildliche Bezeichnung der Prädicate des in dem ſtyliſtiſchen Zuſammenhange in der eigentlichen Bedeutung erſcheinenden Gegenſtandes; oder ſie ſetzen, wie die Tropen, ein aus der Mythologie entlehntes Bild an die Stelle des eigentlichen Begriffs. Wird aber die mythologiſche Darſtellung als ein zuſammenhängendes äſthetiſches Ganzes dargeſtellt; ſo iſt der ganze Stoff der Darſtellung aus der Mythologie entlehnt, (wie er z. B. in der epiſchen Dichtkunſt aus andern geſchichtlichen Vorgängen entlehnt werden kann) und dann gilt von dem Verhält-

niſſe dieſes mythologiſchen Stoffes zur Form, und von der Vollendung der Form alles ohne Ausnahme, was überhaupt von beiden bereits aufgeſtellt worden iſt.

22.

Das Verhältniß der Philoſophie der Sprache zum Geſetze der Form.

Das Geſetz der Form, welches auf der innigſten und unauflöslichſten Verbindung der Richtigkeit und Schönheit innerhalb der Form beruht, iſt das höchſte und letzte Geſetz für alle Sprachdarſtellung, und begründet zugleich das wiſſenſchaftliche Gebiet einer Philoſophie der Sprache überhaupt.

Das Geſetz der Form iſt das höchſte und letzte für alle Sprachdarſtellung; denn es gilt 1) allgemein, ohne Ausnahme und Einſchränkung, von allen einzelnen durch Sprache dargeſtellten Formen, ihr Stoff mag entlehnt ſeyn, woher er wolle, und ſie ſelbſt mögen dem Umfange nach als klein, oder in ganzen größern Werken ausgeführt erſcheinen. Wo das Geſetz der Form nicht anwendbar iſt; da kann von einer vollendeten Sprachdarſtellung nicht geredet werden; es mag nun dieſelbe entweder der Richtigkeit, neben manchen einzelnen der Eigenſchaft des Schönen ſich annähernden Stellen, oder der Schönheit, neben der Erfüllung der Bedingungen für die Richtigkeit in grammatiſcher und logiſcher Hinſicht, oder beider zugleich, der Richtigkeit und der Schönheit, ermangeln. Die vollendete Darſtellung durch Sprache beruht einzig auf der völligſten Haltung und innigſten Verſchmelzung beider Eigenſchaften innerhalb der Form. — Das Geſetz der Form gilt aber auch 2) nothwendig, weil es in der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit der geiſtigen Vermögen ſelbſt, und namentlich in der Wirkſamkeit der Vernunft und der Phantaſie begründet, mithin von unnachläßlicher und alle einzelne Sprachdarſtellungen umſchließender Gültigkeit iſt. — Das

Geſetz der Form gilt endlich 3) rein formell, weil es zunächſt nur auf die Form der Darſtellung ſich bezieht, und für den Stoff blos die Bedingung in ſich ſchließt, daß er grammatiſch- logiſch und äſthetiſch darſtellbar ſey.

Durch dieſes allgemeine und nothwendig geltende Geſetz der Form, welches, ſchon ſeinem Urſprunge nach, rein formell iſt, wird aber das wiſſenſchaftliche Gebiet einer Philoſophie der Sprache begründet. Die Philoſophie der Sprache erſcheint dadurch als eine neue, als eine ſelbſtſtändige, zugleich aber auch als eine abgeleitete und ganz formelle Wiſſenſchaft. Sie iſt eine neue Wiſſenſchaft; weil bisher zwar wohl eine ſogenannte Theorie des Styls, als Inbegriff allgemeiner, aus dem Sprachgebrauche entlehnter, Regeln für die einzelnen Eigenſchaften ſtyliſtiſcher Formen und für die einzelnen Gattungen und Arten des Styls, verſucht, das Weſen der ſtyliſtiſchen Darſtellung ſelbſt aber noch nicht auf ſeine letzten Gründe in der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes zurückgeführt, und aus dieſen, nach einem innern und nothwendigen wiſſenſchaftlichen Zuſammenhange, ausgebildet worden war. — Nur durch die wiſſenſchaftliche Durchführung und Ausbildung der allgemeinen, im urſprünglichen Weſen des Menſchen ſelbſt enthaltenen, Gründe für alle Sprachdarſtellung, und durch die Ausmittelung des Geſetzes der Form, als des höchſten Geſetzes für die Philoſophie der Sprache, wird dieſe eine ſelbſtſtändige Wiſſenſchaft, welcher ein eigenthümliches — von Grammatik, Logik und Aeſthetik verſchiedenes — Object: Darſtellung des Vorgeſtellten durch Sprache in einer vollendeten Form zukommt. — Sie iſt aber allerdings eine abgeleitete Wiſſenſchaft; theils weil die Darſtellung von der Vorſtellung abhängt, und daher die Geſetze der Darſtellung dem Geſetze der Vorſtellung folgen; theils weil die Geſetze für die vollendete Sprachdarſtellung nur aus den, in der allgemeinen Sprachlehre, in der Denklehre und in der Kunſtlehre enthaltenen höchſten,

Grundſätzen entlehnt und zu einer neuen wiſſenſchaftlichen Form verbunden werden können. Sie iſt endlich eine ganz formelle Wiſſenſchaft; theils weil ihr Object (die Darſtellung durch Sprache) rein formell iſt; theils weil die Wiſſenſchaften, aus welchen ſie ihre Grundſätze entlehnt, (die allgemeine Sprachlehre, die Denk- und die Kunſtlehre) ganz formell ſind.

23.

Der Geſchmack.

Der Geſchmack iſt, in äſthetiſcher Hinſicht überhaupt, das ſubjective Vermögen, ein Werk der ſchönen Kunſt nach ſeiner Angemeſſenheit oder Nichtangemeſſenheit zu dem Geſetze der Form zu beurtheilen, und daher in Beziehung auf die Darſtellung durch Sprache das Vermögen, eine ſtyliſtiſche Form unter das Geſetz der Form zu bringen, und nach der Vergleichung mit demſelben auszuſagen, ob das ſtyliſtiſche Product dem Geſetze der Form entſpreche, oder nicht. In dieſer Aeußerung des Geſchmacks liegt aber der Ausdruck des Wohlgefallens oder Mißfallens an einer ſtyliſtiſchen Form, weil der Geſchmack von der vorhergegangenen Anſchauung der Form, und von der damit verbundenen Aufregung der Phantaſie und der dadurch bewirkten Bewegung des Gefühlsvermögens abhängig iſt. Denn das Geſchmacksurtheil entſteht durch die Beziehung der angeſchauten Form vermittelſt der Phantaſie auf das Gefühlsvermögen, und iſt der wörtliche Ausdruck dieſer Beziehung, inwiefern durch daſſelbe das ſubjective Wohlgefallen oder Mißfallen bezeichnet wird. Das Geſchmacksurtheil wird daher im Allgemeinen um ſo mehr Gediegenheit und Reife haben, je mehr die Phantaſie und das Gefühlsvermögen gleichmäßig ausgebildet worden ſind, wenn gleich ſchon deshalb keine völlige Uebereinſtimmung über Gegenſtände des Geſchmacks möglich

iſt, weil, bei der Verſchiedenheit der Individualität, nothwendig theils die urſprüngliche Anlage der Phantaſie und des Gefühlsvermögens, theils die Entwickelung und Ausbildung beider, ſo wie die von beiden abhängenden Ankündigungen des Geſchmacks, ſehr verſchieden ſind, und auf den Geſchmack, Klima, Gewohnheit, Erziehung, Religion, Staatsverfaſſung, Sitten und Volkscharakter einen weſentlichen Einfluß behaupten.

Demungeachtet gibt es einzelne Formen der Sprachdarſtellung, welche nach dem Urtheile aller Zeiten und der gebildeten Männer aller Völker für klaſſiſch gelten, inwiefern die hohe Vollendung ihrer Form über die Wandelbarkeit der beſondern, auf das Geſchmacksurtheil einwirkenden, Bedingungen und Verhältniſſe weit ſich erhebt. Dahin gehören die einzelnen Schriften des Homer, Plato, Cicero, Horaz, Petrarca, Taſſo, Shakespeare, Milton, Thomſon, Schiller, Göthe u. a.

J. Gfr. Herder, Urſachen des geſunden Geſchmackes bei den verſchiedenen Völkern, da er geblühet. (Preisſchrift) Berl. 1775. 8.

Marc. Herz, Verſuch über den Geſchmack und die Urſache ſeiner Verſchiedenheit. 2te Aufl. Berl. 1790. 8.

Archib. Aliſon, essays on the nature and principles of taste. Lond. 1790. Teutſch, und mit Anmerkungen und Abhandlungen begleitet von K. Heinr. Heydenreich. 2 Th. Lpz. 1792. 8.

Fr. Schiller, Briefe über die äſthetiſche Erziehung; im dritten Theile ſeiner klein.n proſaiſchen Schriften; und: über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauche ſchöner Formen; Ebend. Th. 2. S. 355.

24.

Anwendung des Geſetzes der Form auf das Empiriſche in der Sprache, beſonders in der teutſchen.

Obgleich das Geſetz der Form, ſchon nach ſeiner Abſtammung aus der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes, das höchſte, ſo wie das allgemein und nothwendig geltende Geſetz für alle Darſtellung durch Sprache iſt und bleibt, und daher auch auf alles in den einzelnen, todten oder lebenden, Sprachen enthaltene Beſondere und Eigenthümliche angewandt werden muß; ſo läßt ſich doch dieſes Beſondere und Eigenthümliche der einzelnen Sprachen nicht unmittelbar aus dem Geſetze der Form ableiten, weil es blos erfahrungsmäßig und geſchichtlich aufgefaßt und erlernt werden kann. Dahin gehören:

1) der Sprachgebrauch;
2) die Sprachreinigkeit in empiriſcher Hinſicht;
3) die Sprachrichtigkeit in empiriſcher Hinſicht, und
4) die Sprachſchönheit in empiriſcher Hinſicht.

25.

1) Der Sprachgebrauch.

Der Sprachgebrauch iſt das höchſte empiriſche Geſetz für die Richtigkeit und Schönheit in der Darſtellung der einzelnen wirklich vorhandenen, todten oder lebenden Sprachen. Er ſteht nur inſofern unter dem Geſetze der Form, inwiefern alles, was dieſem Geſetze in dem Gebrauche der einzelnen Sprache gerade zuwider wäre, und das Geſetz der Form ſelbſt in ſeiner allgemeinen Geltung entweder aufheben oder beſchränken würde (z. B. ein Gebrauch der Redetheile gegen die allgemeine Sprachlehre,

eine Verbindung der Begriffe, Urtheile und Sätze gegen die Denkgeſetze, und eine Verſinnlichung der Stoffe in der Form der Darſtellung gegen das Idealiſch-Schöne), als fehlerhaft und verwerflich aus dem Gebiete der empiriſchen Sprache verwieſen werden müßte. Dagegen muß alles das im Sprachgebrauche anerkannt werden, was, ſo eigenthümlich und verſchieden von andern ausgebildeten Sprachen es ſich auch ankündigen mag, dem Geſetze der Form nicht widerſpricht, und unter die Bedingungen deſſelben gebracht werden kann.

Es kann aber der Sprachgebrauch nicht a priori aufgeſtellt werden, weil er weder aus dem urſprünglichen Weſen des menſchlichen Geiſtes, noch aus der Sprachfähigkeit überhaupt abgeleitet, ſondern blos durch die genaueſte Bekanntſchaft mit dem Geiſte einer geſchichtlich vorhandenen Sprache, wie dieſer Geiſt in den klaſſiſchen Schriftſtellern derſelben ſich ankündigt, erlernt werden kann; denn nur die klaſſiſchen Schriftſteller können den Maasſtab für das darbieten, was wirklich in dem Sprachgebrauche als höchſter empiriſcher Grundſatz gelten ſoll. — Mag alſo auch der Sprachgebrauch in jeder Sprache nach ganz eigenthümlichen Ankündigungen erſcheinen; mag er, in den verſchiedenen Zeiträumen der Sprachbildung, zwar unmerklich, aber doch allmählig, ſich verändern, und überhaupt der eigenthümlichen Richtung der geſammten Ausbildung und Kultur der einzelnen Völker folgen; mag er alſo, in Hinſicht auf Wahl und Gebrauch, auf Geltung und Stellung der Wörter, und in Hinſicht des Periodenbaues im Ablaufe der einzelnen Bildungszeiträume der Sprache ſich bedeutend verändern, bis endlich die Sprache das goldene Zeitalter ihrer Klaſſiker erreicht; ſo iſt er doch das höchſte empiriſche Geſetz in jeder gegebenen Sprache, das der einzelne Schriftſteller anerkennen, und dem er nach dem Vorgange der Klaſſiker ſeines Volkes folgen muß. Daher enthält denn auch der Sprachgebrauch bei den gereiften Sprachen den höchſten Maasſtab der em-

piriſchen Sprachvollendung, über welche hinaus kein Warum? in Hinſicht auf höhere Gründe für das geſchichtlich Vorhandene verſucht werden darf.

Die Sprachähnlichkeit (Analogie) kann mit dem Grundſatze des Sprachgebrauches nicht auf gleiche Linie der Geltung unter den empiriſchen Grundſätzen geſtellt werden, weil ſie, wie mehrere andere aus der Erfahrung abgeleitete Grundſätze für die Sprache, nur einen dem Sprachgebrauche untergeordneten Grundſatz für die Ableitung und Verwandlung der Wörter, ſo wie für die Bildung neuer Wörter und neuer Wortformen im Periodenbaue enthält. Durchgehends muß dabei der unter den Klaſſikern feſtſtehende Sprachgebrauch, der Geiſt der Sprache ſelbſt, und, als höchſter Maasſtab, das Geſetz der Form berückſichtigt werden, wodurch die Abhängigkeit des empiriſchen Grundſatzes der Sprachähnlichkeit von höhern Geſetzen von ſelbſt entſchieden wird.

26.

2) Die Sprachreinigkeit in empiriſcher Hinſicht.

Die Sprachreinigkeit, im ſtrengſten Sinne genommen, verlangt, daß in einer ausgebildeten Urſprache alle ausländiſche, alle wegen ihre Unvollkommenheit veraltete, alle blos landſchaftliche und nicht in die Schriftſprache der Klaſſiker übergegangene, und alle fehlerhaft neugebildete Wörter vermieden und von der ſorgfältigen mündlichen und ſchriftlichen Darſtellung ausgeſchloſſen werden. Allein dieſes Ideal der Sprachreinigkeit iſt, ſchon als Ideal, bei jeder jüngern abendländiſchen, und namentlich bei der teutſchen Sprache, im Ganzen unerreichbar, wenn es gleich möglich und nöthig iſt, die Sprache dieſem Ideale anzunähern. Denn obgleich die teutſche Sprache eine urſprüngliche (und nicht, wie die Sprachen des europäiſchen Weſten, aus der römiſchen hervorgegangen), ſo wie im Laufe des achtzehenten Jahrhunderts zu einer hohen Stufe klaſſiſcher Bildung und Vollendung fortgeführt worden iſt; ſo

beſtätigt es doch die Geſchichte des teutſchen Volkes ſeit ſeinem Erſcheinen in Europa bis auf unſere Zeiten, daß dieſes Volk und ſeine Sprache viele Jahrhunderte hindurch unter den Einflüſſen derjenigen jüngern europäiſchen Völker (beſonders Frankreichs und Italiens) ſtand, welche früher, als das teutſche, ihre politiſche Verfaſſung, ihre Religion, ihre Sitten ausbildeten, und dadurch die Fortſchritte in ihren Sprachen begründeten. Daſſelbe war, nach demſelben Geſetze der Entwickelung und Ausbildung der Individuen und der Völker, ſchon in der Welt des Alterthums geſchehen. Denn wäre die Geſchichte derſelben nicht voller einzelner Dunkelheiten und Lücken; ſo würde ſich noch beſtimmter, und noch mehr ins Einzelne fortgeführt, nachweiſen laſſen, wie auch die Sprachen der Griechen und Römer — die jetzt als unvergängliche Muſter klaſſiſcher Darſtellungsformen gelten, — unter den Einflüſſen früher kultivirter Völker und deren Sprachen auf ſie, zu ihrer höhern Vollkommenheit ſich ausbildeten und klaſſiſch geſtalteten. Nur ſolche Völker, welche, nach ihrer örtlichen Lage, ſich ganz oder doch lange Zeit vor der Wechſelwirkung mit andern Völkern bewahren konnten (z. B. die alten Aegypter bis auf des Pſammetichus Zeit, die Indier, die Sineſen ꝛc.), vermochten den urſprünglichen Charakter ihrer Bildung und Sprache am treueſten zu bewahren, wenn gleich auch, durch dieſelbe Abſonderung von allen andern gebildeten Völkern, ihre Entwickelung und Kultur ſelbſt auf den Stufen der Kindheit und Unvollkommenheit ſtehen blieb. Völker hingegen, die durch ihre Oertlichkeit, durch ihre Betriebſamkeit, durch ihren Handel, durch ihre Kriege und durch ihren geſammten auswärtigen Verkehr mit andern Völkern und Staaten in vielfache Berührung und Verbindung kommen, können in ihrer Bildung und Sprache nicht alles durch ſich ſelbſt werden; wohl aber beſteht ihr Verdienſt darin, daß ſie das fremdher Entlehnte in ihre Eigenthümlichkeit verwandeln, und demſelben das ſelbſtſtändige Gepräge ihrer Kultur und Sprache aufdrücken.

Eine unbedingte Reinigkeit iſt daher bei der teutſchen Sprache geſchichtlich eben ſo unmöglich, wie bei der griechiſchen, römiſchen, franzöſiſchen, italieniſchen, engliſchen, ſpaniſchen u. a. Es muß alſo der Purismus, oder das Beſtreben, der teutſchen Sprache ihre möglichſte Reinigkeit zu bewirken, als ein bedingter Sprachgrundſatz aufgeſtellt, und dahin geſtellt werden: daß man in der klaſſiſchen Sprachdarſtellung alle fehlerhaft gebildete veraltete Wörter ganz der Geſchichte der Sprachbildung früherer Zeiten überläßt; daß man in der Schriftſprache (d. i. dem Hochteutſchen, über welches bei allen klaſſiſchen Schriftſtellern eine ſtillſchweigende Uebereinkunft ſtatt findet), die blos landſchaftlichen Wörter und Wortformen (Provinzialismen) möglichſt vermeidet; daß man alle fremdher ſtammende Wörter ausbürgert, welche durch ein richtig gebildetes, den Gegenſtand deutlich und beſtimmt bezeichnendes, wohlklingendes und den bezeichneten Begriff völlig erſchöpfendes einheimiſches Wort vertreten und erſetzt werden können, und nur diejenigen ausländiſchen Wörter noch ſo lange beibehält, bis auch ſie allmählig durch ſolche inländiſche verdrängt werden können; und daß man endlich nur diejenigen neugebildeten Wörter und Wortformen (an welchen es keiner lebenden Sprache bei der fortſchreitenden Entwickelung des Volkes, das ſie redet, ganz fehlen kann,) in die Schriftſprache aufnimmt, welche den Reichthum der Begriffsbezeichnungen und den Umfang der Sprache ſelbſt wirklich vermehren, indem ſie richtig gebildet, den Gegenſtand deutlich und beſtimmt bezeichnend, wohlklingend ſind, und den bezeichneten Begriff in der Darſtellung, es ſey in der Sprache der Proſa, Dichtkunſt oder Beredſamkeit, völlig erſchöpfen.

Die Sprachreinigkeit im Teutſchen beſteht daher, kurz ausgedrückt, im Gebrauche des Hochteutſchen im ſchriftlichen und mündlichen Ausdrucke, ſo daß die ſchriftliche Darſtellung in den Werken der Klaſſiker der

höchſte empiriſche Maasſtab der Sprachreinigkeit theils für den ſchriftlichen Ausdruck des heranwachſenden jüngern Geſchlechts unſers Volkes, theils für den mündlichen Ausdruck überhaupt bleibt, deſſen Vollendung, in der gegenſeitigen Unterhaltung und Mittheilung, von der möglichſten Annäherung an die klaſſiſch ausgebildete Schriftſprache abhängt. — Das Hochteutſche aber, in dieſem Sinne als die Schriftſprache aller wahren Klaſſiker des teutſchen Volkes genommen, gehört keinesweges einer einzelnen Gegend Teutſchlands ausſchließend an, weil die Klaſſiker unſers Volkes ſich nicht auf einen einzelnen teutſchen Staat und deſſen Landſchaften beſchränken, wenn gleich, der Zahl nach, dieſer oder jener teutſche Staat eine größere Maſſe trefflicher Schriftſteller aufweiſen mag.

In der Geſchichte der teutſchen Sprache muß, auf Thatſachen der Geſchichte geſtützt, die Entſcheidung des langen Streits über das Hochteutſche verſucht werden, der nicht ohne Mißverſtändniſſe und Bitterkeit von beiden Seiten geführt ward. Dahin gehört auch die ausführliche Literatur darüber. Vergl.

Adelung, über den Styl. Th. 1. S. 80. ff.

Joach. Heinr. Campe, Grundſätze, Regeln und Grenzen der Verteutſchung; vor dem erſten Theile ſeines Verteutſchungswörterbuches, S. 1—114.

J. F. A. Kinderling, über die Reinigkeit der teutſchen Sprache, und die Beförderungsmittel derſelben. Berl. 1795. 8.

K. W. Kolbe, über den Wortreichthum der teutſchen und franzöſiſchen Sprache, 2 Thle. Lpz. 1807. 8. — Verbeſſerungen und Zuſätze dazu. 1808. — Zweite Auflage in drei Bänden. Berl. 1819 f. — Ueber Wortmengerei, Lpz. 1809. 8. 2te Aufl. 1812. — Abgeriſſene Bemerkungen über Sprache. Ein Nachtrag zu der Schrift: über Wortmengerei. Lpz. 1813. 8.

K. Heinr. Wolke, Anleit zur deutſchen Geſamtſprache,

oder zur Erkennung und Berichtigung einiger (zu wenigst 20) tauſend Sprachfehler in der hochdeutschen Mundart. Dresden, 1812 8. (Die gründliche Beurtheilung dieſes Werkes in der Jen. L3. 1814, Ergänzbl. N. 79 ff. darf nicht überſehen werden. Sie weiſet die vielen Verirrungen des gutmeinenden Verf. nach, und ſeine Bemühungen in ihre Grenzen zurück.)

27.

Fortſetzung. Barbarismen.

Unter Barbarismen verſtehen wir im Allgemeinen diejenigen Wörter, Wortformen und Redensarten, welche theils bei den anerkannten Klaſſikern des teutſchen Volkes nicht getroffen werden, theils überhaupt in dem Zeitalter der höhern Reife der teutſchen Sprache mit den Fortſchritten der ſchriftlichen Darſtellung, in Hinſicht auf das Geſetz der Form, nicht zu vereinigen ſind. Es gehören dahin:

1) Archaismen, d. h. veraltete Wörter, welche man als unrichtig, oder als unedel aus der Schriftſprache entfernt und verdrängt hat, und die ſich höchſtens nur noch in der Sprache der niedern Volksklaſſen und des gemeinen Lebens erhalten haben. Von ſolchen veralteten Wörtern (verba exoleta oder antiquata), welche gegen das Geſetz der Form verſtoßen, müſſen alte Wörter (verba obsoleta) genau unterſchieden werden. Dieſe ſtammen aus den frühern Jahrhunderten der Sprachbildung, haben ihre Kraft und Würde durch keinen Nebenbegriff verloren, und vielmehr eben durch ihr Alter eine beſtimmte Deutlichkeit und Verſtändlichkeit gewonnen. Doch ſind allerdings auch mehrere alte richtig gebildete und beſtimmt bezeichnende Wörter zufällig veraltet, welche mit den eigentlichen Archaismen nicht zu verwechſeln ſind, deren Wiederbelebung Gewinn für die Sprache ſeyn würde, und zum Theile ſchon geworden iſt. Eben ſo wenig kann die Wie-

dererneuerung derſelben, ſobald ſie nur überhaupt für die gegenwärtige Bildungsſtufe der Sprache ſich eignen, dadurch verhindert werden, daß ſich für den Begriff, den ſie bezeichnen, bereits ein anderes Wort in der Sprache vorfindet; denn, bei der großen Verſchiedenheit der Sprache der Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit von einander, wird nicht ſelten das alte und wiedererneuerte Wort beſſer, als das vorhandene, in den eigenthümlichen Kreis einer dieſer drei verſchiedenen Sprachdarſtellungen paſſen. Nur ſolche veraltete Wörter, durch welche weder die beſtimmte Begriffsbezeichnung, noch der Wohlklang und der Reichthum der Sprache ſelbſt gewinnen würden, ſind ihrem Schickſale des Verſchwindens aus dem Umfange der Sprache zu überlaſſen. — Als eigentliche Archaismen ſind aber zu betrachten: alle unwürdige Schimpfwörter und niedrige Ausdrücke, deren ſich blos der Pöbel bedient; ſolche, deren Bau unregelmäßig iſt (z. B. benahmſen ſt. benennen; zweene ſt. zwei; Gelahrtheit ſt. Gelehrſamkeit); ſolche, deren Bau verſtümmelt iſt (fertigen ſt. verfertigen; Heinz ſt. Heinrich; waſer ſt. was für); ſolche, deren Bau überflüſſige Sylben hat (dahero; anheute; alldieweil; zumalen; benebſt); ſolche, an deren Stelle edlere getreten ſind (Buhler ſt. Liebhaber; kieſen ſt. wählen; kriegen ſt. erhalten); ſolche, die entweder mehrere Bedeutungen haben, oder die mit andern Wörtern gleichlautend ſind (ſo das Wort Acht; Mitgiſt; Maul [auch Maulthier]; Afterwelt); und ſolche, deren Begriff ſich geändert hat (Krebs ſt. Harniſch), wohin viele Wörter aus der alten Gerichts- und Kriegsverfaſſung gehören. (Vergl. Adelung über den Styl, Th. 1. S. 82 ff. — Derſelbe, von veralteten Wörtern; im Magazine für teutſche Sprache, 1. B. 2. St. S. 61 ff. — Kinderling, über die Reinigkeit ꝛc. S. 27 ff.)

2) Provinzialismen (landſchaftliche oder Bezirks-Wörter) ſind ſolche Wörter, Ausdrücke und Wortformen, die nur gewiſſen Gegenden eigenthümlich, der Schriftſprache der Klaſſiker aber fremd, und dem Geſetze der Form zuwider ſind. Statt ihrer, finden ſich im Hochteutſchen beſſere (d. h. richtigere und edlere) Wörter und Wortformen. — Die Provinzialismen finden ſich entweder nur in dem Munde der Bewohner einzelner Gegenden, oder auch theilweiſe bei den Schriftſtellern dieſer Gegenden, welche aus Gewohnheit derſelben ſich bedienen. Weil aber, bei einer gleichmäßig zur Reife fortgeführten Sprache, die Klaſſiker derſelben ſtillſchweigend ſich über das vereinigt haben, was zur vollendeten Schriftſprache gehört, und dieſe, namentlich das Hochteutſche, nicht an die Schriftſteller nur einer Gegend und Landſchaft Teutſchlands gebunden iſt; ſo müſſen auch von der Schriftſprache alle Provinzialismen, in oben bezeichnetem Sinne, ausgeſchloſſen werden. Gewiß würde auch die Schriftſprache durch ſie, dem Umfange nach, wenig bereichert werden, (wie Campe *) und einige andere behaupteten), weil ſie gewöhnlich fehlerhaft gebildet, ohne Wohlklang, und an ihrer Stelle bereits andere Wörter und Ausdrücke im Hochteutſchen vorhanden ſind, welche den Begriff beſtimmt bezeichnen, richtig gebildet, wohlklingend und für die Sprachen der Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit hinreichend ſind. (z. B. Samſtag ſt. Sonnabend; Köthe ſtatt Schrank; frug oder frägte ſtatt fragte, Herzöge ſt. Herzoge; die Mädchens ſt. Mädchen; des Churfürſtens ſt. Churfürſten ꝛc.) Die Provinzialismen heißen auch Idiotismen, und werden in den ſogenannten Idioticis geſammelt.

(Eine Ueberſicht über die Idiotica der teutſchen Sprache folgt in der Geſchichte derſelben, nach der

---

*) in ſeinem Verteutſchungswörterb. Th. 1. S. 62.

Verſchiedenheit der beiden Hauptmundarten dieſer Sprache. Mag gleich ein blos auf möglichſte Vollſtändigkeit berechnetes Wörterbuch der teutſchen Sprache aus dieſen Idioticis einen anſehnlichen Zuwachs an Maſſe gewinnen können; ſo wird doch die Schriftſprache ſelbſt durch die Aufnahme von Provinzialismen verlieren, weil unter tauſend Provinzialismen kaum zwei unter das Geſetz der Form gebracht werden dürften, und, bei der Ausſchließung derſelben aus der klaſſiſchen Darſtellung, in der That das Gefühl und das richtige Urtheil über ihren Unwerth gewiß eben ſo viel, als der Zufall gewirkt hat.)

3) Ausländiſche Wörter (es mögen griechiſche, engliſche, franzöſiſche ꝛc. ſeyn), an deren Stelle wir im Hochteutſchen ein richtig gebildetes, erſchöpfend bezeichnendes und wohlklingendes Wort bereits haben, oder allmählig erhalten. Denn ſo wenig fremde Wörter in der Sprache eines ſpäter zur Bildung und Reife gelangten Volkes befremden dürfen, weil mit dem von einem früher gebildeten Volke entlehnten Gegenſtande und Begriffe der Kultur auch das denſelben bezeichnende Wort auf das jüngere Volk übergeht; ſo ſind doch die lebenden Sprachen ſo bildſam, und ſtehen, wie der menſchliche Geiſt ſelbſt, ſo unter dem Geſetze des allmähligen Fortſchreitens, daß nach und nach ſehr viele fremdher ſtammende Wörter durch neugebildete einheimiſche erſetzt werden, woraus für die Sprachreinigkeit von ſelbſt folgt, daß gegen das neue, in jeder Hinſicht genügende, Wort das ausländiſche verdrängt und ausgebürgert werde. — Dagegen geht der Purismus in der Entfernung auswärtiger Wörter zu weit, ſobald an der Stelle des fremden Wortes entweder ein einheimiſches noch ganz fehlt, (wo denn, mit dem ausgeſtoßenen Worte, auch der in den Ideenkreis des Volkes übergegangene Begriff verdrängt werden würde,) oder das neugeprägte Wort den Begriff nur theilweiſe, unbeſtimmt und einſeitig bezeichnet, oder

dieſes neue Wort weder nach der Etymologie und Sprachähnlichkeit gebildet, noch ſeiner Ankündigung nach wohlklingend iſt.

Nur das neue Wort darf an die Stelle des fremden treten, welches, nach richtiger Bildung, erſchöpfender Begriffsbezeichnung und Wohlklang, ein Gewinn für die klaſſiſche Darſtellung in der Schriftſprache iſt. (Nach dieſem Grundſatze ſcheinen folgende teutſche Wörter die Stelle der ausländiſchen völlig zu erſetzen: Naturkunde ſt. Phyſik; Erdkunde ſt. Geographie; Zeitvertreib ſt. Amüſement; Wuchs ſt. Taille; der Kranke ſt. Patient; Hochſchule ſt. Univerſität; Zeitrechnung ſt. Chronologie ꝛc. — Verunglückt ſcheinen dagegen folgende Verteutſchungen zu ſeyn: Alterthumsdenkmalskunſt ſt. Archäologie; Ankindung ſt. Adoption; Hinterſtrich ſt. Apoſtroph; Platzkugel ſt. Bombe; Feuerſchlund ſt. Kanone; Bücherei ſt. Bibliothek [beſſer: Bücherſammlung]; Hämmling ſt. Kaſtrat; Fängerin ſt. Coquette; Dörrleiche ſt. Mumie; Fernſchaulichkeit ſt. Perſpective ꝛc. — Gewiſſe wiſſenſchaftliche Terminologieen ſcheinen bis jetzt gar keiner gelungenen Verteutſchung (ohne Umſchreibung) fähig zu ſeyn: z. B. Philoſophie, Kritik, Literatur, Ideal, Definition, Skepticismus, Mechanismus, lyriſch, romantiſch ꝛc.

Bei der Menge der in unſerer Sprache vorhandenen fremden Wörter ſind aber ſolche Hand- und Wörterbücher nöthig und brauchbar, welche — ohne die Abſicht zu haben, ihre Verteutſchungen der hochteutſchen Sprache ſelbſt aufzudringen, — blos die Beſtimmung ſich vorhalten, die fremden Wörter, welche unſre Sprache aufgenommen hat, durch teutſche Wörter zu erklären, und den Umfang des dadurch bezeichneten Begriffs befriedigend darzuſtellen. Dahin gehören: das encyclopädiſche Wörterbuch, oder alphabetiſche Erklärung

aller Wörter aus fremden Sprachen ꝛc. 10 Theile. Zeiz 1793. ff. 8. — F. A. Schröter's terminologietechniſches Wörterbuch ꝛc. 2. Th. 3te Aufl. Erfurt, 1805. 8. — J. Fr. Heynatz, Verſuch eines teutſchen Antibarbarus. 2. Th. Berl. 1796. f. 8. — und die ähnlichen Werke von J. Fr. Roth, Ritſche, Heyſe, Oertel, Voigt, Petri u. a. Die meiſten derſelben folgten dabei Joach. Heinr. Campe's Wörterbuch zur Erklärung und Verteutſchung der unſrer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke. 2 Th. Braunſchw. 1801. 4., in welchem er drei früher herausgegebene Schriften über denſelben Gegenſtand neu verarbeitet hatte. —

Noch weiter aber, als Campe, trieb den Purismus: Karl Müller, in ſ. allgemeinen Verteutſchwörterbuch der Kriegſprache. Leipz. 1814, im Verſchleis bei Bruder u. Hofmann. 8.

4) Neologismen, oder verunglückte neugebildete Wörter. Eine lebende Sprache ſteht unter dem Einfluſſe der Veränderungen, denen das Volk, welches dieſe Sprache redet, in geiſtiger, ſittlicher und politiſcher Hinſicht unterworfen iſt. Mit neuen Entdeckungen im Gebiete der Wiſſenſchaften und Künſte, mit Veränderungen in Lebensweiſe und Sitten, mit Umbildungen der Verfaſſung und Verwaltung von innen heraus oder von außen her, wird nothwendig der Umfang der Sprache erweitert, und die Geltung vieler Wörter verändert. (Dies zeigte die Sprache der Teutſchen ſeit der Zeit der kritiſchen Philoſophie und ſeit der Einführung ſtellvertretender Verfaſſungen in einzelnen teutſchen Staaten; daſſelbe die franzöſiſche Sprache ſeit der franzöſiſchen Revolution u. ſ. w.) Allein außer den neuen Wörtern und Wortformen, welche aus den Veränderungen und Fortſchritten der Völker in wiſſenſchaftlicher, künſtleriſcher, ſittlicher und politiſcher Hinſicht hervorgehen, prägen zunächſt die Dichter, und nicht ſelten auch

die Redner, bisweilen ſelbſt die Proſaiker, in den lebenden Sprachen neue Wörter aus, welche allmählig, bei fortgeſetztem Gebrauche, in die Schriftſprache der Klaſſiker übergehen, und dadurch das Bürgerrecht erhalten. Endlich kann man auch die von Puriſten verſuchten neuen Wörter, wodurch auswärtige Wörter verdrängt werden ſollen, (ſ. unter 3) dahin rechnen. — Ob nun gleich an ſich das Entſtehen, die Aufnahme und weitere Verbreitung neuer Wörter in einer lebenden Sprache nicht befremden darf, die noch kein ſolches in ſich abgeſchloſſenes Ganzes, wie eine todte Sprache, bildet; und obgleich durch alle richtig gebildete, beſtimmt bezeichnende und wohlklingende neue Wörter der Umfang des Sprachgebiets erweitert und vervollkommnet wird; ſo gibt es doch auch unter dieſen neugebildeten Wörtern ſolche, welche man als Neologismen, als verunglückte neue Wörter bezeichnen, und ſie von der Aufnahme in die Schriftſprache ausſchließen muß. Dahin gehören: die ganz unnöthigen neuen Wörter, wenn nämlich, zur Bezeichnung des Begriffes, in den Sprachen der Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit bereits beſſere Wörter vorhanden ſind, welche durch die neugebildeten verdrängt, oder mit denſelben wenigſtens verwechſelt werden könnten; denn das Grundgeſetz für die Aufnahme neuer Wörter muß ſeyn, daß die Sprache durch ſie in irgend einer Hinſicht gewinnt; — weiter gehören dahin die ſprachwidrig (gegen Etymologie und Sprachähnlichkeit) gebildeten Wörter, durch deren Aufnahme die Sprachreinigkeit leiden müßte; dann die unbeſtimmt, einſeitig und ſchielend bezeichnenden, und endlich die gegen das Geſetz des Wohlklanges ſtreitenden neugeprägten Wörter, (z. B. Wahrheiten anwinken; die Reine des Himmels; durchdämmern; Veredlung der Menſchheit zum Menſchthume; die Nachkinder; der Wohlwünſcher u. a.)

28.

3) Die Sprachrichtigkeit in empiriſcher Hinſicht.

Wenn gleich die aus der allgemeinen Sprach- und aus der Denklehre ſtammenden formellen Grundſätze für die Richtigkeit der Darſtellung, entwickelt in den untergeordneten Eigenſchaften der Richtigkeit innerhalb des Geſetzes der Form (§. 16.), ſelbſt für die empiriſche Richtigkeit in einer geſchichtlich vorhandenen Sprache der höchſte Maasſtab ſind und bleiben; ſo gibt es doch auch in empiriſcher Hinſicht eine Sprachrichtigkeit, die ſich zunächſt auf den Gebrauch, die Geltung und Verbindung der einzelnen Wörter und Wortformen bei den Klaſſikern gründet. Sie zeigt ſich theils in der Synonymik; theils innerhalb der empiriſchen Sprachlehre in der Flexions-, Rections- und Conſtructionslehre; theils in der Orthographie und in der Interpunction.

29.

a) Die Synonymik.

Wenn die Sprache von den Menſchen erſt in dem Zeitalter ihrer geiſtigen Reife erfunden würde; ſo würde in derſelben keine Mehrheit von Wörtern ſich finden, die entweder zur Bezeichnung eines und deſſelben Gegenſtandes dienten, und deren Geltung und empiriſcher Gebrauch ſchwankend und unbeſtimmt ſich zeigte, oder die einander, dem Sinne nach, ſehr ähnlich und verwandt wären. Da aber der Urſprung und die erſte Entwickelung der Sprache in ein Zeitalter der geiſtigen Unmündigkeit der Individuen und Völker gehört; ſo darf das Vorhandenſeyn ſolcher ähnlicher und verwandter Wörter nicht befremden. Sie ſtammen theils aus der älteſten Sprachbezeichnung, und aus dem wörtlichen Ausdrucke für ſinnliche Gegenſtände, welcher Ausdruck ſpäter auf die Bezeichnung nichtſinnlicher Dinge überging, und alſo in der Sprache eine doppelte Bedeutung erhielt; theils aus der allmähligen Verſchmelzung meh-

rerer einzelnen Stämme zu Einem Volke, nach welcher ſich doch in der Sprache die ältern, bei den einzelnen Stämmen vorhandenen, Wörter für die Bezeichnung eines und deſſelben Gegenſtandes erhielten. Allein die höhere Bildung und Vollkommenheit einer Sprache verlangt nicht nur, daß für jeden darzuſtellenden Begriff ein richtig gebildetes, beſtimmt bezeichnendes und wohlklingendes Wort vorhanden ſey, ſondern daß auch jedes vorhandene Wort, nach ſeinem empiriſchen Gebrauche, ſo beſtimmt werde, daß nicht zwei Wörter in derſelben ſich völlig gleich, wohl aber *verwandt* ſeyn dürfen. Es muß daher eine Lehre geben, in welcher das *Verhältniß der ſinnverwandten Wörter unter ſich ſelbſt*, ſowohl nach dem Sprachgebrauche, als nach ihrer philoſophiſchen Geltung, zur Bezeichnung der Begriffe beſtimmt feſtgeſetzt wird. Dieſe Lehre heißt die *Synonymik*. Sie hält ſich an die in der Sprache vorgefundenen Wörter; ſie nimmt dieſelben nach dem empiriſchen Sprachgebrauche; allein ſie prägt die Beſtimmungen dieſes Sprachgebrauches — d. h. das gegenſeitige Verhältniß ſinnverwandter Wörter — philoſophiſch aus, und wendet dabei die Grundſätze der Denklehre und der allgemeinen Sprachlehre auf die empiriſch vorhandenen Wörter an. Es kommt daher in der Synonymik *nicht* auf Aehnlichkeit und Gleichheit des wörtlichen Lautes und Schalles (wie in den *gleichlautenden* Wörtern), *nicht* auf die Ueberſetzung fremdher entlehnter Kunſtausdrücke und ausländiſcher Wörter in teutſche (denn Geographie und Erdkunde bezeichnen daſſelbe, und ſind nicht ſinnverwandt), ſondern *auf die Aehnlichkeit und Verwandtſchaft des innern Sinnes zwiſchen einzelnen Wörtern und Begriffen* an. Synonymen ſind alſo nicht gleichlautende und gleichbedeutende, ſondern *ſinnverwandte* Wörter, welche *verſchiedene Bedeutungen* haben, wo aber dieſe Bedeutungen einander ſo nahe liegen, daß deren Verſchiedenheit nicht leicht zu bemerken iſt.

Die Bekanntſchaft mit den Synonymen, als in der Sprache vorhandenen Wörtern, kann nur durch genaue *Erforſchung des empiriſchen Theiles der Sprache* und durch lange *Uebung* erworben werden; allein zur beſtimmten Bezeichnung der *Verſchiedenheit* ihrer Begriffe gehört tiefes Eindringen in den *Geiſt* der Sprache ſelbſt, und namentlich in die Lehre der Logik von der *Eintheilung*, von den *Gattungen und Arten der Begriffe* und der daraus folgenden *Unterordnung* oder *Gleichordnung* derſelben (die Subordination und Coordination der Begriffe in Hinſicht auf die Lehre von genus und species).

Denn nie können Eigennamen (nomina propria) ſinnverwandt ſeyn; nur appellativa enthalten Synonymen. Nie können blos *gleichlautende* (abreiſen und abreißen, bezeigen und bezeugen, erliegen und erlügen, der Greis und der Kreis), oder *gleichgeltende* (identiſche) Wörter (Statiſtik und Staatskunde, Medicin und Heilkunde, Verbum und Zeitwort, Periode und Zeitraum) als Synonymen gelten; vielmehr müſſen die Begriffe, welche die Synonymen bezeichnen, *eine verſchiedene Bedeutung* haben, aber *in gemeinſchaftlichen Merkmalen* übereinkommen; und je größer dieſes Uebereintreffen iſt, deſto *ähnlicher* werden unter ſich die Bedeutungen der Wörter ſeyn, die ſie bezeichnen. Sie werden daher am ähnlichſten ſeyn, wenn ſie den *nächſten* höhern Begriff (genus proximum) mit einander gemein haben (*Fluß* und *Strom* ſind ſynonym, nicht aber Meer und Fluß). Haben ſie nur einen *entferntern* höhern Begriff (genus remotum) mit einander gemein; ſo wird ihr Unterſchied leichter erkannt werden. Uebrigens eignen ſich eben ſowohl die *gleichgeordneten* Begriffe, wie die *untergeordneten* zu Synonymen, weil auch die untergeordneten Begriffe einen *nächſten* höhern Begriff mit einander gemein haben können. (*Gleichgeordnete* Begriffe ſind: Vaterliebe, Mutterliebe, Kindesliebe, Aeltern-

liebe; ihr nächſter höherer Begriff iſt: Liebe. — Untergeordnete Begriffe von ändern ſind: abändern, verändern, umändern u. ſ. w.)

Die Zergliederung der Begriffe iſt daher die Hauptſache, auf welche es bei der Synonymik ankommt; denn nicht ſelten iſt ein Wort mehrern Wörterfamilien verwandt, ſobald es nämlich mehrere Bedeutungen hat, wo es nach der einen an dieſe, nach der andern Bedeutung aber an eine andere Wörterfamilie grenzet. (So iſt z. B. betrachten von der einen Seite mit beſehen, von der andern mit überlegen, — Geſchäft von der einen Seite mit Arbeit, von der andern mit Angelegenheit, — begegnen, mit entgegenkommen und mit ereignen verwandt.) Oft aber beſteht ein zuſammengeſetzter Begriff ſelbſt aus mehrern Merkmalen, wo er nach dem einen Merkmale an das eine, nach dem andern an ein anderes Wortgebiet grenzt. In dieſem Falle wird es nöthig, den Begriff in beiden Rückſichten, jedesmal unter einer beſondern Vergleichung, zu zergliedern. —

Doch nicht blos Wörter, welche gleichgeordnete oder untergeordnete Begriffe bezeichnen, ſondern auch ſolche, welche widerſtreitende oder Wechſelbegriffe andeuten, können ſinnverwandt ſeyn*); doch gilt dies von den widerſtreitenden Begriffen nur in einzelnen Fällen. (Recht und Befugniß z. B. bezeichnen Wechſelbegriffe, und ſind ſinnverwandt; Dorn und Stachel ſind ebenfalls ſinnverwandt, ob ſie gleich in ihrer wiſſenſchaftlichen Bedeutung widerſtreitende Begriffe ausdrücken, indem, was in dieſer Bedeutung ein Stachel iſt, nicht zugleich ein Dorn ſeyn kann.) Es erhellt aus dieſem allem, daß unter Synonymen ſolche Wörter verſtanden werden, deren Bedeutungen durch einerlei nächſten Hauptbegriff einander ähnlich, aber durch ſolche Nebenbegriffe unterſchieden

*) Dieſe Erweiterung der Synonymik, ſo wie einige andere Zuſätze zu der von Eberhard aufgeſtellten Theorie der Synonymik, hat Maaß in dem, unter der Literatur angeführten, Werke verſucht.

ſind, die nicht ohne genaue Zergliederung entwickelt werden können. Mögen alſo immer diejenigen Wörter, welche in den ſpätern Zeiten der fortgeſchrittenen Sprachbildung als Synonymen erſcheinen, in frühern Zeiten theilweiſe gleichbedeutend geweſen ſeyn; ſo iſt dadurch für den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Sprache überhaupt, beſonders aber für die Farbengebung in den einzelnen Sprachen der Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit viel gewonnen worden, weil mehrere bildliche Wörter durch die in ihnen enthaltene ſinnliche Bezeichnung ſich mehr für die Sprache der Dichtkunſt und Beredſamkeit eignen, während ihre Synonymen in der nichtſinnlichen Bezeichnung zunächſt der Sprache der Proſa angehören. Daraus ergibt ſich zugleich, wie genau, von dieſer Seite betrachtet, die Synonymik mit der Lehre von den Figuren und Tropen zuſammenhängt, wenn gleich die erſte empiriſche Grundlage der Synonymik auf der Etymologie — zur Ausmittelung der Wörterfamilien, zu welchen die Synonymen gehören — die zweite auf dem Gebrauche der ſynonymen Wörter bei den Klaſſikern, und die dritte auf der logiſchen Zergliederung der Synonymen, geſtützt auf die Abſtammung derſelben und auf ihre Anwendung von den Klaſſikern, beruht. Der Gewinn der Synonymik wird daher zunächſt unter die Eigenſchaft der Richtigkeit innerhalb des Geſetzes der Form gehören; doch muß auch die Eigenſchaft der Schönheit in dieſem Geſetze in allen den Fällen berückſichtigt werden, wo durch die Synonymen — ſobald ſie als Figuren und Tropen gelten — eine höhere Verſinnlichung des Gegenſtandes, vermittelſt der ſinnlichen Bezeichnung deſſelben, bewirkt wird.

Der zweckmäßigere Anbau der Synonymik gehört der neuern Zeit an. Gottſched und Stoſch in ihren hieher gehörenden Schriften nahmen ſinnverwandte Wörter noch für gleichbedeutende Wörter.

J. Chſtph Gottſched, Beobachtungen über den Gebrauch und Mißbrauch vieler teutſchen Wörter und Redensarten. Straßb. und Lpz. 1758. 8.

S. J. E. Stoſch, Verſuch in richtiger Beſtimmung einiger gleichbedeutenden Wörter in der teutſchen Sprache. 4 Theile. Frkf. 1770 — 75. 8. — Der erſte Theil, N. A. 1777. Der vierte Theil mit dem beſondern Titel: kritiſche Anmerkungen über die gleichbedeutenden Wörter der teutſchen Sprache.

Teutſche Synonymen, oder ſinnverwandte Wörter. 2 Th. Frkf. und Lpz. 1774. 8. (auch 9. und 10. Theil der: Schriften der churfürſtl. teutſchen Geſellſchaft zu Mannheim — bearbeitet von Peterſen, Fiſcher, Sander und Schlüter.)

J. Fr. Heynatz, Verſuch eines möglichſt vollſtändigen ſynonymiſchen Wörterbuches der teutſchen Sprache. 1 B. Berl. 1795 8. 2ten Bds. 1ſte Abth. 1798. — (Mehr iſt nicht erſchienen. Das Werk geht bis in den Buchſtaben E.)

J. Aug. Eberhard, Verſuch einer allgemeinen teutſchen Synonymik, in einem kritiſch- philoſophiſchen Wörterbuche der ſinnverwandten Wörter der hochteutſchen Mundart. 6 Theile. Halle und Leipzig 1795 — 1802. 8. (Eine neue Auflage dieſes Hauptwerkes iſt von Maaß angekündigt:) Aus dieſem Werke erſchienen zwei Auszüge:

J. Aug. Eberhard, ſynonymiſches Handwörterbuch der teutſchen Sprache. Halle 1802. 8. (Dieſen Auszug ſchrieb der Vf. ſelbſt; er iſt in mehrern Auflagen erſchienen.)

Kurzgefaßtes Handbuch der allgemeinen teutſchen Synonymik, nach Eberhard. Halle, 1802. 8.

Zu dem Hauptwerke gehört als 7ter 8ter 9ter Theil (Zuſätze zu A — L) eine Ergänzung von Maaß; auch mit dem beſondern Titel:

Sinnverwandte Wörter, zur Ergänzung der Eberhardiſchen Synonymik, verglichen von J. Gebh. Ehrenr. Maaß. 3 Theile. Halle 1818 f. 8.

30.

b) Soloͤcismen.

Verſchieden von der, aus der allgemeinen Sprachlehre vnd aus der Denklehre hervorgehenden, Bezeichnung, Geltung und Verbindung der Wörter und Wortformen, wodurch das Gebiet des höhern Syntaxes beſtimmt wird, welcher zunächſt die Verbindung der einzelnen Wörter und Redetheile, nach ihrem innern nothwendigen Zuſammenhange, zu Perioden lehrt, enthält der niedere Syntax die blos empiriſch zu erlernende Verbindung und Zuſammenſetzung der Redetheile nach dem in einer gegebenen Sprache vorhandenen Sprachgebrauche. Dieſer niedere Syntax zerfällt in die Rections- und Conſtructionslehre; denn nur die beiden Begriffe ſelbſt: Rection und Conſtruction, nicht aber die Anwendung derſelben, gehören der allgemeinen Sprachlehre an. Der Begriff der Rection ſagt aus, daß die einzelnen Redetheile, nach ihrem gegenſeitigen Verhältniſſe, durch ſich ſelbſt verändert, und dadurch von einander abhängig werden, und die Rection beſteht daher in derjenigen empiriſchen Verbindung der Wörter einer Sprache, nach welcher das eine Wort die Urſache der Form des andern wird. Dasjenige Wort, welches die Form des andern beſtimmt, heißt regierend; dasjenige aber, deſſen Form durch ein anderes beſtimmt wird, heißt regiert. Allein das Wie? dieſer Veränderungen iſt in jeder gegebenen Sprache ſehr von einander verſchieden; auch laſſen ſich die Regeln für dieſelben nur aus dem Sprachgebrauche bei den Klaſſikern ab-

leiten, und mit Hinſicht auf den eigenthümlichen Geiſt der Sprache ſelbſt feſtſetzen.

Eben ſo liegt in dem Begriffe der Conſtruction blos im Allgemeinen, daß, nach dem innern und nothwendigen Verhältniſſe der Redetheile gegen einander, die allgemeinen, beſondern und einzelnen Urtheile, und die allgemeinen, die untergeordneten und gleichgeordneten Sätze gebildet und mit einander verbunden werden ſollen. Wie aber dieſe Bildung und Verbindung in dem Sprachgebrauche der einzelnen Sprachen begründet ſey; das lehrt nur die empiriſche Sprachlehre. Denn mag auch die Logik über den Umfang und die Grenzen der zu einer Periode verbundenen Sätze, und über deren allgemeines gegenſeitiges Verhältniß der Abhängigkeit von einander und ihrer Aufeinanderfolge, entſcheiden; ſo zeigt doch ſchon die große Verſchiedenheit des Periodenbaues in der griechiſchen, römiſchen, teutſchen, franzöſiſchen, engliſchen u. a. Sprache, daß das Einzelne der Conſtructionslehre nur nach empiriſchen Geſetzen aufgeſtellt werden kann.

Alle abſichtliche oder unabſichtliche Verſtöße gegen die empiriſche Sprachrichtigkeit in Hinſicht der Rections- und Conſtructionslehre (oder gegen den niedern Syntax) werden aber Solöcismen *) genannt, zu welchen, im weitern Sinne, auch ſämmtliche Provinzialismen gehören. Es gehören zu den Solöcismen:

1) alle Verſtöße gegen die empiriſche Flexion (gegen Declination und Conjugation); z. B. Generäle, Täge, Pläne, ſt. Generale, Tage, Plane; — frug ſtatt fragte; ſchwätzte ſt. ſchwatzte u. ſ. w. —

2) die Verwandlung der regelmäßigen Verba in unregelmäßige, und der unregelmäßigen in regelmäßige (z. B. er briet

*) Dieſer Name rührt von der ciliciſchen Stadt Soli oder Solos her, deren Bewohner, wegen ihrer weiten Entfernung von der Hauptſtadt, ſehr unrichtig ſprachen.

ſt. er bratete; er ſchmelzte vor Hitze ſtatt er ſchmolz u. ſ. w.)

3) die fehlerhafte Verwechſelung der Hülfswörter: ſeyn und haben (z. B. er hat bei mir eingekehrt, ſt. er iſt ꝛc.; er hat mir begegnet, ſt. er iſt mir begegnet; der Baum iſt abgeblüht, ſt. er hat abgeblüht u. ſ. w.)

4) die fehlerhafte Verwechſelung und Stellung der Redetheile unter ſich. Dies geſchieht durch Verwechſelung des beſtimmten und unbeſtimmten Artikels; durch fehlerhafte Stellung des Pronomens, daß man nicht errathen kann, auf welches Subject daſſelbe geht; durch unrichtig gewählte und gebrauchte Präpoſitionen (z. B. ich habe nebſt ihm, ſt. mit ihm, die Reiſe gemacht; oder während dem Monate ſt. während des Monates ſoll er dieſe Arbeit vollenden); durch fehlerhafte Stellung des Verbums in den Perioden; durch Verwechſelung der Adjectiven und Adverbien; durch Verwechſelung der Conjunctionen u. ſ. w.

5) der fehlerhafte Gebrauch veralteter Wörter und unrichtig angewandten Conſtructionen (beſonders durch Inverſion). — z. B. es hat mich höchlich gefreut, Sie wohl zu ſehen; — ich habe geſehen ſein Bild ſt. ich habe ſein Bild, geſehen ꝛc.

6) die fehlerhafte Häufung gewiſſer Wörter. (z. B. er iſt ſeiner Mutter ihr liebſtes Kind; — er ſagt Niemandem nichts ꝛc.)

7) der fehlerhafte Gebrauch des Wortes: thun, weil ſchon in jedem Verbum adjectivum der Begriff des Handelns liegt. (er thut ſchön ſingen; — inſinuiren thut er ſich damit nicht).

8) die fehlerhafte Anwendung provinzieller Eigenheiten (z. B. ich habe es dich

(ſtatt dir) gegeben. — Es freut mich, Ihnen (ſt. Sie) wohl zu ſehen.)

9) der fehlerhafte Gebrauch zweideutiger Ausdrücke (z. B. die ganze Geſellſchaft war zerſtreut; er iſt unverbeſſerlich.)

10) der Gebrauch überſpannter oder ſchiefer Ausdrücke (z. B. er tanzt göttlich; er ſchrie abſcheulich ꝛc.)

11) der fehlerhafte Gebrauch unrichtiger Neologismen (z. B. die Fleiſchesluſtanwandlung; der Lebensfadensabſchnitt.)

12) der fehlerhafte Gebrauch ſolcher Prädicate, deren Begriff ſchon im Subjecte oder im Verbo liegt (z. B. der tapfere Held; er hat ihm das erzwungene Bekenntniß abgenöthigt ꝛc.)

13) der Gebrauch nichtsſagender (leerer) Wörter und Tautologieen (z. B. Ihr werther Brief iſt angekommen; — Ihre Freundſchaft iſt unbegrenzt, ſie kennt keine Schranken, hört nie auf ꝛc.)

14) das Unterbrechen des einmal begonnenen ſtyliſtiſchen Zuſammenhanges (z. B. wenn im Vorderſatze entweder ſteht, und im Nachſatze oder fehlt; — u. ſ. w.)

15) die Einmiſchung von unedeln, oder nicht in den ſtyliſtiſchen Zuſammenhang paſſenden Gleichniſſen (z. B. er iſt mit einem blauen Auge weggekommen. — Es hat ſich in der Leipziger Völkerſchlacht beſtätigt: viele Hunde ſind der Haſen Tod ꝛc.)

16) die Häufung von Wörtern mit gleicher Länge oder von demſelben Sylbenfalle (z. B. Enthaltſamkeit, Frömmigkeit, Standhaftigkeit wohnen in ihm; — Seine Lieder tönten von dem Hügel wieder).

17) der fehlerhafte Gebrauch der Participien und Infinitiven (z. B. in das Anſchauen der Gegend verſinkend, und in dem Meere der Betrachtung untergehend; — Dieſes Buch würde verbeſſert werden zu können ſcheinen.)

18) das fehlerhafte Häufen oder Weglaſſen der Hülfswörter (z. B. Ob ich ihn gleich nie geſehen habe; ſo habe ich doch an ihn geſchrieben, und habe ihm ein Buch geſchickt, das ich ſo eben erhalten hatte; — Ob ich ihm gleich geſchrieben und den Tod des Vaters gemeldet (hatte); ſo iſt er mir doch die Antwort ſchuldig geblieben.)

19) die fehlerhafte Häufung derſelben Wörter, oder Wörter von demſelben Tone (z. B. Sein Freund L. und mein Freund K. gingen in den freundſchaftlichen Zirkel; — Nur die Standhaftigkeit, die ihm ſein Stand einflößte, bewirkte, daß er ſein Unglück muthig beſtand ꝛc.)

20) die Nachahmung ausländiſcher, beſonders, franzöſiſcher, Wortfügungen (z. B. es iſt viel kalt; — es macht heute ſehr warm).

31.

c) Die Orthographie.

Im Gegenſatze der mündlichen Darſtellung, welche das Hörbare in ſich faßt, umſchließt die ſchriftliche Darſtellung das Sichtbare. Unter den Schriftzeichen verſtehen wir daher die ſchriftliche Darſtellung unſrer in Worten ausgedrückten Begriffe. Es gehört nicht in eine wiſſenſchaftliche Ueberſicht der teutſchen Sprache, das Verhältniß der Hieroglyphenſchrift zur Buchſtabenſchrift näher zu beſtimmen, weil das teutſche Volk nie Hieroglyphenſchrift kannte, und ſelbſt ſeine

Buchſtabenſchrift nicht urſprünglich bildete, ſondern von den Römern erhielt; allein der kurze Umriß der allgemeinſten Regeln für die teutſche Orthographie muß von dem Satze ausgehen: daß die Erfindung der Schriftzeichen überhaupt ganz zufällig und willführlich war; daß, außer dem Begriffe der ſchriftlichen Darſtellung, die Orthographie ganz auf empiriſchen Zeichen beruht, und nur durch Uebung erlernt und angewandt werden kann. Denn der Zuſammenhang des ſchriftlichen Zeichens mit dem durch das Zeichen dargeſtellten Begriffe kann weder aus der Natur des bezeichneten Begriffes, noch aus der Natur des Zeichens ſelbſt abgeleitet und nachgewieſen werden.

Wenn nun gleich die ſchriftlichen Zeichen in allen Sprachen aus einem Zeitalter ſtammen, in welchem die Sprache noch der innern Ausbildung und der philoſophiſchen Behandlung ermangelte; ſo gründet ſich doch allmählig die Summe dieſer empiriſchen Schriftzeichen, bei einem in ſeiner Entwickelung fortſchreitenden Volke, zu einem in ſich abgeſchloſſenen und zuſammenhängenden Ganzen, durch welches der darzuſtellende Kreis menſchlicher Begriffe wirklich ſo deutlich, umſchließend und erſchöpfend vergegenwärtigt werden kann, daß jeder, der die Sprache nach ihrer empiriſchen Geltung verſteht, in ſich vermittelſt dieſer Zeichen diejenigen Begriffe hervorzubringen vermag, welche der Darſtellende durch dieſelben ausdrückte und ausdrücken wollte. Die Anweiſung aber, den Umfang aller dieſer Zeichen und ihren Gebrauch völlig kennen zn lernen, nennt man iu der empiriſchen Sprachlehre Orthographie.

32.

Fortſetzung.

Iſt gleich die teutſche Sprache eine urſprüngliche; ſo iſt doch das teutſche Alphabet aus dem römiſchen hervorgegangen; denn die Franken in Gallien, die Weſtgothen im

ſüdlichen Gallien und Spanien, die Angelſachſen in Britannien, und die Gothen und Langobarden in Italien nahmen von den beſiegten Römern allmählig Religion, Sitten und Buchſtabenſchrift an. Der Gebrauch der letzten beſchränkte ſich aber bei den Teutſchen, in der Zeit nach der Völkerwanderung, zunächſt auf den geiſtlichen Stand, deſſen nothdürftige Kultur von den Römern entlehnt, und, nach der Verbreitung des Chriſtenthums unter den im eigentlichen Teutſchlande zurückgebliebenen Stämmen der Oſtfranken, Thüringer, Bayern, Alemannen, Sachſen und Frieſen, auch mit dem geiſtlichen Stande ſelbſt zu dieſen Völkerſchaften gekommen war.

Schon aus dieſem geſchichtlichen Grunde, noch mehr aber daraus, daß die geiſtige Kultur der Teutſchen im Mittelalter, ſo lange der dritte Stand fehlte, nur ſehr langſame Fortſchritte machte, läßt ſich erklären, warum die Entwickelung der teutſchen Sprache überhaupt zu einer vollkommenern Form, und mit ihr auch die teutſche Orthographie, hinter der Ausbildung der franzöſiſchen, italieniſchen, ſpaniſchen, und engliſchen Sprache zurückblieb, wo das von den Siegern mitgebrachte Teutſch, mehr oder weniger, mit der bei den Beſiegten vorgefundenen römiſchen Sprache zu Einem Ganzen verſchmolz. Daraus folgt zugleich von ſelbſt, warum die teutſche Buchſtabenſchrift ſeit der Zeit ihres Gebrauches, theils Ueberfluß, theils Mangel an Zeichen hat. Allein weil die Ausgleichung dieſer Unvollkommenheiten in frühern Zeiträumen nicht erfolgte, und die teutſche Buchſtabenſchrift mit allen ihren Vorzügen und Fehlern, ohne weſentliche Veränderungen im Ganzen, auf das goldene Zeitalter der teutſchen Klaſſiker überging, und ſelbſt von dieſen beibehalten ward; ſo darf auch nunmehr der einzelne Schriftſteller es nicht verſuchen, mit wirklichen oder ſcheinbaren Verbeſſerungen derſelben durchdringen zu wollen. Denn die Erfahrung zeigt, daß die deshalb gemachten Verſuche (von Klopſtock und andern) ſämmtlich fehlgeſchlagen ſind. Es

bleibt daher nichts übrig, als die teutſche Orthographie, nach ihrer empiriſchen Beſchaffenheit, und nach ihrem Gebrauche von den entſchiedenen Klaſſikern unſers Volkes, ſorgfältig kennen zu lernen, dieſelbe ſich anzueignen, und bei der Anwendung derſelben folgende allgemeine Regeln feſtzuhalten, über welche die meiſten Theoretiker mit einander übereinſtimmen:

1) Schreibe, wie du nach dem Hochteutſchen ausſprichſt. Das Hochteutſche iſt die allgemeine Bücherſprache, über welche die meiſten Klaſſiker des teutſchen Volkes ſich vereinigt haben. Die Ausſprache und die Orthographie müſſen daher dem Hochteutſchen folgen; denn weder in der Ausſprache, noch in der Orthographie darf der Gebrauch des gemeinen Lebens, oder dieſer und jener Provinz, ſondern blos das auf Gründen beruhende Anſehen wahrer Klaſſiker entſcheiden.

2) Sobald die Ausſprache etwas unentſchieden läßt; ſo ſchreibe, wie es die nächſte Abſtammung des Wortes verlangt. (z. B. Aeltern, nicht: Eltern; die Liſte und die Lüſte; Endzweck, nicht: Entzweck; Chur, Cur und Cour u. ſ. w.)

3) Reichen weder Ausſprache, noch Rückſicht auf die nächſte Abſtammung aus; ſo folge dem allgemein angenommenen Gebrauche im Schreiben. So wie es einen Sprachgebrauch gibt, deſſen letzte Begründung nicht philoſophiſch erwieſen, und der nur empiriſch erlernt werden kann; ſo gibt es auch einen Schreibegebrauch, der durch die Mehrheit der Klaſſiker des teutſchen Volkes beſtimmt wird. Dieſer Schreibegebrauch gilt für die Orthographie das, was der Sprachgebrauch für die Ausſprache und empiriſche Sprachlehre überhaupt gilt. Der einzelne Schriftſteller darf ſich keine Abweichungen von demſelben erlauben, ohne dem Verdachte

der Unkenntniß, der Sonderbarkeit und des Eigenſinns ſich auszuſetzen.

4) Gebrauche bei allen fremden, in die teutſche Sprache aufgenommenen, Wörtern teutſche Buchſtaben, außer wenn ganze Wortformen, Redensarten und Stellen aus fremden Sprachen (z. B. mens agitat molem, oder das non plus ultra ꝛc.) entlehnt werden.

5) Schreibe diejenigen aus andern Sprachen ſtammenden Wörter, welche ihre urſprüngliche fremde Form beibehalten haben, mit den Buchſtaben, die ihnen in der Sprache eigen ſind, aus welcher ſie ſtammen. (z. B. Philoſophie nicht Filoſofie; Phyſik nicht Fiſik; Korinth nicht Corinth; Ceremonie nicht Zeremonie; Aegypten nicht Egypten ꝛc.)

6) Folge den verſuchten Veränderungen und Verbeſſerungen in der Orthographie nur mit Vorſicht, weil, nach der Erfahrung, nur ſehr wenige derſelben von den beſſern Schriftſtellern allgemein angenommen worden ſind, und überhaupt die Orthographie in jeder Sprache, welche ihr goldenes Zeitalter erreicht hat, einen gewiſſen feſten Charakter behaupten muß.

Wenn gleich Adelung in der Orthographie an einigen Eigenheiten hing; ſo gehört ihm doch das Verdienſt, in der Theorie, deutliche und beſtimmte Regeln aufgeſtellt, und dieſe in der Praxis genau befolgt zu haben. Deshalb behaupten ſeine hieher gehörenden Schriften noch immer ihren Werth.

J. Chſtph. Adelung, Grundſätze der teutſchen Orthographie. Lpz. 1782. 8. (aus dem zweiten Theile ſ. umſtändl. Lehrgebäudes der teutſchen Sprache beſonders abgedruckt.) — Vollſtändige Anweiſung zur teutſchen Orthographie, nebſt einem teutſchen Wörterbuche für die Ausſprache, Orthographie, Biegung und Ableitung. 2 Thle. 3te Aufl. Lpz. 1812. 8.

G. M. Roth, Anfangsgründe der teutſchen Orthographie. Gießen, 1803. 8.

33.

d) Die Interpunction.

Für das richtige Verſtehen des Sinnes der Sätze und zur Erleichterung des Leſens überhaupt, ſind in den neuern Sprachen Zeichen der Verbindung und der Unterſcheidung eingeführt worden, welche das Alterthum gar nicht kannte. Da in dem Zeitalter der Entſtehung dieſer Zeichen eben ſo, wie bei der Orthographie, zunächſt die Willkühr und der Zufall dieſelben beſtimmte, und da man in ſpätern Zeiten für dieſen Theil der Sprachrichtigkeit verhältnißmäßig am wenigſten that; ſo läßt ſich daraus erklären, warum die innere Ausbildung der Interpunctionslehre hinter allen übrigen Zweigen der Sprachwiſſenſchaft zurück blieb. Demungeachtet iſt ſie für das richtige Denken und Auffaſſen des Sinnes, ſo wie für das richtige Leſen und Declamiren von großer Wichtigkeit. Denn wenn überhaupt die Interpunction in der Fertigkeit des Gebrauches gewiſſer Zeichen beſteht, die zwiſchen einzelne Wörter, ganze Sätze und vollſtändige Gedankenreihen (Perioden) geſetzt werden, um durch eine ſinnliche Bezeichnung das zu verbinden, was dem Sinne nach zuſammengehört, und das zu trennen, was den Begriffen nach von einander getrennt iſt; ſo ergibt ſich ſchon aus dieſer Begriffsbeſtimmung, daß zwar die Interpunctionszeichen an ſich nur empiriſch erlernt werden können, daß aber ihre Geltung von dem logiſchen Verhältniſſe der Begriffe und Sätze gegen einander ſelbſt abhängt. Es müſſen daher diejenigen Interpunctionszeichen, deren Gebrauch blos aus dieſem Verhältniſſe der Begriffe und Sätze gegen einander beſtimmt werden kann, von denjenigen unterſchieden werden, die nur als willkührlich angenommene Zeichen gelten. Denn während die erſten aus

der Denklehre hervorgehen, gehören die letzten ausſchließend der empiriſchen Sprachlehre an.

Diejenigen Interpunctionszeichen, welche unmittelbar die Verbindung der zuſammenhängenden Begriffe und Sätze, mittelbar aber die Trennung der nicht zuſammenhängenden Begriffe und Sätze erleichtern, (welche alſo in Hinſicht der Verbindung poſitiv, in Hinſicht der Trennung negativ gelten,) ſind: 1) das Komma (,) 2) das Semikolon (;) 3) das Kolon (:) 4) der Punct (.) 5) das Einſchließungszeichen oder die Parentheſe () 6) der Gedankenſtrich (—) 7) die Eintheilungszeichen, wo entweder durch Zahlen oder durch Buchſtaben die Eintheilungen, mit ihren Ab- und Unterabtheilungen, nach dem logiſchen Verhältniſſe der generiſchen und ſpeciellen Begriffe, verſinnlicht werden; 8) das Tonzeichen 9) das Ausrufungszeichen (!) 10) das Fragezeichen (?) 11) das Zeichen des Abſchnitts oder des Paragraphs (§) 12) das Anmerkungszeichen (*) (†) — Von dieſen Zeichen gelten aber die ſechs erſten in einem höhern logiſchen Sinne, als die ſechs letzten, weil die letzten zwar auch von dem Sinne der Begriffe und Sätze abhängen, im Ganzen aber doch nur als verſinnlichende Zeichen, und nicht zur Verdeutlichung des logiſchen Sinnes ſelbſt dienen.

Als blos empiriſche und willkührlich angenommene Zeichen gelten: 1) das Theilungszeichen (= oder -); 2) das Anführungszeichen („ “); 3) das Abkürzungszeichen ('); 4) das Zeichen der abgebrochenen Rede (• • • oder . . . .); 5) das Ergänzungszeichen (ꝛc. etc.); 6) das Fortweiſungszeichen (ſ. ff. sq.); 7) die puncta diaereseos (in Michaëlis, Phaëton ꝛc.); 8) der Accent (z. B. Vendée); 9) das Häkchen unter dem ç (cedille — z. B. in façon ꝛc.); 10) die Abbreviaturen (D. ſtatt Doctor; Rc. ſt. Recenſent; Ew. ſt. Euer; wohin auch die mathematiſchen Zeichen: z. B. 30° 15' N. B.

— das Zeichen der Gleichheit (=) u. ſ. w., und die Correcturzeichen in den Druckereien gehören).

J. Fr. Heynatz, Lehre von der Interpunction. 2te Aufl. Berl. 1782. 8.

K. Heinr. Ludw. Pölitz, kurze Theorie der Interpunction nach logiſchen Grundſätzen. Lpz. 1801. 8. 2te umgearbeitete Aufl. 1812.

W. G. E. Richter, die Interpunction, aus allgemeinen Grundſätzen hergeleitet und durch Beiſpiele erläutert. Lpz. 1819. 8.

34.

4) Die Sprachſchönheit in empiriſcher Hinſicht. — Klang. Numerus. Symmetrie.

Abgeſehen von denjenigen Eigenſchaften der Schönheit, welche das Geſetz der Form für die Vollendung jeder einzelnen ſtyliſtiſchen Form in äſthetiſcher Hinſicht aufſtellt (§ 13 und 17), gibt es eine äußere Schönheit in der Darſtellung, welche zunächſt auf muſikaliſchen Verhältniſſen der articulirten Laute und Töne gegen einander beruht, die in den einzelnen Sätzen und Perioden mit einander abwechſeln, auf einander folgen, und zu einem muſikaliſchen Ganzen verbunden werden. Dieſe äußere Schönheit in der Darſtellung iſt aber, nach ihrer Abhängigkeit von den in einer Sprache vorhandenen articulirten Lauten und Tönen, ganz empiriſch. Doch gilt dabei im Allgemeinen die Regel: daß, je mehr eine Sprache ſogleich in den erſten Zeiträumen ihrer Ausbildung (wie z. B. die griechiſche) unter dem Einfluſſe der Tonkunſt ſtand, ſie auch ſelbſt in ihren Lauten und Tönen deſto mehr das muſikaliſche Gepräge trägt; daß aber eine Sprache, die zunächſt unter dem Einfluſſe des Verſtandes (wie z. B. die teutſche) ſich bildete, verhältnißmäßig weit weniger einen urſprünglich muſikaliſchen Charakter behauptet.

Wenn nun gleich in den ſpätern Zeiten der Sprachbildung der urſprüngliche, mehr oder weniger muſikaliſche, Charakter einer Sprache nicht ganz zu verändern iſt; ſo iſt es doch denkbar, daß eine urſprünglich wenig muſikaliſche Sprache, wie die teutſche, allmählig in Hinſicht des Wohlklanges eben ſo bedeutend gewinnen und fortſchreiten kann, wie die urſprünglich muſikaliſche Sprache der Griechen in ſpätern Zeiten von dieſem Volke für die abgezogenſten Begriffe des Verſtandes und für die erhabenſten Ideen der Vernunft in der Philoſophie, Mathematik u. a. ausgebildet und gebraucht ward.

Zu dieſer Fortbildung einer Sprache in muſikaliſcher Hinſicht trägt aber unverkennbar viel bei, ob das Volk, das dieſelbe ſpricht, an ſich lebhaft und für Tonkunſt empfänglich iſt; ob es in der mündlichen, geſelligen Unterhaltung (Converſation), und in der Erziehung Werth auf richtige Betonung legt; ob bei demſelben, neben der geiſtlichen Beredſamkeit, eine politiſche Beredſamkeit (z. B. in ſtellvertretenden Verfaſſungen, beim mündlichen gerichtlichen Verfahren) ſich entwickelt, und namentlich ob ſeine Schriftſteller und Redner (auf Katheder und Kanzel) muſikaliſche Kenntniße und Bildung beſitzen. In letzter Hinſicht dürfte ſich ohne Schwierigkeit bei den meiſten Klaſſikern, und zwar nicht blos in der Sprache der Dichtkunſt und Beredſamkeit, ſondern ſelbſt in der Sprache der Proſa, nachweiſen laſſen, ob eine muſikaliſche Ausbildung ihrer mündlichen und ſchriftlichen Darſtellung und ihrem Periodenbaue zum Grunde liegt.

Die Hauptbedingung der empiriſchen Sprachſchönheit beruht alſo auf dem Wohlklange, und dieſer wieder auf drei untergeordneten Merkmalen: dem Klange, dem Numerus und der Symmetrie des Styls.

a) Der Klang (Euphonie — Wohllaut) hängt ab von dem Verhältniſſe der Vocale und Conſonanten, und der langen und kurzen Sylben gegen einander; von ihrer Abwechſelung; von der Rün-

dung der einzelnen Sätze unter ſich, und namentlich von ihrem Schlußfalle am Ende der Perioden. Auf dem Klange beruht die **Melodie** in der Sylben- und Wortfolge, mithin die Grundlage des **muſikaliſchen Charakters** einer Sprache. Er ſchließt alle **Härten**, allen **Gleichklang** in unmittelbar auf einander folgenden Buchſtaben, Sylben und Worten, und alle **Eintönigkeit** (Monotonie) von ſich aus; ſelbſt das Zuſammentreffen der Vocale (Hiatus) muß in den meiſten Fällen vermieden werden.

b) Der **Numerus** (weſentlich von dem Rhythmus der Dichter verſchieden,) iſt der Wohlklang, ſobald die Melodie der einzelnen Laute und Töne auf die Folge und Verbindung ganzer **Sätze** und **Perioden** ausgedehnt, beſonders aber das Verhältniß der Vorder- und Nachſätze gegen einander berechnet wird, und ſo das Ganze der ſtyliſtiſchen Form vermittelſt des Numerus für die declamatoriſche Darſtellung ſich eignet. (Von der periodiſchen Schreibart wird die ſogenannte zerſchnittene Schreibart [le style coupé] unterſchieden, die entweder aus lauter einfachen, von einander unabhängigen, oder auch aus längern Sätzen beſteht, welche aber ſämmtlich einen für ſich beſtehenden Sinn haben. Nur ſelten, und zur Abwechſelung, darf dieſe Form an die Stelle des höhern und ſorgfältigern Periodenbaues treten).

c) Die **Symmetrie** des Styls endlich beruht auf dem **innern Ebenmaaße und Gleichgewichte aller einzelnen Theile eines größern ſtyliſtiſchen Ganzen** (z. B. einer ganzen Abhandlung, einer Rede ꝛc.), nach den beiden Grundbedingungen des Klanges und Numerus, inwiefern durch die Symmetrie die ſtyliſtiſche Form, nach ihrem äußern Mechanismus, zu einem in ſich vollendeten lebensvollen Organismus, wo alle Theile durch und für einander da ſind, erhoben wird.

J. Fr. Chſtph. Gräffe, Anweiſung zum Periodenbau in homiletiſcher Hinſicht. Gött. 1807. 8. — Anweiſung zum Rhythmus in homiletiſcher und liturgiſcher Hinſicht. Gött. 1809. 8.

35.

Fortſetzung. Proſodie.

Die Sprache der Griechen war unter dem Einfluſſe der Tonkunſt, und namentlich des allgemein herrſchenden Hexameters, gebildet worden. Ihre Dichtkunſt geſtaltete ſich daher unter dem Einfluſſe des muſikaliſchen Rhythmus, und ihre Proſodie ward auf die Quantität der Sylben gegründet.

Dieſer äußere Charakter der Sprache und Dichtkunſt veränderte ſich aber bei der mit der Völkerwanderung über Europa hereinbrechenden Barbarei. Die Sprache der ſiegreichen germaniſchen Völker war in der damaligen Zeit entfernt von aller innern und äußern Ausbildung, und blos das Mittel der gegenſeitigen Verſtändigung, welche von dem Accente, ohne Rückſicht auf den Wohllaut, geleitet ward. Dieſe Herrſchaft des Accents blieb aber ſelbſt in den ſpätern Zeiten, wo die Sprachen der germaniſchen Stämme zur höhern Reife fortgebildet wurden. Der weſentliche Unterſchied der neuern abendländiſchen Sprachen beruht alſo darauf, daß ihre Proſodie nicht von der Quantität der Sylben, ſondern zunächſt von dem Accente ausging, wodurch zugleich die Dichtkunſt der jüngern abendländiſchen Völker ihren eigenthümlichen äußern Charakter erhielt. Allein für den, der teutſchen Sprache verſagten, Wohlklang der quantitirenden Sprachen fanden ihre Dichter einen Erſatz in dem Gleichklange der Sylben, mit welchem ſich die einzelnen Zeilen ſchloſſen. Dies iſt der Reim in ſeiner urſprünglichen Geſtalt, der nicht erſt von den Arabern zu den Teutſchen kam, ſondern viel früher bereits von den

Teutſchen gebraucht ward, bevor der Einfluß der Araber auf Europa begann, wenn gleich das erſte auf unſere Zeit gekommen gereimte teutſche Gedicht, die evangeliſche Geſchichte des Weiſſenburger Mönchs Otfried, ins neunte Jahrhundert gehört. Allein die altſächſiſche Dichtkunſt, welche von Holſtein nach England gebracht ward, kannte ſo wenig den Reim, als die Dichterſprache des ſkandinaviſchen Nordens, in welcher nur die Alliteration (der Gleichklang in den Anfangsbuchſtaben der Wörter) getroffen wird *).

Wenn alſo auch der Reim einzelnen teutſchen Völkerſtämmen bereits frühzeitig bekannt war; ſo verbreitete ſein allgemeiner Gebrauch ſich doch erſt ſpäter über das eigentliche Teutſchland mit der Ritterpoeſie, welche von den Arabern zu den Franzoſen ins ſüdliche Frankreich (Troubadours), und von dieſen zu den Teutſchen kam, die ſeit der Mitte des zwölften Jahrhunderts mit glücklichem Erfolge in derſelben ſich verſuchten.

Der Reim der damaligen Zeiten **), ſo viel auch durch die lyriſchen und epiſchen Dichter für ihn geſchah, konnte im Ganzen nicht vollkommner ſeyn, als die Sprache ſelbſt in jenem Zeitalter war. Seine freiere und mannigfaltigere Geſtaltung mußte nothwendig von der höhern Reife der Sprache ſelbſt abhängen, und nur nach ſeiner Ankündigung in dieſem ſpätern und gereiftern Zeitalter kann über ihn entſchieden werden, wenn man nicht ungerecht über dieſe eigenthümliche äußere Form der teutſchen Dichtkunſt abſprechen will.

*) Die Aſſonanz, oder der bloße Gleichklang der Vocale in den Reimſylben der Verſe iſt in den Sprachen des ſüdlichen Europa's gewöhnlich, und neuerlich — aber nicht mit Erfolg — auf die teutſche Sprache übergetragen worden.

**) Daß der Reim in der Natur der teutſchen Sprache ſelbſt gegründet ſey, und nicht erſt aus der Fremde gehohlt werden durfte, und daß die Kirchenväter des vierten Jahrhunderts bereits, nach Art der neuern Völker, lateiniſche Lieder reimten; darüber vergl. Grotefends Anfangsgründe der teutſchen Proſodie, S. 163 ff.

Denn allerdings war die Accentuation der teutſchen Sprache, als proſodiſcher Grundcharakter derſelben, bereits beſtimmt, bevor die erſten Geſänge der teutſchen Dichter ertönten. Dieſe Dichter waren daher, ſogleich bei ihrem erſten Auftreten in der Mitte des Volkes, in Hinſicht der Länge und Kürze der Sylben an die vorgefundene Herrſchaft des Accents gebunden. Wenn nämlich in quantitirenden Sprachen der Accent, zu Gunſten des Rhythmus, von ſeinem Sitze auf der Sylbe verdrängt werden kann, ſo daß in denſelben der Rhythmus über den Accent entſcheidet; ſo gilt in den accentuirten Sprachen der entgegengeſetzte Grundſatz. Hier wird durch den Sinn und durch die Bedeutung der Sylben in den Wörtern der Sitz des Accents unwiderruflich beſtimmt, und dadurch die Abhängigkeit des Rhythmus von dem Accente entſchieden. Dies iſt denn der Grundcharakter der teutſchen Proſodie.

36.

Fortſetzung.

Schon aus dieſem weſentlichen Unterſchiede zwiſchen den quantitirenden und accentuirten Sprachen erhellt, daß die Proſodie, welche dieſem Unterſchiede folgen muß, nicht aus dem urſprünglichen Weſen des Menſchen und aus dem Geſetze der Form ſelbſt hervorgehet, ſondern zunächſt an die empiriſche Sprachlehre gebunden iſt. Denn die Proſodie enthält die ſyſtematiſch geordnete Darſtellung des in der Sprache empiriſch entſtandenen, und für die äußere und zufällige Schönheit der Form ausgebildeten Sylbenmaaßes. Die Länge und Kürze der Sylben iſt in keiner Sprache a priori feſtgeſetzt; der Zufall und die beſondern Verhältniſſe der Volksbildung haben darüber entſchieden, und ſpätere Zeiten können wohl an dem Sylbenmaaße fortbilden, nicht aber deſſen Grundcharakter verändern, der mit dem Eigenthüm-

lichen des Volkes ſelbſt verſchmolzen iſt. Wenn alſo auch der Unterſchied zwiſchen quantitirenden und accentuirten Sprachen, und das Eigenthümliche beider nur empiriſch aufzufinden und auszumitteln iſt; ſo kann doch die wiſſenſchaftliche Anordnung des innern Gebietes der Proſodie blos durch philoſophiſche Grundſätze befriedigend geſchehen, und eben ſo muß, bei der Entſcheidung über den Wohlklang in empiriſcher Hinſicht, das Geſetz der Schönheit der Form in jedem zweifelhaften Falle den Ausſchlag geben. Denn was gegen dieſes Geſetz der Form verſtößt, kann unmöglich in empiriſcher Hinſicht als ſchön gelten.

Nach dem geſchichtlichen Charakter der teutſchen Sprache, als einer accentuirten, ſind aber, in der Proſodie derſelben, accentuirte Sylben lange, und accentloſe Sylben kurze Sylben. Der Zeit nach füllen die erſten zwei Theile aus, während den letzten nur ein Theil zukommt, ſo daß für eine jede lange Sylbe zwei kurze, und für zwei kurze eine lange ſtehen können. Es erſcheint aber, nach dem proſodiſchen Verhältniſſe, die rhythmiſch accentuirte Sylbe als Grund, die rhythmiſch accentloſe als Folge, und durch die Verbindung beider in der Rede entſteht eine rhythmiſche Sylbenreihe. Weil aber, ihrem Grundcharakter nach, in der teutſchen Sprache der Accent nur auf Sylben gelegt wird, welchen die Bezeichnung des Sinnes der Rede zukommt; ſo hängt auch in der teutſchen Sprache das Verhältniß der accentuirten und accentloſen Sylben, oder der Rhythmus, ganz von dem Wortverſtande ab, und nie kann in derſelben der Wortaccent dem rhythmiſchen aufgeopfert werden. — Neben den langen und kurzen Sylben ſtehen aber in der Sprache gewiſſe Sylben gleichſam in der Mitte, die, unter gewiſſen Umſtänden, entweder gedehnt, oder beſchleunigt werden, und deshalb mittelzeitige heißen. Zweizeitige (ancipites) werden ſie nur im Allgemeinen genannt, weil ſie, bei ihrem Gebrauche, jedesmal ſogleich entweder lang oder kurz ſind.

Iſt aber in der teutſchen Sprache der Rhythmus abhängig von dem Accente; ſo iſt auch das Metrum (das Versmaas) davon abhängig; denn das Metrum beſteht in einem rhythmiſchen Ganzen aus abwechſelnden Zeitfüßen, die zu einem beſtimmten Schritte verbunden werden, und deſſen Umfang, wenn er nicht zu klein iſt, in Abſätze und Einſchnitte (Cäſur) getheilt, und durch einen ſinnlich hervortretenden Schlußfall geendigt wird. Vermittelſt des Rhythmus wird alſo ein dichteriſches Ganzes, nach der Ankündigung ſeiner äußern Glieder, abgetheilt, und in dieſer Abtheilung das Verhältniß der Hebung und Senkung der einzelnen Glieder feſtgehalten. Deshalb kann denn, im ſtrengern Sinne, auch nur in der Sprache der Dichtkunſt vom Rhythmus die Rede ſeyn, welcher mit dem Tanze und der Tonkunſt aus Einer Quelle ſtammt, während der Numerus in der Sprache der Beredſamkeit und der Proſa durch vielſeitige ausdrucksvolle Bewegung, durch ſorgfältige Berückſichtigung des Wohlklanges in der Wahl und Stellung der einzelnen Wörter, und durch glückliche Berechnung der Symmetrie des Periodenbaues, ſich zwar einigermaßen dem Rhythmus des Dichters nähert, in ſeinem Grundcharakter aber eben ſo, wie nach ſeiner Hauptbeſtimmung, von dem Rhythmus verſchieden iſt *).

*) Sehr wahr ſagt darüber Grotefend in ſeinen Anfangsgründen der teutſchen Proſodie, S. 10. „Der Rhythmus des Tanzes und der Muſik mißt die Bewegungen in der Zeit arithmetiſch genau. Ihm kommt in der Sprache der dichteriſche Rhythmus gleich, welchem ſich der redneriſche Rhythmus, unter der Benennung des oratoriſchen Numerus, blos annähert durch eine Bewegung, die nur versähnlich, nicht versmäßig im ſtreng berechneten Sylbenmaaße fortſchreiten ſoll. — Wenn gleich der dichteriſche Rhythmus weder die Bedeutung der Worte, noch die Beſchaffenheit ihrer Grundlaute vernachläſſigen darf; ſo beruht er doch weder auf dieſer noch auf jener, ſondern allein auf dem abgezählten Zeitmaaße der Sylbenaute. Die Worte ſind nur der Text, welchen man der rhythmiſchen Compoſition unterlegt; der Rhythmus ſelbſt muß für ſich ohne Worte gedacht werden, wie ein in beſtimmte Schritte geordneter Tanz, deſſen Bewegung ſich dem Ohre mit bloßen Tactſchlägen, dem Auge mit bloßer Bezeichnung des Sylbenmaaßes darſtellen läßt.“

Denn Hebung oder Senkung, Steigen oder Fallen in abwechſelnden Verhältniſſen, iſt der allgemeinſte Charakter des Sylbenmaaßes. So einfach dieſer Grundſatz an ſich iſt; ſo viel Mannigfaltigkeit und Abwechſelung erhält er in der Anwendung auf die Darſtellung der Versfüße. Jede Zuſammenſetzung mehrerer Sylben muß ſich nämlich entweder mehr zum Falle, oder mehr zum Sprunge neigen. Zum Falle neigt ſie ſich, wenn das Lange vorangeht und das Kurze nachtönt (Trochäus); zum Sprunge, wenn das Kurze vorangeht und das Lange nachtönt (Jambus). Selbſt zwei lange Sylben neigen ſich, wegen ihrer Langſamkeit, mehr zum Falle, als zum Sprunge (Spondeus); zwei kurze Sylben hingegen neigen ſich, ihrer Schnelligkeit wegen, mehr zum Sprunge, als zum Falle (Pyrrhichius), ob ſie gleich in Hinſicht ihrer Dauer völlig gleich ſind.

(Die Ausführung der mannigfaltigen Unterarten der Versfüße im Einzelnen gehört in die wiſſenſchaftliche Darſtellung der Proſodie.)

37.

Schluß. Der Reim.

Das Weſen des Reims, welcher bei den jüngern abendländiſchen Sprachen ſogleich in den erſten Zeiten ihrer Entwickelung angetroffen wird, und, mit der allmähligen Fortbildung derſelben, zu einer höhern techniſchen Vollkommenheit gelangte, beſteht darin: eine Reihe von Vorſtellungen dichteriſch ſo zu ordnen, daß, mit Feſthaltung gewiſſer Ruhepuncte, beſtimmte Sylbenreihen mit ſolchen Worten ſchließen, welche im Gleichklange ſtehen. Der Reim iſt alſo das Zuſammentreffen zweier verſchiedener Vorſtellungen in zwei gleichklingenden Wörtern, durch welche die äußere und zufällige Schönheit der Form bewirkt, und eben ſo ein reines Wohlgefallen an dem empiriſchen Wohlklange der articulirten Töne, wie an den, unter

der Hülle gleichklingender Töne verſinnlichten und in Vorſtellungen übergegangenen, Gefühlen des Dichters vermittelt wird.

Urſprünglich kannte die teutſche Sprache zwar blos den Reim als ſichtbaren Charakter ihrer Proſodie; allein bei der hohen Bildſamkeit derſelben war es möglich, auch (ſchon vor Klopſtock) die griechiſchen Sylbenmaaße in die Mitte derſelben zu verpflanzen. Ob nun gleich dadurch der Umfang der teutſchen Proſodie erweitert, und vieles in derſelben nach der Aufnahme dieſer Sylbenmaaße neugeſtaltet werden mußte; ſo hat doch durch dieſe Erweiterung die Sprache der teutſchen Dichtkunſt ſelbſt an Mannigfaltigkeit, Abwechſelung und Reichthum weſentlich gewonnen. Zwar ſchien es eine Zeitlang, als ob der Gebrauch des Reims, bei der lebhaften Anwendung der fremdher entlehnten Sylbenmaaße, allmählig ganz verdrängt werden ſollte; allein die Fortbildung beider, des urſprünglich in der teutſchen Sprache einheimiſchen Reims, und der in dieſelbe aufgenommenen und eingebürgerten fremden Sylbenmaaße, hat nun wohl zu dem Reſultate geführt: daß beide neben einander beſtehen können und beſtehen werden; daß durch die Anwendung beider der Reichthum der empiriſchen Sprachformen vermehrt worden iſt; daß aber für gewiſſe Formen der Darſtellung mehr der Reim, und für andere wieder mehr die entlehnten Sylbenmaaße ſich zu eignen ſcheinen. (So wird nie das religiöſe und das Volkslied, die Cantate u. ſ. w. des Reims entbehren können; wohl aber ſcheint im Epos die Anwendung der neuaufgenommenen Sylbenmaaße erfordert zu werden. Ausgezeichnete Dichter, wie Klopſtock, Ramler, Voß, Heydenreich, Koſegarten u. a. haben beide Formen angewandt.)

In Hinſicht ihres äſthetiſchen Werthes für die Dichtkunſt und für die äußere und zufällige Schönheit der Form, darf weder dem Reime, noch den entlehnten Sylbenmaaßen

ein Vorzug vor dem andern beigelegt werden; denn die teutſche Dichtkunſt beſitzt Meiſterſtücke in beiden Formen.

Die metriſchen Schriften Hermanns gehören, ſtreng genommen, nicht hieher, weil er in denſelben auf die teutſche Verskunſt keine Rückſicht nimmt.

Klopſtock, über Sprache und Dichtkunſt. Fragmente. Hamb. 1779. 8. (Erſtes Fragment: vom teutſchen Hexameter.)

Aug. Fr. Bernhardi, Sprachlehre, 2 Theile. Berl. 1801 und 1803. 8. (handelt im 2ten Theile mit Scharfſinn von der Proſodie.)

Karl Phil. Moritz, Verſuch einer teutſchen Proſodie. Berl. 1786. 8. (durch ſpätere beſſere Arbeiten nun überflüſſig.)

K. Fr. Wilh. Radiſch, über die proſodiſchen Grundſätze. Halle, 1796. 8.

F. H. L(indemann,) das Accentuationsſyſtem der teutſchen, engliſchen und franzöſiſchen Sprache. Hannover, 1797. 8.

J. Heinr. Voß, Zeitmeſſung der teutſchen Sprache. Königsb. 1802. 8.

J. Steph. Schütze, Verſuch einer Theorie des Reims, nach Inhalt und Form. Magdeb. 1802. 8.

Ludw. Hörſtel, practiſcher Verſuch einer teutſchen Verskunſt. Leipz. 1805. 8.

J. Chſtph. Vollbeding, kurze Ueberſicht der Lehre vom Accent und Ton. Magdeb. 1806. 8.

N. Müller, über den Rhythmus. Köln, 1810. 8. (unbedeutend — Vergl. Heidelb. Jahrb. 1810, N. 43).

Fr. Aug. Wolf, über ein Wort Friedrichs 2 von teutſcher Verskunſt. Berl. 1811. 8.

G. Fr. Grotefend, Anfangsgründe der teutſchen Proſodie. Gießen, 1815. 8.

J. Heinr. Fr. Meineke, die Verskunſt der Teutſchen, aus der Natur des Rhythmus entwickelt, in Vergleichung mit der griechiſch-römiſchen. 2 Theile.

Quedlinb. und Leipz. 1817. 8. (Vergl. damit die intereſſante Rec. in der Jen. LZ. 1818, N. 74.)

Karl Beſſeldt, Beiträge zur Proſodie und Metrik der teutſchen und griechiſchen Sprache. Halle 1813. 8. (Vergl. Jen. LZ. 1814, N. 233.)

Aug. Apel, Metrik. 2 Th. Lpz. 1814 ff. 8. (Der Tod des Verfaſſers unterbrach die Vollendung. — Schon vorher hatte er ſeine Grundſätze in den Jahrgängen 1807 und 1808 der muſikal. Zeit. aufgeſtellt. — Seine Abſicht war, den wahren Rhythmus der Verſe aus ihnen ſelbſt, abgeſehen von den Deutungen der Grammatiker und Philologen, herzuſtellen, und zugleich zu beweiſen, daß eine allgemeine Theorie des Rhythmus dieſelben Rhythmen a prioi entwickelt, welche wir a posteriori theils in den unverderbten alten und neuen Verſen, theils in unſerer Tonkunſt finden.)

38.

Styl.

Die Richtigkeit und Schönheit im innigſten Zuſammenhange, theils wie ſie a priori in dem Geſetze der Form enthalten, theils wie ſie in empiriſcher Hinſicht an die beſondere Ausbildung jeder einzelnen gegebenen Sprache gebunden ſind, begründen einzig und ausſchließend den Charakter des klaſſiſchen Styls, oder der vollendeten Form der Darſtellung durch Sprache. Der Begriff Styl iſt daher, als ſolcher, der höchſte Gattungsbegriff für alle einzelne Gattungen, Arten und Formen der mündlichen und ſchriftlichen Darſtellung durch Sprache; denn, völlig abgeſehen von ihrer Eintheilung im Einzelnen, wird eben ſo vom Style im Volksliede, wie in der Recenſion, eben ſo vom Style im Briefe, wie in der Predigt, eben ſo in der Idylle, wie in der Bekanntmachung einer Regierung, eben ſo in einem Kriegsmanifeſte, wie in einer Biographie gehandelt, und der höhere oder geringere ſtyli-

ſtiſche Werth jeder einzelnen Darſtellung durch Sprache nach ihrer Angemeſſenheit oder Nichtangemeſſenheit zu dem Geſetze der Form beurtheilt. Im Allgemeinen wird alſo unter Styl der Ausdruck und die Darſtellung eines menſchlichen Zuſtandes durch Sprache überhaupt, im Beſondern aber das Verhältniß verſtanden, in welchem jede Sprachdarſtellung, als Ausdruck innerer Zuſtände, zu dem Geſetze der Form ſtehet. Weil nämlich jedes einzelne Erzeugniß der Sprachdarſtellung dem Geſetze der Form, als dem höchſten Geſetze für die Darſtellung innerer Zuſtände durch articulirte Töne, angemeſſen ſeyn ſoll; ſo wird ſogleich, ſobald vom Style die Rede iſt, das einzelne Erzeugniß der Sprachdarſtellung an das Geſetz der Form gehalten, und ausgeſagt, ob in demſelben der unzertrennliche Zuſammenhang der Richtigkeit und Schönheit angetroffen wird, oder nicht.

39.

Gattungen und Arten des Styls.

Allein die Unterordnung der einzelnen ſtyliſtiſchen Erzeugniſſe unter das Geſetz der Form ſetzt voraus, daß dieſe Erzeugniſſe eben ſo nach der Verwandtſchaft des dargeſtellten Stoffes unter ſich, wie nach dem eigenthümlichen Gepräge der Darſtellung ſelbſt, wiſſenſchaftlich geordnet und eingetheilt werden.

Fragen wir daher nach dem Grundſatze für die Eintheilung der in der Sprachdarſtellung vorhandenen Maſſen ſtyliſtiſcher Erzeugniſſe; ſo kann dieſer Grundſatz nicht im empiriſchen Begriffe des Styls gegegeben ſeyn; er muß vielmehr aus der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes — nach deren Ankündigung im Bewußtſeyn — und aus dem Geſetze der Form hervorgehen. Denn wenn gleich alle Darſtellung in der Sprache nur durch Worte möglich iſt, und die wörtliche Darſtellung zunächſt von der vorhergegangenen Vorſtellung

des Gegenſtandes abhängt; ſo ſtammt doch der in der Sprache dargeſtellte Stoff keinesweges aus bloßer Vorſtellung. Vielmehr ſind es die drei geiſtigen Vermögen, — das Vorſtellungs- Gefühls- und Beſtrebungsvermögen, — welche gleichmäßig die Quelle aller durch Sprache darſtellbaren Stoffe ſind, ſo daß in der Sprache eben ſo gut Gefühle und Beſtrebungen, wie unmittelbare Vorſtellungen (nur freilich die beiden erſten Zuſtände vermittelſt der Form der Vorſtellung) dargeſtellt werden können, und daß ſelbſt in der Art und Weiſe (in der Form) der Darſtellung die urſprüngliche Quelle und Beſchaffenheit des Stoffes unmöglich zu verkennen iſt, ob er zunächſt aus dem Vorſtellungsvermögen, oder zunächſt aus dem Gefühls- oder aus dem Beſtrebungsvermögen hervorgehet. Zwar gehören dieſe drei Vermögen Einem und demſeben geiſtigen Subjecte an, und kein menſchlicher Zuſtand kann ganz rein und ausſchließend aus der Wirkſamkeit des einen Vermögens, bei völliger Unthätigkeit der beiden andern Vermögen, abgeleitet werden; allein die überwiegende Wirkſamkeit des einen geiſtigen Vermögens kündigt ſich in jedem einzelnen Zuſtande an, der zum Bewußtſeyn gelangt, und nach dieſer überwiegenden Wirkſamkeit wird der einzelne Zuſtand als Vorſtellung, oder als Gefühl, oder als Beſtrebung bezeichnet. Wird aber, nach den Wahrnehmungen des Bewußtſeyns, das urſprüngliche Weſen des menſchlichen Geiſtes durch die drei geiſtigen Vermögen — das Vorſtellungs- Gefühls- und Beſtrebungsvermögen, erſchöpft; ſo kann es auch, für die Darſtellung der Zuſtände dieſer drei Vermögen durch Sprache, nur drei Gattungen des Styls geben: die Sprache der Proſa, der Dichtkunſt und der Beredſamkeit. An der erſten hat das Vorſtellungsvermögen, an der zweiten das Gefühlsvermögen, und an der dritten das Beſtrebungsvermögen den nächſten Antheil. Jede einzelne Form der Darſtellung durch

Sprache muß alſo entweder zur Sprache der Proſa, oder zur Sprache der Dichtkunſt, oder zur Sprache der Beredſamkeit gehören, — obgleich dieſe drei Gattungen des Styls unter ſich eben ſo nahe verwandt ſind, wie die drei geiſtigen Vermögen ſelbſt.

Die einzelnen ſtyliſtiſchen Formen in der Sprache der Proſa, der Dichtkunſt und Beredſamkeit ſind aber, nach dem eigenthümlichen Gepräge der Darſtellung und nach den Schattirungen im Tone, ſehr von einander verſchieden, und jene Eigenthümlichkeit, ſo wie dieſe Schattirungen in der größern oder geringern Stärke des Tones der Darſtellung, ſind zwar zunächſt von der Individualität des Schriftſtellers, nicht ſelten aber auch von dem dargeſtellten Stoffe, ſo wie von dem, bei der Darſtellung beabſichtigten, äußern Zwecke abhängig. Es gibt daher in dieſen Hinſichten, in allen drei Sprachen der Darſtellung, einen dreifach verſchiedenen Ton des Ausdruckes: die niedere, die mittlere und die höhere Schreibart, welche ſchon von den Theoretikern des Alterthums *) unterſchieden wurden, und nach deren Feſthaltung im Einzelnen jeder klaſſiſche Schriftſteller erkannt werden kann. (So z. B. gehören in der Sprache der Dichtkunſt Gellert's Lied: Nach einer Prüfung kurzer Tage ꝛc. zur niedern, — Schiller's drei Worte des Glaubens zur mittlern, — Klopſtock's großes Halleluja zur höhern Schreibart. —

*) Vergl. *Cicero* de oratore, c. 5. 6. und 23. 29. — *Quinctilian.* institt. oratt. l. 12. c. 10. — Doch erinnert in Beziehung auf dieſelben Schott (in ſ. kurzen Entw. einer Theorie der Beredſamkeit, 2te Aufl. S. 149 f.) mit Recht, daß es, weil ſie bei ihrer Klaſſification nicht von einem feſtbeſtimmten Princip ausgingen, nicht befremden dürfe, wenn ſie in ihren Schilderungen dieſer drei Charaktere die Merkmale, welche ſich auf die Verſchiedenheit des Zweckes der ſtyliſtiſchen Darſtellung überhaupt gründen, und der Gemüthsſtimmung, aus welcher ſie hervorgehet, mit jenen, welche auf der Verſchiedenheit der Geiſtesbildung der Zuhörer oder Leſer beruhen, vermiſcht, und uns nicht hinreichend beſtimmte Begriffe gegeben haben.

So ſind, in der Sprache der Proſa, Garve's meiſte Schriften in der niedern Schreibart, Mendelſohn's, Engel's u. a. in der mittlern gehalten, und nur bisweilen geht ein proſaiſches Product des Styls, z. B. bei Fichte u. a. in die höhere Schreibart über. — Eben ſo in der Sprache der Beredſamkeit. Die meiſten geiſtlichen Reden Mosheim's, Teller's, Roſenmüller's ſind in der niedern, die von Zollikofer, J. Andr. Cramer, Reinhard u. a. aber in der mittlern gehalten. Der Uebergang der Sprache der Beredſamkeit in die höhere Schreibart kann nur in einzelnen ſeltenen Fällen, und gewöhnlich nur als Ausnahme von der Regel, ſtatt finden, weil die höhere Schreibart zunächſt in der Sprache der Dichtkunſt einheimiſch iſt. *) —)

Jede vollendete Form der Darſtellung muß daher in ſtyliſtiſcher Hinſicht, nach ihrem Urſprunge aus den drei Vermögen des Menſchen, beſtimmt zu einer der drei Gattungen des Styls, und, nach der Individualität des Styliſten, ſo wie nach der ganzen Haltung des Tones, zu einer der drei Schreibarten gehören.

Iſt dieſe philoſophiſche Deduction im urſprünglichen Weſen des Menſchen und im empiriſchen Charakter jeder gegebenen Sprache gegründet; ſo wird dadurch zugleich die in den bisherigen Theorieen des Styls ſo häufig vor-

*) So wie in der Sprache der articulirten Töne dieſer Unterſchied zwiſchen der niedern, mittlern und höhern Schreibart getroffen wird; ſo auch in der Sprache der unarticulirten Töne, in der Tonkunſt. Wenn hier z. B. die Melodie des Volksliedes: Freut euch des Lebens in der niedern Schreibart gehalten iſt; ſo erſcheint die Melodie des Kirchengeſanges: Wachet auf, ruft uns die Stimme in der mittlern Schreibart, und das Finale des erſten Acts von Mozart's Don Juan in der höhern Schreibart. — Selbſt in dem Charakter einzelner Theile eines größern Tonſtücks kann dieſe Verſchiedenheit der drei Schreibarten nachgewieſen werden, z. B. in Mozart's Entführung aus dem Serail. In der niedern Schreibart gehalten ſind die Arien: Welche Wonne, welche Luſt ꝛc. Vivat Bachus, Bachus lebe ꝛc. — in der mittlern: Hier ſoll ich dich denn ſehen ꝛc. und: Ich baue ganz auf deine Stärke ꝛc. — und in der höhern: Martern aller Arten ꝛc.

kommende **Verwechſelung der drei Schreibarten mit den einzelnen Eigenſchaften der Form** (welche unter den beiden Grundeigenſchaften der Form — der Richtigkeit und Schönheit — charakteriſirt worden ſind), vermieden und als fehlerhaft verworfen, nach welcher man von einem bildlichen, rührenden, komiſchen, erhabenen ꝛc. Style handelte. — Allein eben ſo groß iſt dabei der wiſſenſchaftliche Gewinn, daß, nach der aufgeſtellten Theorie, **keine weitere Verwechſelung der Sprache der Proſa und der Beredſamkeit** möglich iſt, durch welche bisher die ſyſtematiſche und erſchöpfende Durchführung einer Philoſophie der Sprache verhindert ward.

40.

a) **Die drei Gattungen des Styls, oder die Sprache der Proſa, der Dichtkunſt und Beredſamkeit.**

So wie in der Wiſſenſchaft die drei geiſtigen Vermögen von einander unterſchieden werden, um die einzelnen Ankündigungen im menſchlichen Bewußtſeyn mit Deutlichkeit und Beſtimmtheit eintheilen und ordnen zu können, ob ſie gleich urſprünglich Einem und demſelben Subjecte (dem in ſeinem letzten Grunde unerforſchbaren Geiſte des Menſchen) angehören; ſo müſſen auch in der Sprache die **Wirkungen** und der **ſinnliche Ausdruck** der einzelnen, zum Bewußtſeyn gelangten, Zuſtände der drei geiſtigen Vermögen unterſchieden werden, ſo nahe auch, wie die drei Vermögen ſelbſt, die **Sprache der Proſa**, der **Dichtkunſt** und der **Beredſamkeit** unter ſich verwandt ſind.

Die **Sprache der Proſa** iſt daher zunächſt die Darſtellung von **unmittelbaren** Zuſtänden des **Vorſtellungsvermögens**, es mögen dies Anſchauungen, oder Begriffe des Verſtandes, oder Urtheile der Urtheilskraft, oder Ideen und Schlüſſe der Vernunft ſeyn. Der Sprache der Proſa iſt das Gepräge der unmittelbaren

Wirkſamkeit des Vorſtellungsvermögens unverkennbar aufgedrückt.

Dagegen iſt die Sprache der Dichtkunſt zunächſt Darſtellung von ſubjecten Gefühlen, deren wörtlicher Ausdruck in einer reichen und lebensvollen Bilderſprache ſich ankündigt, ſo daß der Grundton des Gefühls in dieſer mannigfaltig ſchattirten und bilderreichen Darſtellung unverkennbar enthalten iſt, wenn gleich das Gefühl, als Gefühl, nicht unmittelbar, ſondern nur vermittelſt der Vorſtellung dargeſtellt werden kann, in welche es übergegangen ſeyn muß, bevor es durch Sprache dargeſtellt wird. Allein bei der Stärke der menſchlichen Gefühle iſt, ſelbſt nach dem Uebergange derſelben in Vorſtellungen, der urſprüngliche Charakter ihrer Ankündigung in der Sprache nicht zu verkennen, wenn es gleich höchſt einſeitig ſeyn würde, den urſprünglichen Charakter der Gefühle in der Sprachdarſtellung blos auf die äußern und zufälligen Merkmale des Metrums und Reims beſchränken zu wollen.

Die Sprache der Beredſamkeit endlich iſt Darſtellung der individuellen Beſtrebungen und Triebe, um vermittelſt dieſer Darſtelluug bei Andern dieſelben Beſtrebuugen und Triebe anzuregen, hervorzubringen und zu verſtärken. Die Sprache der Beredſamkeit iſt daher nach ihrem Urſprunge aus dem bewegten Beſtrebungsvermögen, ſo wie nach dem ihr eigenthümlichen Charakter der Darſtellung, und nach ihrem, von der Sprache der Proſa und der Dichtkunſt verſchiedenen, Zwecke eine ſelbſtſtändige Gattung des Styls und reich an eigenthümlichen Formen in der ſogenannten geiſtlichen und weltlichen Beredſamkeit. Die Sprache der Beredſamkeit ſteht gleichſam in der Mitte zwiſchen der Sprache der Proſa und Dichtkuuſt, weil jede Beſtrebung, deren wir uns bewußt werden, gleichmäßig eine beſtimmt vergegenwärtigte Vorſtellung derſelben, wie eine mehr oder minder ſtarke Rührung des Gefühlsvermögens, hervorgebracht durch dieſe

Vergegenwärtigung, vorausſetzt. Zwar will die Sprache der Beredſamkeit zunächſt auf den Willen wirken, und ihn zu Entſchlüſſen und Handlungen beleben; dies vermag ſie aber nur dadurch, daß ſie den Verſtand von der Wichtigkeit des Gegenſtandes überzeugt, und daß ſich mit dieſer Ueberzeugung ein Gefühl der Theilnahme an dem Gegenſtande vergeſellſchaftet, um ihn durch Handlungen zu verwirklichen. Die Sprache der Beredſamkeit nähert ſich der Proſa allerdings dadurch, daß ſie, wie dieſe, weder Rhythmus noch Reim in ihre ſtyliſtiſche Darſtellung aufnehmen darf; ſie unterſcheidet ſich aber weſentlich von der Proſa, indem ſie nicht blos Vorſtellungen ausdrücken und mittheilen, ſondern Beſtrebungen und Handlungen bewirken will, und indem ſie in ihrem Periodenbaue einen vollendetern Numerus, als die Sprache der Proſa, verlangt, ſo wie ſie, ſchon wegen ihrer Abſtammung aus dem Beſtrebungsvermögen, die Farbe eines höhern Tones der Darſtellung an ſich trägt. Wenn ſie durch den letzten der Sprache der Dichtkunſt ſich zu nähern ſcheint; ſo unterſcheidet ſie ſich doch dadurch von derſelben, daß ſie nie Gefühle, als Gefühle, ſchildert, ſondern nur nach ihrer Vergeſellſchaftung mit Beſtrebungen und Trieben.

Ueber den unterſcheidenden Charakter der Proſa und Dichtkunſt iſt unter den Theoretikern an ſich kein Streit geweſen; allein die Sprache der Beredſamkeit iſt erſt in neuern Zeiten als eine ſelbſtſtändige, von Proſa und Dichtkunſt weſentlich verſchiedene, ſtyliſtiſche Form dargeſtellt worden. Daß ſie bei den klaſſiſchen weltlichen und geiſtlichen Rednern des Alterthums und der neuern Zeit wirklich als ſolche erſcheint, iſt außer Zweifel; denn wer würde den Demoſthenes, Cicero, Pitt, Fox, Burke, Sheridan, — wer würde Maſſillon, Flechier, Saurin, Tillotſon, J. Andr. Cramer, Zollikofer, Reinhard, u. a. zu den Proſaikern — oder gar zu den Dichtern — rechnen? — Nur in der Theorie vermiſchte man, ge-

täuſcht durch die äußern und zufälligen Merkmale der Dichtkunſt nach Sylbenmaas und Reim (ohne auf das innere Weſen der Dichtkunſt in dem Gefühlsvermögen zurückzugehen), nicht ſelten die Sprache der Beredſamkeit mit der Proſa, und machte entweder die Theorie des proſaiſchen Styls zu einem Anhange der Rhetorik, oder die Theorie des ſogenannten oratoriſchen Styls zu einem Beſtandtheile der Theorie des proſaiſchen Styls. — Auf die, im Weſen der drei geiſtigen Vermögen des Menſchen begründete, Verſchiedenheit der drei einzelnen Sprachen der Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit machte ich daher aufmerkſam in meiner: allgemeinen teutſchen Sprachkunde, Leipz. 1804. 8. und in meiner: ſyſtematiſchen Encyklopädie der ſtyliſtiſchen Wiſſenſchaften, Leipz. 1805. 8. ſo wie in den 5 Theilen des practiſchen Handbuches der ſtatariſchen und kurſoriſchen Lectüre der teutſchen Klaſſiker, Leipz. 1804. — 17. 8., in welchem der Unterſchied derſelben practiſch in den Schriften der Klaſſiker unſeres Volkes nachgewieſen ward. — Im Ganzen ſchloß ſich dieſer Anſicht an: Heinr. Aug. Schott, in ſ. kurzen Entwurf einer Theorie der Beredſamkeit, 2te Ausg. Leipz. 1815. 8. S. 4. — 8. und in ſ. philoſophiſchen und religiöſen Begründung der Rhetorik und Homiletik (auch mit dem zweiten Titel: die Theorie der Beredſamkeit, Th. 1.) Leip. 1815. 8. S. 34 ff.

41.

b) Die drei Schreibarten; die niedere, mittlere und höhere.

Jedes einzelne Erzeugniß in der Sprache der Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit muß, wenn es das Gepräge des Klaſſiſchen tragen ſoll, entweder in der niedern, oder in der mittlern, oder in der höhern Schreibart (genus

tenue, medium et sublime) gehalten ſeyn. Ueber die Wahl einer dieſer drei Schreibarten entſcheidet zunächſt die Individualität des Styliſten; doch kann auch der Charakter des darzuſtellenden Stoffes, ſo wie der Zweck, auf welchen die Darſtellung berechnet iſt, darüber beſtimmen.

Unter der Individualität wird, in Hinſicht des Styls, die Summe der natürlichen Anlagen des Geiſtes, die Art und Weiſe der Ausbildung derſelben, und die dadurch erlangte Maſſe von Kenntniſſen, ſo wie die ganz eigenthümliche geiſtige Richtung verſtanden, deren Wiederſchein bei allen wahren Klaſſikern in ihrer styliſtiſchen Darſtellung enthalten iſt. So wie es keinen ausgezeichneten Menſchen ohne eine reiche Ausſtattung der Natur in Hinſicht der drei geiſtigen Vermögen gibt; ſo iſt auch kein Klaſſiker denkbar ohne die gleichmäßige und möglichſt vollendete Entwickelung, Ausbildung und Reife dieſer reichen Naturanlagen, und ohne ein eigenthümliches, von allen andern Klaſſikern verſchiedenes, Gepräge in Hinſicht der styliſtiſchen Darſtellung der allmählig aufgenommenen, ſelbſtſtändig verarbeiteten, und durch höhere geiſtige Kraft zu neuen und individuellen Anſichten erweiterten Kenntniſſe. An dieſem gemeinſamen Zuge erkennen wir alle wahre Klaſſiker des Alterthums und der neuern Zeit. In der letzten Beziehung auf den Styl geht daraus das hervor, was, im guten Sinne, die Manier des Schriftſtellers genannt wird, d. h.: die ihm eigenthümliche Art und Weiſe, ſeine Vorſtellungen, Gefühle und Beſtrebungen wörtlich auszudrücken. An dieſer Eigenthümlichkeit erkennen wir Cicero, Cäſar, Livius, Shakespeare, Schiller, Göthe, Bürger, Matthiſſon, Koſegarten, Reinhard, Schlözer, Spittler, Joh. Müller u. a. Dieſe Manier wird nur dann fehlerhaft, wenn ſie nicht dem Schriftſteller eigenthümlich, ſondern einem andern nachgeahmt und nachgebildet iſt.

In der einzelnen ſtyliſtiſchen Form wird aber die geiſtige Individualität des Klaſſikers theils in der eigenthümlichen Art und Weiſe erkannt, wie eben er den darzuſtellenden Gegenſtand — verſchieden von allen andern Schriftſtellern vor und neben ihm — auffaßt und behandelt; theils in der wiederkehrenden Aehnlichkeit, wie er überhaupt ſeine Perioden zu geſtalten und eine der drei Schreibarten feſtzuhalten und durchzuführen pflegt. Mag daher auch der letzte Grund, wie dieſe ihm eigenthümliche Form, die Gegenſtände aufzufaſſen und darzuſtellen, in ſeinem Geiſte ſich bildete, nie erforſcht werden können; ſo beruht doch auf derſelben die Originalität der ausgezeichneten Denker und der Klaſſiker im Style. So wie aber bei jedem Klaſſiker, in der Hervorbringung ſeiner ſtyliſtiſchen Formen, entweder mehr das eine, oder das andere geiſtige Vermögen in überwiegender Thätigkeit iſt; ſo wird er auch, nach dieſer Ankündigung, entweder zu den Proſaikern, oder zu den Dichtern, oder zu Rednern gehören; er wird nämlich für die Darſtellung des in ihm zum Bewußtſeyn gebrachten Zuſtandes unwillkührlich die Sprache der Proſa, oder der Dichtkunſt, oder der Beredſamkeit, und — nach derſelben Eigenthümlichkeit — in jeder dieſer Sprachen entweder die niedere, oder die mittlere, oder die höhere Schreibart wählen.

Doch abgeſehen von dieſer Individualität, welche zunächſt über die faſt unwillkührliche Wahl und Feſthaltung einer von den drei Schreibarten entſcheidet, können in einzelnen Fällen auch der darzuſtellende Stoff, und der Zweck, auf welchen die Darſtellung berechnet iſt, die Wahl der Schreibart beſtimmen. Man wird Stoffe, welche zum Geſchäftsſtyle gehören, nie in der höhern, und nur in ſeltenen Fällen in der mittlern Schreibart halten; man wird Schriften, welche für das Volk oder für die Jugend beſtimmt ſind, zunächſt in der niedern Schreibart durchführen; dagegen wird der Redner im Parlamente oder auf der Kanzel und auf dem Katheder die mittlere Schreibart

zuverſichtlich wählen, ſobald dieſelbe überhaupt im Charakter ſeiner individuellen Bildung liegt.

42.
Fortſetzung.

Der Charakter der niedern Schreibart beruht zunächſt auf der möglichſt größten Anſchaulichkeit des dargeſtellten Gegenſtandes. Dazu werden aber beſonders die Eigenſchaften der Deutlichkeit, Klarheit, Beſtimmtheit und Faßlichkeit erfordert. Dieſe Schreibart iſt daher hauptſächlich eine Wirkung des ausgebildeten Verſtandes, obgleich eine gewiſſe Wärme des Gefühls, und ſelbſt einige bildliche und verſinnlichende Ausdrücke derſelben nicht fremd ſind. — Da ſie für alle nur etwas gebildete Menſchen verſtändlich und intereſſant ſeyn ſoll; ſo ſetzt ſie keine tiefen Vorkenntniſſe bei denen voraus, für welche ihre Darſtellungen zunächſt beſtimmt werden. Allein weil ſie, eben ſo, wie die mittlere und höhere, unter dem Geſetze der Form ſteht, und in ihr eben ſo, wie in jenen, eine klaſſiſche Darſtellung möglich iſt; ſo muß ſie ſich alles Niedrigen, Gemeinen, Kindiſchen, Unedlen und Geſpielten enthalten. Denn es würde eine große Verwechſelung der Begriffe ſeyn, wenn man die niedere und die niedrige Schreibart für ſinnverwandt, oder gar für gleichbedeutend nehmen wollte. (Proſaiker in der niedern Schreibart: Leſſing, Garve, Schröckh ꝛc. — Dichter in derſelben: Luther, Gellert, Wieland, Langbein ꝛc. — Redner in derſelben: Mosheim, Spalding, Roſenmüller, Ribbeck ꝛc.)

Der Charakter der höhern Schreibart beſteht in der lebhaften und ſtarken Verſinnlichung des darzuſtellenden Gegenſtandes vermittelſt einer reichen Bilderſprache. Sie iſt der Ausdruck einer kräftigen, ſelbſtſtändig ſchaffenden Phantaſie, und eines innigen, tiefen Gefühls. Durch ſie erſcheint der Gegenſtand

entweder unter einer ſehr verſtärkten Verſinnlichung, oder ſie ſtellt das Bild (die uneigentliche Bezeichnung) ſelbſt an die Stelle des eigentlichen Gegenſtandes, und läßt denſelben unter der ſymboliſchen Hülle errathen. Sie eignet ſich daher auch nur zunächſt für die Sprache der Dichtkunſt, weil dieſe aus der überwiegenden Thätigkeit des Gefühlsvermögens und aus der Kraft der Phantaſie hervorgeht, das Idealiſche darzuſtellen. Nur in der Sprache der Dichtkunſt iſt es möglich und verſtattet, eine ganze ſtyliſtiſche Form in der höhern Schreibart durchzuführen (z. B. eine Ode, Hymne ꝛc.). In der Sprache der Proſa darf an ſich die höhere Schreibart nicht gebraucht werden, weil unter allen Stoffen aus dem Umfange der Sprache der Proſa höchſtens nur einzelne, und zwar nur wenige Gegenſtände des geſchichtlichen und Lehrſtyls (nie aber des Geſchäfts- und Briefſtyls), zu einem kurzen Uebergange aus der mittlern Schreibart in die höhere ſich eignen dürften. Das letzte gilt auch im Ganzen von der Sprache der Beredſamkeit, wo ebenfalls — geleitet von einem richtigen Tacte — der klaſſiſche Schriftſteller nur einzelne Uebergänge aus der mittlern Schreibart in die höhere ſich erlauben wird, ſobald nämlich der Gegenſtand, welchen die Sprache der Beredſamkeit dem Willen näher bringen und dieſen zur Verwirklichung deſſelben beſtimmen will, einer ſehr hohen Verſinnlichung fähig iſt, und derſelben bedarf, um durch dieſe Verſinnlichung deſto unaufhaltbarer auf den Willen zu wirken. — Die höhere Schreibart darf aber weder im gemeinen Leben, noch in der Bücherſprache in dem Sinne gebraucht werden, daß ganze Bücher in ihr gehalten werden ſollten; auch findet zu ihr niemals ein unmittelbarer Uebergang aus der niedern, ſondern blos aus der mittlern Schreibart ſtatt. Da ſie endlich nur dazu beſtimmt ſeyn kann, in ſeltenen Fällen gleichſam die höhere Würze des Styls zu ſeyn; ſo darf ſie von dem Styliſten nie geſucht und beabſichtigt werden, ſie muß vielmehr unwillkührlich und unaufhaltbar aus ſeiner Individualität

hervortreten. Dann wird ſie aber auch in den einzelnen Fällen, wo ſie als Ausdruck innerer hoher Begeiſterung erſcheint, ihre Wirkung nicht verfehlen. (Dichter in der höhern Schreibart: Klopſtock, Fr. Leop. v. Stolberg, Koſegarten, Jean Paul ꝛc. — Redner, welche aus der mittlern Schreibart bisweilen in ſie übergingen: J. Andr. Cramer, Münter, Lavater, Herder, Fichte ꝛc.)

Der Charakter der mittlern Schreibart endlich beruht auf derjenigen Darſtellung der Form, an deren Hervorbringung, Haltung und Vollendung die ſubjective Ausbildung und Wirkſamkeit der geſammten drei geiſtigen Vermögen einen gleichmäßigen Antheil haben. Die mittlere Schreibart ſetzt nämlich eben ſo eine ſelbſtthätige und ſorgfältig gebildete Vernunft, wie ein tiefes geläutertes Gefühl, und ein unter der Herrſchaft der Vernunft ſtehendes Beſtrebungsvermögen voraus. Nach dieſer gleichmäßigen Bildung und Wirkſamkeit aller drei geiſtigen Vermögen ſteht daher in der mittlern Schreibart alles im Ebenmaaße; es iſt in ihr nichts zu wenig, nichts zu viel; der Ausdruck iſt reicher und kräftiger, der Periodenbau voller und gerůndeter, als in der niedern Schreibart; der dargeſtellte Gegenſtand trägt in der ſtyliſtiſchen Form das Gepräge der Würde, welche im Style nur aus der höhern Kraft der Vernunft hervorgehen kann, und doch wird dieſe Würde durch das friſche Leben gemildert und gehoben, welches von der gleichmäßig gebildeten Phantaſie und von dem geläuterten Gefühle ausgehet. Zwar verſinnlicht die mittlere Schreibart den Gegenſtand durch einzelne bildliche Ausdrücke und Bezeichnungen; nie aber verwandelt ſie den Gegenſtand ſelbſt in ein Bild, wie die höhere Schreibart. Sie bleibt vielmehr zu der letzten in dem Verhältniſſe, wie der Schmuck zum Glanze, wie die Wärme zur Glut, und wie die ſchöne Hülle eines Gegenſtandes zur geſchmackvollen, aber gänzlichen Verhüllung deſſelben. Sie hält daher, im ſtrengſten Sinne des Wortes, die Mitte

zwiſchen der niedern und höhern Schreibart, obgleich aus ihr, in einzelnen Fällen, die Uebergänge abwärts in die niedere — für die höhere Deutlichkeit und Faßlichkeit des dargeſtellten Gegenſtandes — und aufwärts in die höhere — zur freiſten bilderreichſten Verſinnlichung deſſelben — möglich und verſtattet ſind.

Sie bleibt, in ihrer vollendeten Haltung, die Krone der ſtyliſtiſchen Darſtellung, weil ſie nur aus der gleichmäßigen und ununterbrochen fortſchreitenden Ausbildung aller drei geiſtigen Vermögen hervorgehen kann, und, in ihrer Wirkung, die gleichmäßige Bewegung der drei geiſtigen Vermögen in Anſpruch nimmt. Sie iſt in allen drei Gattungen des Styls anwendbar, und namentlich haben in neuern Zeiten der geſchichtliche und der Lehrſtyl in der Sprache der Proſa durch die mittlere Schreibart an klaſſiſchen Formen gewonnen. (Proſaiker in der mittlern Schreibart: Jeruſalem, Mendelsſohn, Engel, Fichte, Heydenreich, Fr. Heinr. Jacobi, Schlözer, Sturz, Georg Forſter, Spittler, Eichhorn, Woltmann, Wachler ꝛc. — Dichter in der mittlern Schreibart: v. Kleiſt, J. Andr. Cramer, Ramler, J. Georg Jacobi, Thümmel, Herder, Schiller, Göthe ꝛc. — Redner in der mittlern Schreibart: J. Andr. Cramer, Zollikofer, Reinhard, Löffler, Marezoll, Ammon, Schleiermacher, Tzſchirner ꝛc.)

43.

Klaſſiſche Schriftſteller.

Der Begriff der Klaſſicität eines Schriftſtellers beruht auf der Annäherung deſſelben an das Ideal der vollendeten ſtyliſtiſchen Darſtellung, wie dieſes Ideal in dem Geſetze der Form mit unbedingter Gültigkeit entwickelt, und die Annäherung an daſſelbe theils durch die erreichte Vollkommenheit in der Sprache der Proſa, der Dichtkunſt und der Bered-

ſamkeit, theils durch die beſtimmte Durchführung des Charakters der niedern, mittlern und höhern Schreibart vermittelt wird. Es verdient daher nur derjenige den Ehrennamen eines Klaſſikers, welcher, mit dem deutlichen Bewußtſeyn des Geſetzes der Form, als des höchſten Maasſtabes für alle ſtyliſtiſche Vollendung, entweder als Proſaiker, oder als Dichter, oder als Redner, oder auch in mehrern dieſer Gattungen des Styls zugleich, in ſeinen ſtyliſtiſchen Formen Richtigkeit und Schönheit unauflöslich verbindet, und ſich in der niedern, oder in der mittlern und höhern Schreibart — oder in mehrern derſelben — ununterbrochen gleich bleibt. Nur dann iſt er in dem Sinne klaſſiſch, in welchem es überhaupt ein Schriftſteller in einer lebenden Sprache ſeyn kann.

44.

Literatur der Theorie des Styls.

Wenn gleich in dieſer Philoſophie der Sprache, wodurch eine neue Begründung des geſammten philoſophiſchen Gebiets der Sprachdarſtellung verſucht werden ſollte, mehrere Gegenſtände berührt worden ſind, welche von Andern entweder in der allgemeinen Sprachlehre, oder in der Denklehre, oder in der Kunſtlehre behandelt werden; ſo kann doch hier nur — zugleich mit Ausſchluß des wiſſenſchaftlichen Anbaues der empiriſchen teutſchen Sprachlehre — derjenigen Schriften gedacht werden, welche unmittelbar der Theorie des Styls beſtimmt ſind, weil man mit dieſer beſchränktern Benennung bisher das bezeichnete, was hier nach einem geſteigerten Geſichtspuncte und veränderten Plane durchgeführt ward.

Aug. Nathan. Hübner, Anleitung zum teutſchen Stylo. Hannov. 1720. 8.

J. Georg Neukirch, akademiſche Anfangsgründe zur teutſchen Wohlredenheit. Braunſchw. 1739. 8.

Ad. Fr. Glafey, Anleitung zur weltüblichen teutſchen Schreibart. 3te Aufl. Leipz. 1747. 8.

G. B. v. Schirach, über die Harmonie des Styls des Herrn Marmontel, nach dem Franz. Bremen und Leipz. 1768. 8.

J. J. G. Scheller, Gedanken von den Eigenſchaften der teutſchen Schreibart. Halle 1772. 8.

Heinr. Aug. Frank, philoſophiſche Betrachtungen über den Styl. Erf. 1774. 8.

J. Joach. Eſchenburg, Entwurf einer Theorie und Literatur der ſchönen Wiſſenſchaften. Berl. 1783. 8. Die dritte Aufl. unter dem Titel: Entwurf der Theorie und Literatur der ſchönen Redekünſte. 1805. 8. 4te Aufl. 1817.

J. Cſtph. Adelung, über den teutſchen Styl. 2 Theile. Berl. 1784. 8. 4te Aufl. 1800.

Als Auszug erſchien daraus von:

Theod. Heinſius, J. Cſtph. Adelung über den teutſchen Styl im Auszuge. Berl. 1800. 8.

Jak. Ludw. Thomas, Gloſſologie, oder Philoſophie der Sprache. Wien 1786. 8.

Gttfr. Aug. Bürger, über Anweiſung zur teutſchen Sprache und Schreibart auf Univerſitäten. Gött. 1787. 8.

Chſtn. Wilh. Snell, Lehrbuch der teutſchen Schreibart für die reifere Jugend. Frkf. am M. 1788. 8. — 3te Aufl. 1818. 8.

Eulog. Schneider, die erſten Grundſätze der ſchönen Künſte, und der ſchönen Schreibart insbeſondere. Bonn 1790. 8.

J. Cſtph. König, practiſches Handbuch des teutſchen Styls. 2 Theile. Nürnb. 1792. 8.

Joh. Sinner, Lehrbuch der proſaiſchen und poetiſchen Schreibart. Würzb. 1792. 8.

Joſ. Prieſtley, Vorleſungen über ſchriftlichen und mündlichen Vortrag. Nach dem Engl. teutſch bearbeitet und mit Anmerkungen begleitet von v. Wackerbarth. Berl. 1793. 8.

Karl Phil. Moritz, Vorleſungen über den Styl, oder practiſche Anweiſung zu einer guten Schreibart in Beiſpielen aus den vorzüglichſten Schriftſtellern. 2 Theile. Berl. 1793 f. 8. (Nach des Vfs. Tode bearbeitete Jeniſch den zweiten Theil von S. 129 an.)

Wilh. Kosmann, Verſuch einer Theorie des teutſchen Styls. 3 Theile. Berl. 1794. 8.

Grundlinien des teutſchen Styls in ſeinem ganzen Umfange. 4 Bändchen. Th. 1 und 2. Leipzig 1796. Th. 3 und 4. Erfurt 1797. 8.

Karl Reinhard, erſte Linien eines Entwurfs der Theorie und Literatur des teutſchen Styls. Gött. 1796. 8.

Fr. Bouterwek, Grundriß akademiſcher Vorleſungen über die Philoſophie der Schreibart in teutſcher Proſa. Gött. 1798. 8.

Karl Fr. Etzler, Anleitung zur Wohlredenheit für die höhern Klaſſen der größern Schulanſtalten. Bresl. 1802. 8.

Karl Heinr. Ludw. Pölitz, Verſuch einer Theorie des teutſchen Styls, für den Unterricht auf Akademieen und Gymnaſien. 2 Theile. Görlitz 1801 f. 8. (iſt auch die 1 und 2te Abth. des vierten Theiles des: Syſtems des teutſchen Styls, wovon Th. 1 die Analyſis ſtyliſtiſcher Aufſätze, Th. 2 die Interpretation von Bruchſtücken aus teutſchen Schriftſtellern, und Theil 3. die Grammatik des Verſtandes enthält.) — Allgemeine teutſche Sprachkunde, logiſch und äſthetiſch begründet. Leipz. 1804. 8. — Syſtematiſche Encyklopädie der ſtyliſtiſchen Wiſſenſchaften. Leipz. 1805. 8. (Dieſe Schrift erſchien 1810, in der zweiten Ausgabe, mit dem neuen Titel: Lehrbuch der teutſchen Sprache in ihrem ganzen Umfange und nach ihrer gegenwärtigen Geſtalt.)

Die Philoſophie der teutſchen Sprache. 2 Theile. Prag, 1805. 8.

Chſtn. Jac. Kraus, encyklopädiſche Anſichten einiger

Zweige der Gelehrſamkeit. Nach deſſen Tode herausgegeben von Hans v. Auerswald. 2 Th. Königsb. 1809. 8. (Hieher gehört aus Th. 1: Encyklopädiſche Anſicht der Philologie, S. 23 ff.; Teutſche Sprache, S. 127 ff.; die Redekünſte, S. 211 ff.)

Theod. Heinſius, Teut, oder theoretiſch-practiſches Lehrbuch der geſammten teutſchen Sprachwiſſenſchaft. 5 Theile. Berl. 1808 ff. 8. Einige Theile ſpäter in N. A. (Th. 1 Sprachlehre der Teutſchen; Th. 2 grammatiſch-ſtyliſtiſche Vorſchule, oder Anleitung zum Sprechen, Schreiben und Denken ꝛc. Th. 3 die Redner und Dichter, oder Anleitung zur Rede- und Dichtkunſt; Th. 4. Geſchichte der Sprach-, Dicht- und Redekunſt der Teutſchen; Th. 5 Stoff zu Ausarbeitungen und Reden.)

Georg Reinbeck, Handbuch der Sprachwiſſenſchaft, mit beſonderer Hinſicht auf die teutſche Sprache. 2 Theile, jeder in 2 Abtheilungen. Duisb. und Eſſen 1813 ff. 8. — Von den beiden Abtheilungen des erſten Theils erſchien 1819 die zweite ganz umgearbeitete Auflage. (Th. 1 Abth. 1 enthält: eine allgemeine Sprachlehre; Abth. 2: angewandte allgemeine Sprachlehre. — Th. 2 Abth. 1: Rhetorik; Abth. 2: Poetik.)

B. A. Dürſt, kurzer Leitfaden zur teutſchen Sprachkunde in hiſtoriſcher und äſthetiſcher Hinſicht. Nürnb. 1815. 8.

J. Andr. Wendel, Lehrbuch des teutſchen Styls. Koburg und Leipz. 1816. 8.

Lehrbuch des teutſchen Styls, nach einem neuen und einfachen Syſteme entworfen. Zum Gebrauche in Gymnaſien. 2 Abth. München, 1817 f. 8.

II.

Ueberſicht über die Geſchichte der teutſchen Sprache.

45.

Einleitende geſchichtliche Reſultate.

Betrachten wir die Sprachen des Erdbodens, mit ſteter Rückſicht auf die teutſche, aus dem Standpuncte der Geſchichte; ſo dringen ſich uns folgende allgemeine Reſultate auf:

1) Völker ohne urſprüngliche und eigene Sprache ermangeln der ſelbſtſtändigen und eigenthümlichen Kultur. Was ſchon bei den geiſtvollſten Individuen unſers Geſchlechts erkannt wird, daß, je eigenthümlicher ihre Bildung iſt, auch ihre Darſtellungsform durch Sprache den Charakter der Selbſtſtändigkeit und Eigenthümlichkeit an ſich trägt (Luther, Leſſing, Klopſtock, Schlözer, Kant, Fichte, Reinhard ꝛc.); das beſtätigt gleichfalls die Geſchichte der Völker. Nur Urvölker mit einer eigenen Sprache gehen einen ſelbſtſtändigen Gang in ihrer Bildung und Reife, und ihre Sprache verkündigt, in den einzelnen Zeiträumen, den jedesmal erreichten Grad der geiſtigen Entwickelung und Kultur des Volkes. So Griechen, Römer, Araber, Teutſche, Slaven ꝛc. Mag auch im Mythenalter der Vorzeit die teutſche Sprache mit der perſiſchen, und rückwärts ſogar mit der indiſchen, verwandt ſeyn; ſo trägt ſie doch, ſeit der

feſten Anſiedelung der Germanen in Europa, das Gepräge einer europäiſchen, und einer dem teutſchen Volke ſelbſtſtändigen und eigenthümlichen, Kultur.

2) Völker, welche aus einer Miſchung verſchiedener Stämme ſich bilden, und mit denſelben allmählig zu Einem Staate verwachſen, zeigen und behalten in ihrer Sprache noch nach Jahrhunderten die Spuren dieſer Vermiſchung. (So in England, Frankreich, Spanien und Italien, wo ſich die teutſche Sprache mit der römiſchen vermiſchte, und aus dieſer Vermiſchung allmählig das Ganze einer neuen Sprache hervorging, in deren Beſtandtheilen aber die Miſchung immer ſichtbar blieb.)

3) Sind die Sieger kultivirter, als die Beſiegten; ſo nehmen die Beſiegten allmählig die Sprache derſelben an. (So gelangte, nach Alexanders Siegen, die griechiſche Sprache zur Herrſchaft in Vorder- und Mittel-Aſien und in Aegypten.) Sind die Beſiegten kultivirter, als die Sieger; ſo nehmen die Sieger vieles von der Sprache der Beſiegten an. (So die Franken, Weſtgothen und Burgunder in Gallien; die Weſtgothen und Sueven in Spanien; die Weſt- und Oſtgothen und Langobarden in Italien; die Angeln und Sachſen in Britannien.) Verſchmelzen Sieger und Beſiegte durchaus nicht zu Einem Volke, und bleiben die Sieger im Ganzen bei ihrer mitgebrachten Roheit; ſo erhalten ſich im Ganzen beide Sprachen unabhängig neben einander. (So in Indien, China, in der Türkei ꝛc.) Beſiegte Völker aber, denen man ihre Selbſtſtändigkeit, ihre Verfaſſung und Eigenthümlichkeit, nach der Eroberung und Unterjochung, völlig raubt, verlieren auch, mit ihrem Nationalcharakter, ihre vorige Sprache in den nächſten Geſchlechtern. (So in Syrien unter den Seleuciden; — mißlungener

Verſuch, die Juden zu gräciſiren, im Zeitalter der Maccabäer; — ſo in Italien, nach der völligen Unterwerfung ſeiner einzelnen Völkerſchaften, auch in Graecia magna und in der Gallia cisalpina, unter die Römer; — ſo in Spanien, nachdem dieſe karthagiſche Provinz an Rom gekommen war; — und ähnliches beabſichtigte Napoleon in neuern Zeiten bei den beſiegten Völkern.)

4) Mit dem Fortſchreiten der Völker in der Kultur heben ſich die Sprachen; mit dem Stillſtande und Sinken in der Kultur ſinken die Sprachen. (Dies beweiſet die teutſche Sprache in mehrern einzelnen Zeiträumen. Sie ſank in den Zeiten nach dem Untergange des hohenſtaufiſchen Hauſes; in der Zeit nach dem ſchmalkaldiſchen Kriege; beſonders aber in dem Zeitraume nach dem 30jährigen Kriege bis zum Jahre 1740. — Dies beweiſen aber auch die Völker Indiens, China's, Perſiens u. a. Selbſt der ſchnelle und der langſame Fortſchritt der Völker in der Kultur zeigt ſich ſogleich in der Sprache. Welche raſche Fortſchritte machte die griechiſche Sprache ſeit dem Zeitalter des Perikles! — Wie langſam erhoben ſich dagegen die römiſche, die teutſche u. a. zu einer höhern Reife!)

5) Verfaſſung, Religion, Sitten, Dichtkunſt und Beredſamkeit unter den Künſten, und Philoſophie und Geſchichte unter den Wiſſenſchaften, haben auf die Ausbildung der Sprache — auf ihr Steigen und Sinken — den wichtigſten Einfluß. Je freiſinniger eine Verfaſſung iſt; je mehr ſie die bürgerliche Freiheit begründet und ſichert; je leichter ſich der menſchliche Geiſt, unter ihrem Schutze und unter ihren Einflüſſen, entfalten kann; deſto ſchneller entwickelt ſich die Sprache. (So in Griechenland, in England, ſo die italiſche Sprache unter den Mediceern in Toſkana u. a.) Je reiner und edler eine Religion iſt; deſto kräftiger ſtrebt die Sprache empor. (Schneller Fortſchritt der Sprache in den

proteſtantiſchen Reichen und Staaten ſeit den Zeiten der Kirchenverbeſſerung.) — Reine und geläuterte Sitten der Wiederſchein der innern Sittlichkeit, und dieſe geſtützt und getragen durch Verfaſſung und Religion, wirken bedeutend auf den Charakter der Sprache. Wo Sittenloſigkeit, und mit ihr das Verderben des Nationalcharakters einreißt; da ſinkt auch die Sprache. (So die Sitten und Sprache der Römer ſeit dem zweiten chriſtlichen Jahrhunderte bis zum Untergange des römiſchen Weſtreiches.) — In Hinſicht der Künſte wirken zunächſt Dichtkunſt (mit Einſchluß der dramatiſchen) und Beredſamkeit (die geiſtliche, an das Chriſtenthum überhaupt, die weltliche, an ſtellvertretende Verfaſſungen in Monarchieen und in Republiken geknüpft) auf die Fortbildung der Sprache, nach ihrem Reichthume und nach ihrer Fülle, ſo wie nach ihrer Tiefe und nach ihrem mächtigen Einfluſſe auf die Fortbildung aller Stände des Volkes, und beſonders auf die Reife des dritten Standes, als des eigentlichen Kerns aller Völker und Staaten. — Unter den Wiſſenſchaften aber tragen hauptſächlich die philoſophiſchen und geſchichtlichen zur vielſeitigen Ausbildung der Sprache bei; denn jedes Volk, das, nach ſeinen Dichtern und Rednern, nicht auch Philoſophen und einheimiſche, ſelbſtſtändige und gediegene Geſchichtſchreiber hatte, ermangelt der höchſten Reife ſeiner Sprache, die wohl mit Dichtern und Rednern beginnen, aber nur durch die höhere Beſtimmtheit der philoſophiſchen Darſtellung und durch die mannigfaltigſten Kreiſe der geſchichtlichen Schilderungen das Gepräge der Vollendung gewinnen kann. (So die griechiſche, engliſche und teutſche Sprache; dagegen ermangelten die morgenländiſchen Sprachen, namentlich die arabiſche, obgleich durch Dichter kräftig emporgehoben, doch der eigentlichen Redner, Philoſophen und Geſchichtsſchreiber; die franzöſiſchen und italiſchen Philoſophen und Geſchichtsſchreiber aber ſtehen hinter den brittiſchen und teutſchen zurück, und Spanien hat kaum einzelne Namen

aufzuweiſen, welche in die Reihen der klaſſiſchen Schriftſteller gehören.)

6) Das goldene Zeitalter einer Sprache iſt dasjenige, wo, unter den mächtigen Einflüſſen einer die bürgerliche Freiheit ſichernden Verfaſſung, und einer geläuterten und aufgeklärten Religion, ſo wie unter Mitwirkung veredelter Sitten, und bei dem ſicherſten Fortſchreiten in Wiſſenſchaften und Künſten, — die Klaſſiker eines Volkes möglichſt gleichmäßig die drei Sprachen der Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit in allen ihren einzelnen Formen, und eben ſo gleichmäßig in der niedern, mittlern und höhern Schreibart angebaut, und dadurch der Sprache diejenige Reife und Vollendung gegeben haben, welche, ſelbſt nach dem Untergange des Volkes und nach ihrem eigenen Erlöſchen als einer lebenden Sprache, ihren innern Werth für alle künftige Zeiten ſichern und erhalten muß.

Ernſt Mor. Arndt, Idee über die höchſte hiſtoriſche Anſicht der Sprache. Roſtock, 1805. 8.

46.

Philoſophiſche und geſchichtliche Aehnlichkeit der Sprachen.

Man kann die Aehnlichkeit der Sprachen in philoſophiſcher Hinſicht darzuſtellen verſuchen, wenn man ſie nach den Bedingungen vergleicht, welche aus der Denklehre, aus der allgemeinen Sprachlehre und aus der Kunſtlehre überhaupt für die allgemeine Ausbildung aller Sprachen hervorgehen. Denn, ſo verſchieden auch die empiriſch vorhandenen Sprachen in den einzelnen Beſtimmungen ihrer Sprachlehre, ihres Periodenbaues, ihrer Proſodie und in unzählig andern Beziehungen ſeyn mögen; ſo liegt doch ihnen allen dieſelbe urſprüngliche Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes, dieſelbe phyſiſche Sprachanlage, und daſſelbe Verhältniß der drei geiſtigen

Vermögen zum Grunde, vermittelſt articulirter Laute die innern Zuſtände des Vorſtellens, Fühlens und Beſtrebens nach außen darzuſtellen, und ſinnlich durch Worte zu bezeichnen.

Allein verſchieden von dieſer philoſophiſchen Aehnlichkeit der Sprachen iſt die geſchichtliche Aehnlichkeit derſelben. Dieſe beruht auf der Aehnlichkeit der urſprünglichen, ſo wie der abgeleiteten Sprachen mit einander; auf der Aehnlichkeit der Verhältniſſe, unter welchen die Ausbildung der Völker erfolgte, welche wieder auf die Aehnlichkeit der Sprachbildung einwirkte (ſo ſind die teutſche und griechiſche Sprache einander mehr ähnlich, als die teutſche und römiſche); auf der Aehnlichkeit der politiſchen Schickſale der Völker, als ſiegender oder beſiegter Völker, welche über die Selbſtſtändigkeit, oder die Miſchung, oder den völligen Untergang der Sprachen entſchieden; auf der Aehnlichkeit der Verfaſſungen, der Religionen, der Sitten, der Fortſchritte in der Dichtkunſt und Beredſamkeit, oder der Fortſchritte in der Philoſophie und Geſchichte bei den einzelnen Völkern, und des dadurch bedingten und herbeigeführten goldenen Zeitalters ihrer Sprache.

Noch fehlt eine ſolche Vergleichung der Sprachen aus dem geſchichtlichen Standpuncte, welche eben ſo für die Geſchichte der Sprachen, wie für die allgemeine Kulturgeſchichte der Menſchheit zu den wichtigſten Reſultaten führen müßte. — Einige fruchtbare Winke dazu finden ſich in der Abhandlung von Heeren: über die Mittel zur Erhaltung der Nationalität beſiegter Völker; im vaterländiſchen Muſeum (Hamburg, 1810. 8.) St. 2. S. 129 ff.

Chſtn. Gtli. v. Arndt, über den Urſprung und die verſchiedenartige Verwandtſchaft der europäiſchen Sprachen, nach Anleitung des ruſſiſchen allgem. vergleichenden Wörterbuches, herausgegeben von J. Lud. Klüber. Frkf. am M. 1818. 8.

J. G. Trendelenburg, Vergleichung der Vorzüge der teutſchen Sprache mit den Vorzügen der lateiniſchen und griechiſchen. Eine gekrönte Preisſchrift, in den Schriften der churf. teutſchen Geſellſchaft zu Mannheim, Th. 4. S. 7 ff.

47.

Philoſophiſche und geſchichtliche Verſchiedenheit der Sprachen.

Die Verſchiedenheit der Sprachen kann gleichfalls, wie die Aehnlichkeit derſelben, philoſophiſch und geſchichtlich aufgefaßt werden. In philoſophiſcher Hinſicht ergibt ſich die allgemeinſte Verſchiedenheit der Sprachen nach ihrer Eintheilung in kultivirte und nicht kultivirte; ſo wie in geſchichtlicher Beziehung nach ihrer Eintheilung in todte, (erloſchene) und lebende Sprachen.

Stellt man die Verſchiedenheit der Sprachen philoſophiſch dar; ſo geht aus der Annäherung der Völker des Erdbodens an das geſammte Ziel menſchlicher Bildung und Reife, oder aus ihrer Entfernung von demſelben, und namentlich aus der freien oder gehemmten Entwickelung ihrer geiſtigen Kräfte, der mächtige Unterſchied zwiſchen kultivirten und unkultivirten Sprachen hervor. Eine kultivirte Sprache iſt in materieller und formeller Hinſicht möglichſt (relativ) vollendet; d. h. ſie reicht hin in materieller Hinſicht (in Beziehung auf den darzuſtellenden Stoff) zur Bezeichnung aller Zuſtände und Verhältniſſe der erreichten phyſiſchen, intellectuellen, äſthetiſchen und ſittlichen Kultur eines Volkes. Es iſt dann in der Sprache für jeden Zuſtand des häuslichen und öffentlichen Lebens, für jeden Begriff, für jedes Gefühl und für jede Beſtrebung ein erſchöpfendes und vollſtändig bezeichnendes Wort vorhanden, das entweder urſprünglich der Sprache des Volkes angehört, oder, fremdher entlehnt, doch durch langen Gebrauch derſelben eingebürgert

iſt. — Eine kultivirte Sprache iſt aber zugleich, in formeller Hinſicht, völlig entwickelt und ausreichend für alle Gattungen, Arten und Formen der Darſtellung. Sie iſt gleichmäßig reich und ausgebildet in der Sprache der Proſa, der Dichtkunſt und Beredſamkeit, ſo wie in der niedern, mittlern und höhern Schreibart. —

Eine unkultivirte Sprache hingegen iſt in einigen, oder in mehrern, oder faſt in allen dieſen materiellen und formellen Beziehungen mangelhaft und unvollkommen; denn gewöhnlich fehlt derſelben die innere Aufeinanderfolge in der Sprachbildung, welche mit den Dichtern in Hinſicht der Bereicherung und Mannigfaltigkeit des Ausdruckes anhebt; dann durch die Philoſophen die Berichtigung, genauere Beſtimmtheit und wiſſenſchaftliche Ausprägung des geſammten Sprachſchatzes gewinnt; darauf von den Rednern auf alle Gegenſtände des religiöſen und bürgerlichen Lebens angewandt wird; und zuletzt von den Geſchichtsſchreibern die möglichſte Verbreitung durch die lebensvolle Schilderung aller Verhältniſſe des individuellen, des öffentlichen und des geſammten Völkerlebens erhält.

48.

Fortſetzung.

In geſchichtlicher Hinſicht kündigt ſich die Verſchiedenheit der Sprachen nach ihrer Eintheilung in todte (erloſchene) und lebende an. Eine todte Sprache iſt eine ſolche, die von keinem gegenwärtig beſtehenden Volke mehr geſprochen wird. Groß mag die Maſſe der erloſchenen Sprachen ſeyn, wenn man in der Welt- und Völkergeſchichte die Namen derjenigen Völker und Staaten ſich vergegenwärtigt, welche von dem Schauplatze der Erde verſchwanden, ohne daß überhaupt eine Spur ihres Daſeyns, oder doch in unvollkommenen Ueberreſten und Bruchſtücken ſich erhielt. Wie viele, freilich an ſich ſehr mangelhafte, Formen der Darſtellung durch Sprache mögen ſeit 6000

Jahren nur in Aſien, Afrika und Amerika untergegangen ſeyn, da ſelbſt von der altägyptiſchen, von der phöniciſchen, karthagiſchen ꝛc. Sprache blos die dürftigſten Reſte ſich zufällig aus dem Sturme der Weltbegebenheiten erhalten haben! Für die Geſchichte der menſchlichen Kultur und für den Sprachforſcher haben daher auch nur diejenigen todten Sprachen einen eigenthümlichen Werth, von welchen ſich ſchriftliche Denkmäler, und zwar aus dem Zeitalter der höhern geiſtigen und politiſchen Reife des Volkes, erhalten haben. Die vollendetſten erloſchenen Sprachen ſind aber die Sprachen der Griechen und Römer; denn dieſe Völker durchgingen mehrere Zeiträume der Ausbildung bis zu ihrer höhern geiſtigen und politiſchen Reife; ihre Kultur war ſelbſtſtändig d. h. eigenthümlich, wenn gleich auf die geiſtige Entwickelung der Römer die frühere griechiſche Kultur unverkennbar einwirkte; ſie hatten Dichter, Philoſophen, Redner und Geſchichtsſchreiber in ihrer Mitte, von welchen ſich Schriften bis auf unſere Zeiten erhalten haben; ſie ſtellten Klaſſiker in Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit, und in den drei Schreibarten auf; und ſie waren es, die in dem Zeitalter der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften den beſſern Geſchmack von neuem weckten und begründeten, indem ihre Klaſſiker die bleibenden Muſter in Hinſicht auf Richtigkeit und Schönheit der Form für alle ſpätere Völker und Zeitalter wurden.

Eine lebende Sprache hingegen iſt diejenige, welche von einem geſchichtlich beſtehenden Volke geſprochen und geſchrieben wird, und welche die Schickſale deſſelben in Hinſicht auf ſeine geiſtige Ausbildung und auf das Beſtehen, auf das Fortſchreiten oder auf das Veralten ſeiner bürgerlichen Verfaſſung mit demſelben theilt. Je reicher und vielſeitiger daher die geſammte Kultur eines Volkes wird, und je mehr ſeine Klaſſiker die verſchiedenen Gattungen und Formen der Proſa, der Dichtkunſt und Beredſamkeit anbauen und erſchöpfend darſtellen; deſto beſtimmter läßt ſich über das goldene Zeitalter einer Sprache und über den

ſtyliſtiſchen Charakter und Werth ſeiner Klaſſiker urtheilen. Allein nie darf man vergeſſen, daß die Klaſſicität in einer lebenden Sprache nur beziehungsweiſe (relativ) gilt, und zunächſt in der möglichſt freien und ſichern Annäherung der einzelnen ſtyliſtiſchen Formen an das Geſetz der Form beſteht, weil bei einer lebenden Sprache theils ein Zeitraum der höhern Ausbildung und Reife gedenkbar bleibt, in welchem die Klaſſiker der vorigen Zeiträume durch vollendete Muſter verdunkelt werden, theils weil erſt nach dem Untergange eines Volkes und einer Sprache mit völliger Sicherheit über das goldene Zeitalter und über die gediegenſten Klaſſiker derſelben entſchieden werden kann. — In einer lebenden Sprache beruht daher das unbefangene und ſichere Urtheil über den klaſſiſchen Gehalt ihrer Schriftſteller auf der beſtimmten Annäherung derſelben an das Geſetz der Form; auf dem gleichmäßigen Fortſchreiten des Volkes in Hinſicht ſeiner Verfaſſung, ſeiner Religion, ſeiner Sitten, ſeines Nationalcharakters, ſeiner Wiſſenſchaften und Künſte; und auf der, durch dieſes Fortſchreiten bedingten, freien Geſtaltung und Ausbildung aller einzelnen Gattungen und Formen der Sprache der Proſa, Dichtkunſt uud Beredſamkeit. —

Wenn die erloſchenen klaſſiſchen Sprachen des Alterthums den großen Vorzug behaupten, daß ſie unveränderte Formen des gereiften Geſchmackes darbieten, weil ſich, nach dem Ablaufe der Jahrhunderte, das Mangelhafte und Unreife in den ſtyliſtiſchen Formen der übrigen Zeitalter von den Formen aus dem wahrhaft goldenen Zeitalter derſelben genau unterſcheiden und abſondern läßt; ſo kommt dagegen den lebenden klaſſiſchen Sprachen der wichtige Vortheil zu, daß ſie den gegenwärtigen hohen Standpunct der geſammten intellectuellen, äſthetiſchen und ſittlichen Kultur in lebenden Formen ausdrücken, und dieſe ſtyliſtiſch dargeſtellten Bezeichnungen der von einem lebenden Volke erreichten Kultur nicht nur in deſſen Mitte als Grundbedingung des geiſtigen Fortſchrittes

aller Stände und Klaſſen des Volkes bewahren, ſondern auch als deſſen ſelbſtſtändig errungenes geiſtiges Eigenthum der Nachwelt überliefern, ſelbſt auf den Fall, daß das Volk im Laufe der Jahrhunderte unterginge und deſſen Sprache erlöſchte.

49.

Anwendung auf die teutſche Sprache.

Die teutſche Sprache gehört, als die Sprache eines beſtehenden Volkes, zu den lebenden Sprachen; ſie gehört aber auch, als die Sprache eines vielſeitig gebildeten Volkes, in die Reihe der kultivirten Sprachen, und kann, in Hinſicht ihrer Klaſſiker in der Sprache der Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit, nicht nur mit allen lebenden europäiſchen Sprachen, ſondern auch mit den beiden erloſchenen Hauptſprachen des Alterthums jede Vergleichung beſtehen. Denn ſie iſt, wie andere gebildete und gereifte Sprachen des Alterthums und der neuern Zeit, mehrere Zeiträume ihrer Entwickelung durchgegangen; ſie iſt durch Dichter, Philoſophen, Redner und Geſchichtsſchreiber in den verſchiedenſten Formen der Darſtellung zur klaſſiſchen Gediegenheit erhoben worden, und hat in allen drei Hauptgattungen des Styls das goldene Zeitalter einer lebenden Sprache erreicht. Sie iſt über eins der größten und politiſch wichtigſten europäiſchen Reiche ausgebreitet, und mehr als 30 Millionen Menſchen reden ſie als Mutterſprache; denn ſelbſt außerhalb des teutſchen Staatenbundes, deſſen Bevölkerung über 30 Millionen Menſchen ſteigt, iſt ſie die Stammſprache der Bewohner des Königreiches Preußen, und durch die Siege teutſcher Ritter ward ſie im Mittelalter die herrſchende Sprache in Kurland, Liefland und Eſthland. Zwar hat ſie, im Laufe von beinahe zwei Jahrtauſenden, nur auf einem ſehr langſamen Wege zum klaſſiſchen Gehalte ſich emporgearbeitet; allein ſeit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hat das teutſche Volk, namentlich nach der vielſeitigen Ausbildung ſeines

dritten Standes, nicht nur die übrigen, in der Kultur ihm vorausgeſchrittenen, europäiſchen Völker eingeholt, ſondern dieſelben auch in vielen einzelnen Hinſichten übertroffen.

Zwar erſcheint ſie, wie die Sprache jedes über einen großen Erdſtrich ausgebreiteten Volkes, in den einzelnen Provinzen Teutſchlands unter der Form verſchiedener Mundarten; im Ganzen aber beſchränken ſich dieſe Mundarten nur auf zwei Hauptdialecte, welche bald nach der Einwanderung und Verbreitung der germaniſchen Völkerſchaften über das eigentliche Teutſchland unterſchieden werden, wenn gleich zu dieſen zwei Hauptdialecten mehrere untergeordnete Mundarten gehören. Die eine, härtere, Mundart verbreitete ſich über den Süden von Teutſchland, und umſchloß Oeſtreich, Bayern, Franken, Schwaben, die Schweiz, die oberrheiniſchen, und zum Theile auch die oberſächſiſchen Länder; die zweite, weichere, Mundart hingegen ward im Norden Teutſchlands einheimiſch, und bezeichnet noch jetzt die niederſächſiſchen, weſtphäliſchen, niederrheiniſchen und belgiſchen Länder. Die einzelnen Verzweigungen dieſer weichern Mundart ſind: das Niederländiſche, oder Niederteutſche im engſten Verſtande, wozu das Holländiſche, Flandriſche und Brabantiſche gehören; das Frieſiſche (eine Tochter des Angelſächſiſchen), und das Plattteutſche (oder eigentlich Niederſächſiſche). Doch nahm, ſeit der Trennung der Niederlande von Teutſchland, dieſer Staat einen eigenen Gang ſeiner Entwickelung, Kultur und Literatur, welche, ſo wie deſſen Sprachbildung ſeit dieſer Zeit, von der Geſchichte der teutſchen Sprache und Literatur ausgeſchloſſen wird. — Die einzelnen Schattirungen und Eigenthümlichkeiten der beiden teutſchen Hauptmundarten hat man in den ſogenannten Idioticis zu ſammeln geſucht.

Von beiden teutſchen Hauptmundarten muß wieder das Hochteutſche unterſchieden werden, welches keine beſondere, irgend einer teutſchen Landſchaft ausſchließend ei-

genthümliche Mundart iſt, ſondern die von den beſten Schriftſtellern der ganzen teutſchen Nation allmählig ausgebildete und von Provinzialiſmen gereinigte **Bücherſprache** bezeichnet, an welcher aber, ob ſich gleich die Spuren beider Hauptmundarten nicht ganz in derſelben verkennen laſſen, ſeit **Luthers Bibelüberſetzung**, die ausgebildete **oberſächſiſche Mundart** den bedeutendſten Antheil hat. — Dabei darf nicht überſehen werden, daß erſt ſeit der auf teutſchem Boden erfundenen **Buchdruckerkunſt** die ſtillſchweigende Vereinigung der vorzüglichſten Schriftſteller der Nation über eine Bücherſprache möglich geworden war.

50.

Literatur der Geſchichte der teutſchen Sprache.

Die weiter hinten, beim wiſſenſchaftlichen Anbaue der teutſchen Sprache, aufgeführten Schriften von **Schottelius** (ausführliche Arbeit von der teutſchen Hauptſprache, Braunſchw. 1663. 4) und **Morhof** (Unterricht von der teutſchen Sprache und Poeſie, Lübeck, 1702. 8.) gehören zum Theile auch zur **Geſchichte** derſelben; ſo wie in bibliographiſcher Hinſicht: Georg Wolfg. **Panzer**, Annalen der ältern teutſchen Literatur. Nürnb. 1788. 4.

Georg. Phil. **Harsdörfer**, specimen philologiae germanicae, continens disquisitiones XII de linguae nostrae vernaculae **historia**, methodo et dignitate. Norimb. 1646. 12.

Chſtn. **Gryphius**, der teutſchen Sprache unterſchiedene Alter und nach und nach zunehmendes Wachsthum. Bresl. 1708. 8.

J. Georg. **Eccard**, historia studii etymologici linguae germanicae hactenus impensi. Hanoverae, 1711. 8.

J. Aug. **Egenolff**, Hiſtorie der teutſchen Sprache. 2 Theile. Leipz. 1716 und 1720. 12.

Godofr. Guil. de Leibnitz, collectanea etymologica, illustrationi linguarum veteris celticae, germanicae, gallicae, aliarumque inservientia. Edidit J. Geo. Eccard. 2 Tomi. Hanov. 1717. 8.

Elias Kaſp. Reichard, Verſuch einer Hiſtorie der teutſchen Sprachkunſt. Hamb. 1747. 8.

Bodmer, über die Hauptepochen der teutſchen Sprache ſeit Karl dem Großen (bis mit dem hohenſtaufiſchen Zeitraume); im ſchweizeriſch. Muſeum, 2ter Jahrg. St. 2 und 3.

Leonh. Meiſter, Beiträge zur Geſchichte der teutſchen Sprache und Nationalliteratur. 2 Theile. Heidelb. 1780. 8. — Deſſen Hauptepochen der teutſchen Sprache ſeit dem achten Jahrhunderte. Eine gekrönte Preisſchrift; ſteht in den Schriften der churf. teutſchen Geſellſchaft zu Mannheim Th. 1, S. 255 ff. und Th. 2, S 5 ff. Mannh. 1787. 8.

(K. Aug. Küttner,) Charakteriſtik der teutſchen Dichter und Proſaiſten. Von Kaiſer Karl dem Großen bis aufs Jahr 1780, 2 Theile. Mitau, 1781. 8.

J. Chſtph Adelung, über die Geſchichte der teutſchen Sprache, über teutſche Mundarten und teutſche Sprachlehre. Leipz. 1781. 8. Deſſen älteſte Geſchichte der Teutſchen, ihrer Sprache und Literatur, bis zur Völkerwanderung. Leipz. 1806. 8. — Deſſen Mithridates, oder allgemeine Sprachenkunde. 4 Theile (fortgeſetzt von J. Sev. Vater.) Berl. 1806 ff. 8. — Deſſen Jac. Püterich von Reicherzhauſen, ein kleiner Beitrag zur Geſch. der teutſchen Dichtkunſt im ſchwäbiſchen Zeitalter. Leipz. 1784. 4.

J. Trgt. Plant, chronologiſcher, biographiſcher und kritiſcher Entwurf einer Geſchichte der teutſchen Dichtkunſt und Dichter. 1r Th. Stettin, 1782. 8.

Häfelin, erſte teutſch geſchriebene Werke, Verſchiedenheit der alten Handſchriften u. ſ. w. in den Schriften der

churf. teutſchen Geſellſchaft zu Mannheim, Th. 1, S. 219 ff. Mannh. 1787. 8.

Wilh. Peterſen, welches ſind die Veränderungen und Epochen der teutſchen Hauptſprache ſeit Karl dem Großen? und was hat ſie in jeder derſelben an Stärke und Ausdruck gewonnen oder verloren? — Eine gekrönte Preisſchrift; in den Schriften der churf. t. Geſellſchaft zu Mannheim, Th. 3, S. 7 ff. Mannh. 1787. 8.

Erduin Jul. Koch, Compendium der teutſchen Literaturgeſchichte von den älteſten Zeiten bis auf Leſſings Tod. 2 Theile. Berl. 1790. und 98. 8.) (Der 1ſte Theil, N. A. 1795, auch mit dem neuen Titel: Grundriß einer Geſchichte der Sprache und Literatur der Teutſchen von den älteſten Zeiten bis auf Leſſings Tod.)

Fr. Manſo, kurze Ueberſicht der Geſchichte der teutſchen Poeſie; in den Nachträgen zu Sulzers allgemeiner Theorie ꝛc. 1 B. 2 St. S. 199 ff. und Fortſetzung, Ebend. 8 B. das ganze erſte Stück und das zweite Stück bis S. 295. (Die geſchichtliche Darſtellung geht bis zum Jahre 1787.)

J. Adolph Naſſer, Vorleſungen über die Geſchichte der teutſchen Poeſie. 2 Theile. Altona und Leipz. 1798 und 1800. 8.

J. Gtfr. Eichhorn, allgemeine Geſchichte der Kultur und Literatur des neuen Europa. 2 Theile. Gött. 1796. 8. (Hieher gehört Th. 1, S. 213 ff.) — Deſſen ſchöne Redekünſte der Teutſchen (ſeit 1450) in ſeiner Geſchichte der Lit. Th. 2, 1ſte Abth. S. 188 ff. S. 220 (Gött. 1805. 8.) Th. 4, 2te Abth. S. 762 ff. (Gött. 1808. 8.)

Franz Horn, Geſchichte und Kritik der teuſchen Poeſie und Beredſamkeit. Berl. 1805. 8. — Die ſchöne Literatur Teutſchlands während des achtzehnten Jahrhunderts. 2 Theile. Berl. f. 1812 8. — Umriſſe zur Geſchichte und Kritik der ſchönen Literatur Teutſchlands

während der Jahre 1790 bis 1818. Berl. 1819. 8.

Adam Heinr. Müller, Vorleſungen über die teutſche Wiſſenſchaft und Literatur. 2te verm. und verb. Aufl. Dresden, 1807. 8.

Theod. Heinſius, Geſchichte der Sprach-, Dicht- und Redekunſt der Teutſchen. 2 Th. Berl. 1811. 8. — N. A. (in einem Bande) Berl. 1818.

Fr. Bouterwek, Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit ſeit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts; — enthält im Th. 9 — 11 (Gött. 1812 — 1819. 8) die Geſchichte der teutſchen Poeſie und Beredſamkeit bis auf unſere Zeit.

J. D. E. Preuß, die ſchönen Redekünſte in Teutſchland, von ihren Anfängen bis auf die neueſten Zeiten. 2 Theile. Berl. 1814 und 16. 8.

Ludw. Wachler, Vorleſungen über die Geſchichte der teutſchen Nationalliteratur. 2 Theile. Frkf. am M. 1818 f. 8.

Es finden ſich auch kurze Abriſſe der Geſchichte der teutſchen Sprache vor manchen Sprachlehren: z. B. vor F. C. P. v. Steinheil's Lehrgebäude der teutſchen Sprache. Stuttg. 1812. 8. vor J. Chſtn. Aug. Heyſe, theoretiſch-practiſcher teutſcher Grammatik. 2te Aufl. Hannov. 1820. 8. u. a.

Der Sonderbarkeit des ausgeführten Gedankens wegen muß folgendes Werk angeführt werden: Pet. Franz Joſ. Müller, die Urſprache. Düſſeld. 1815. 8. denn dem Vf. iſt die teutſche Sprache die Urſprache, und er ſucht zu beweiſen, daß Adam, Moſes, Sokrates, Alexander ꝛc. teutſch geſprochen hätten. Vergl. Heidelb. Jahrb. 1816, Sept. S. 907 ff.

Zu vergleichen ſind:

Bernh. Fr. Hummel, Bibliothek teutſcher Alterthümer. Nürnb. 1781. 8. Zuſätze dazu, 1791.

Karl Otto. Röſſig, Alterthümer der Teutſchen. Leipz. 1781. 8. 2te verb. und verm. Aufl. 1801. gr. 8.

Karl Fr. Flögel, Geſchichte der komiſchen Literatur. 4 Theile. Liegnitz, 1784. 8. — Deſſen Geſchichte des Burlesken, herausgegeben von Fr. Schmit. Leipz. 1794. 8.

G. G. Herzog, Verſuch einer allgemeinen Geſchichte der Kultur der teutſchen Nation. 1r Theil. Erfurt, 1795. 8.

Chſtn. Karl Barth, Teutſchlands Urgeſchichte. 1ſter Th. Bayreuth, 1818. 8.

Karl Heinr. Jördens, Lexicon teutſcher Dichter und Proſaiſten. 6 Theile (Der ſechſte Theil enthält Supplemente.) Leipz. 1806 — 11. 8.

Ueber die beiden Hauptmundarten der teutſchen Sprache.

J. Georg. Wachter, glossarium germanicum, continens origines et antiquitates linguae germanicae hodiernae. Lips. 1727. 8. — Glossarium germanicum, continens origines et antiquitates totius linguae germanicae, et omnium vocabulorum, vigentium et desitorum. 2 Tom. Lips. 1737. fol.

Christ. Gtlo. Haltaus, glossarium germanicum medii aevi, maximam partem e diplomatibus, multis praeterea aliis monumentis, tam editis, quam ineditis, adornatum. Praefatus est J. Gtlo. Boehme. Lips. 1758. fol.

J. Geo. Scherz, glossarium germanicum medii aevi, potissimum dialecti suevicae. Edidit, illustravit, supplevit Jerem. Jac. Oberlin. 2 Tom. Argent. 1781. fol.

Laur. de Westenrieder, glossarium germanico-latinum, vocum obsoletarum primi et medii aevi, inprimis bavaricarum. Tom. 1. Monach. 1815. fol. (Vergl. Halleſche LZ. 1816. N. 199.)

Fr. Karl Fulda, Preisſchrift über die beiden Hauptdialecte der teutſchen Sprache. Leipz. 1773. 4. — Sammlung und Abſtammung germaniſcher Wurzelwörter, nach der Reihe menſchlicher Begriffe; zum Erweis der Tabelle, die der Preisſchrift über die zwei Hauptdialecte der teutſchen Sprache angefügt worden iſt. Herausgegeben von J. Geo. Meuſel. Halle, 1776. 4.

Car. Michaeler, tabulae parallelae antiquissimarum teutonicae linguae dialectorum, moeso- gothicae, franco-theotiscae, anglo-saxonicae, runicae et islandicae, aliarumque. 3 Tom. Oenipont. 1776. 8.

(J. P. Willenbrücher,) practiſche Anweiſung zur Kenntniß der Hauptveränderungen und Mundarten der teutſchen Sprache, von den älteſten Zeiten bis ins vierzehnte Jahrhundert; in einer Folge von Probeſtücken aus dem Gothiſchen, Altfränkiſchen oder Oberteutſchen, Niederteutſchen und Angelſächſiſchen. Leipz. 1789. 8.

Tilemann Dothias Wiarda, Geſchichte der ausgeſtorbenen altfrieſiſchen Sprache. Aurich und Bremen, 1784. 8.

Fr. Aug. Kinderling, Geſchichte der niederſächſiſchen, oder ſogenannten plattteutſchen Sprache, vornämlich bis auf Luthers Zeiten. Magdeb. 1800. 8.

Radlof, Trefflichkeiten der ſüdteutſchen Mundarten zur Verſchönerung und Bereicherung der Schriftſprache. Münſter, 1811. 8. (Vergl. Halleſche LZ. 1811, N. 257.) — Deſſen, die Sprache der Germanen in ihren ſämmtlichen Mundarten dargeſtellt, und erläutert durch die Gleichnißreden vom Sämanne und dem verlornen Sohne, ſammt einer kurzen Geſchichte des Namens der Teutſchen. Frkf. am M. 1817. 8.

J. Sev. Vater, Proben teutſcher Volksmundarten. Leipz. 1816. 8.

J. W. Pfaff, allgemeine Umriſſe der germaniſchen Sprachen, der hochteutſchen, der niederteutſchen, der ſchwediſchen und der gothiſchen des Ulfilas, in neuer Art gefaßt. Nürnb. 1817. 8.

Allgemeine Idiotica:

J. S. V. Popowitſch, Verſuch einer Vereinigung der Mundarten von Teutſchland, als eine Einleitung zu einem vollſtändigen teutſchen Wörterbuche. Wien, 1780. 8. (erſchien nach des Vfs Tode.)

Fr. Karl Fulda, Verſuch einer allgemeinen teutſchen Idiotikenſammlung. Berl. 1788. 8.

Ant. v. Klein, teutſches Provinzialwörterbuch. 2 Theile. Mannh. 1792. 8. (auch Th. 6 und 7 der Schriften der churf. t. Geſellſchaft zu Mannh.)

Idiotica der härtern Mundart:

Conſt. Dinkler, Sprache der Menſchen in Sachſen und Thüringen. Erf. 1781. 8.

Oberſächſiſches Idioticon; in Rüdigers neueſtem Zuwachs der teutſchen Sprache, St. 2, S. 60 ff.

Winkler, thüringiſches Idioticon; in den ſächſ. Provinzialbl. von den Jahren 1801 und 2.

K. C. L. Schmidt, weſterwäldiſches Idioticon. Hadamar, 1800. 8.

W. F. H. Reinwald, hennebergiſches Idioticon. 2 Th. Berl. 1793 und 1801. 8.

Andr. Zaupſer, Verſuch eines bayriſchen und oberſächſiſchen Idioticon. München, 1789. 8. Nachleſe dazu, 1ſte Abth. 1790.

J. C. Schmid, Verſuch eines ſchwäbiſchen Idioticon. Berl. (1795.) 8.

Franz Joſ. Stalder, Verſuch eines ſchweizeriſchen Idioticon, mit etymologiſchen Bemerkungen untermiſcht. 2 Th. Baſel 1806 und 12. 8. — Deſſen, die Landesſprachen der Schweiz, oder ſchweizeriſche Dialektologie, mit kritiſchen Bemerkungen beleuchtet. Aarau, 1819. 8.

de Luca, von den Mundarten in Tyrol; in Adelungs Magaz. f. teutſche Sprache, 2 B. 1. St. S. 100 ff.

Matth. Höfer, die Volksſprache in Oeſtreich, vorzüglich ob der Ens. Wien, 1800. 8. — Etymologiſches

51.

Eintheilung der Geſchichte der teutſchen Sprache nach Zeiträumen.

So wie eine beglaubigte und feſte Volks- und Staatsgeſchichte erſt mit der Vereinigung mehrerer einzelner Völkerſchaften zum Leben im Staate, und mit der Begründung einer dauerhaften Verfaſſung und Regierung im Staate anhebt; ſo beginnt auch die **Bildung und der Fortſchritt der Sprache eines Volkes** erſt unter dem Einfluſſe einer ſichern Staatsverfaſſung und Regierung. Da nun die Mehrheit der einzelnen teutſchen Völkerſchaften zuerſt unter **Karl dem Großen** zu Einem politiſchen Ganzen vereinigt ward, obgleich das **eigentliche Teutſchland** unter ihm und ſeinem Sohne **Ludwig** nur einen Theil des großen Frankenreiches bildete, und Teutſchland erſt unter Karls Enkel, **Ludwig dem Teutſchen**, zur politiſchen Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit vom Reiche der Franken gelangte; ſo kann auch die beglaubigte Geſchichte der teutſchen Sprachbildung erſt mit Karl dem Großen anheben, und alles, was **vor** der Regierung Karls liegt, muß in der **Vorgeſchichte** der teutſchen Sprachbildung **kurz** zuſammengeſtellt werden.

Es zerfällt daher die **Darſtellung** der Geſchichte der Ausbildung der teutſchen Sprache in die **Vorgeſchichte**, und in **vier einzelne Zeiträume**.

Die **Vorgeſchichte** enthält eine kurze Ueberſicht über die Ueberreſte der teutſchen Sprache, aus der Zeit von der erſten Ankündigung der teutſchen Völkerſtämme in der Geſchichte bis auf Karl den Großen (von x — 768.).

Der **erſte** Zeitraum reicht **von Karl dem Großen bis herab auf die Zeiten der Minneſänger** (von 768 — 1170.)

Der **zweite** Zeitraum **beginnt** mit den **Minneſängern und endigt mit Luthers Bibelüberſetzung** (von 1170 — 1534.)

Der **dritte** Zeitraum umſchließt die Schickſale der teutſchen Sprache **ſeit Luthers Bibelüberſetzung bis auf die Zeit der beginnenden klaſſiſchen Sprachbildung im Jahre 1740** (von 1534—1740.)

Der **vierte** Zeitraum endlich vergegenwärtigt die Geſchichte der teutſchen Sprachbildung von dem Jahre 1740 bis auf unſere Zeiten (1740 — 1820.)

52.

Geſchichtliche Reſultate über die germaniſche Vorzeit.

Wenn gleich die Urſtämme der Teutſchen, nach allen Spuren der Geſchichte, entſchieden aus Aſien eingewandert ſind; ſo können doch die Zeiten, **wann** dieſe Einwanderung geſchah, ſo wenig, wie die Verhältniſſe, nachgewieſen werden, unter welchen der Aufbruch dieſer Stämme aus Aſien erfolgte. Viele neuere Sprachvergleichungen ſcheinen übrigens, außer andern geſchichtlichen Winken *), darauf hinzuführen, daß die germaniſchen Urſtämme den Perſern, und ſelbſt den Indiern verwandt ſind. Beſonders deuten die älteſten Sagen des **Nordens** auf Oſten hin; ſo namentlich die uralte Ueberlieferung von Odins Einwanderung aus dem Lande der **Aſen**, und vieles in der nordiſchen Mythologie, in welcher man ſogar in neuern Zeiten eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem über Indien und Thibet verbreiteten Buddhaismus hat entdecken wollen.

Wenn nun auch dieſe Anſichten unſerer Zeit noch tiefer begründet und weiter verfolgt werden müſſen, bevor ſie **auf**

---

*) Herodot fand unter den Perſern (1, 125.) einen Stamm **Germanen**, und der perſiſche Geſchichtsſchreiber **Mirchond** führt aus ältern einheimiſchen Quellen an, daß das Land jenſeits des Oxus vormals Dschermania (Germania) geheißen habe. — **Büſching** (in ſeiner Schrift: **über den Gott Tyr**, Bresl. 1818.) verſucht es, die urſprüngliche Naturverehrung, deren Spuren und Ueberreſte ſelbſt zu **Tacitus** Zeiten unter den Teutſchen noch nicht ganz verſchwunden waren, mit dem Naturdienſte der alten Indier in eine genaue Verwandtſchaft zu bringen. Ihm iſt **Wodan** — oder nach einer andern Namensbezeichnung **Tyr** — einerlei mit dem indiſchen **Buddha** und dem perſiſchen **Tyr**.

geſchichtliche Gültigkeit Anſpruch machen können; ſo kündigt ſich doch in den Ueberlieferungen der Geſchichte theils die urſprüngliche Stammesverwandtſchaft der im Norden einwandernden, und der das eigentliche Teutſchland allmählig bevölkernden germaniſchen Stämme, theils aber auch die frühzeitige Trennung beider in Hinſicht der Ausbreitung über gewiſſe Erdſtriche, ſo wie in Hinſicht der von ihnen erreichten Kultur, unverkennbar an *). — Alle ſorgfältig geprüfte Spuren des

---

*) Mit dieſer Anſicht ſtimmt im Ganzen einer der erſten und gelehrteſten Forſcher des nordiſchen Alterthums, der Biſchoff Fr. Münter in ſ. Abhandl. überein: die Religion des Nordens vor den Zeiten Odins; in Stäudlin's und Tzſchirner's Archiv für alte und neue Kirchengeſch. zn Bds 2tes Stück. (Leipz 1816. 8.) S. 251 ff. (nur daß er am Schluſſe den letzten Odin für einen Schamanen und ſeine Reformation für lamaiſchen Prieſterbetrug erklärt, — Behauptungen, denen der Charakter des nordiſchen Alterthums, und der einfache hohe Sinn der Edda's widerſpricht.) Er nimmt an, geſtützt auf den beim Strabo (L. XI. c. 2. §. 11.) vorkommenden Namen der Aſpurgianer, welche auch Alanen hießen, ſich ſelbſt aber Aſen nannten, daß der nach dem Norden ziehende Stamm der Gothen von den Bergrücken und Thälern des Kaukaſus ausgegangen ſey. Von dieſen Gothen unterſcheidet er diejenigen Völkerſchaften, welche bereits früher feſten Fuß im Norden gefaßt hatten, und, obgleich auch aſiatiſchen Urſprungs, doch mit den edlern Söhnen des Kaukaſus auf keine Weiſe verwandt waren. Dieſe frühern Völker heißen in den alten Sagen der nordiſchen Vorzeit Thußen, Jetten, und vorzüglich Trolde; die jetzigen Finnen und Lappen hält Münter für ihre Abkömmlinge; ihren Urſprung aber ſucht er, wie den der Mongolen und Tataren, in den Thyrſageten und Maſſageten der alten Geſchichte. Mit dieſen rohen Söhnen der Natur, die wahrſcheinlich troglodytiſch in den Gebirgsklüften und unter der Erde wohnten, und dem gröbſten Fetiſchismus huldigten, hatten die ſpätern Ankömmlinge aus Aſien (die Gothen) lange zu kämpfen, bevor ſie beſiegt wurden. Die dunklen Sagen von den Trolden, als unterirdiſchen Dämonen und mächtigen Gebirgsgeiſtern, führen darauf hin, daß jene Stämme noch oft aus ihren unzugänglichen Schlupfwinkeln in den Gebirgen ihre Beſieger überfielen, und ſich denſelben durch Raub und Mord furchtbar machten; denn es iſt wahrſcheinlich, daß Viele von denen, die ſich der Reformation des letzten Odins nicht unterwerfen wollten, in den Gegenden von Finnland und Permien einen Zufluchtsort geſucht haben. — Die Cimbern und Teutonen, welche, ungefähr im Zeitalter des macedoniſchen Alexanders, durch eine der vielen Waſſerfluthen, die der cimbriſchen Halbinſel und wahrſcheinlich der Oſtſee ſelbſt allmählig ihre jetzige Geſtalt gegeben haben, aus ihren alten Sitzen vertrieben wurden, fielen in Germanien ein, und durchzogen es mehrere Menſchen-

Vordringens einzelner germaniſcher Stämme nach dem Norden und der Einwanderung anderer germaniſcher Stäm-

---

alter hindurch, bis ſie von dem Marius bezwungen wurden. Alle ältere Nachrichten ſtimmen für die nördlichen Wohnſitze dieſer Völker; nur daß, bei ihrem Weiterziehen nach Süden, mehrere germaniſche Stämme ihnen ſich anſchloſſen. — Die Verwandtſchaft der nordiſchen Sprachen mit den germaniſchen Mundarten kann nur aus dem gemeinſchaftlichen Urſprunge der Skandinavier und Teutſchen hergeleitet werden. Daß aber Teutſchland vom Norden aus ſollte bevölkert worden ſeyn; oder daß teutſche Kolonieen ſich jenſeits der Oſtſee ſollten angeſiedelt haben; iſt beides gleich unwahrſcheinlich. Es bleibt alſo nichts übrig, als anzunehmen, daß beide Völkerſtämme aus mildern aſiatiſchen Gegenden ausgewandert ſind, aber verſchiedene Wege gewählt und verſchiedene Wohnplätze gefunden haben. Die Religion der alten Teutſchen iſt uns nur ſehr unvollſtändig bekannt. Doch geben, theils die römiſchen, theils die fränkiſchen und die älteſten teutſchen Schriftſteller, uns ſo viel Licht, daß wir mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit annehmen können, im Ganzen habe der alte Teutſche dieſelben Gottheiten verehrt, denen der Skandinavier huldigte, wenn gleich die einzelnen Stämme ihre Familiengötter und Schutzgeiſter gehabt haben, denen im Norden keine Opfer dargebracht wurden. Allein die Aehnlichkeit der Religionsbegriffe im Allgemeinen führt uns eben ſo ſehr, als die Uebereinſtimmung der Sprachen, auf die Annahme eines gemeinſchaftlichen Stammes, aus dem alle dieſe Völker entſprungen ſind, und dies wieder auf die Gegenden ihrer erſten Heimath in Aſien. Nach Suhms Forſchungen war der, ſehr allgemein verehrte, Thor einerlei mit dem Taranis der gleichfalls aus Aſien in Europa eingewanderten Celten. Die Dageſtaner, die nichts von tatariſcher Abſtammung wiſſen wollen und ſich für Brüder der Schweden halten, brauchen den Namen Odin zur Bezeichnung eines angeſehenen Mannes, und ſelbſt unter den heidniſchen Tataren hat man Spuren der Verehrung Odins durch Menſchenopfer gefunden. Wahrſcheinlich würde eine genauere Bekanntſchaft mit den Religionsbegriffen der im Kaukaſus wohnenden und aus demſelben ausgewanderten heidniſchen Stämme noch auf manche andere Spuren von Uebereinſtimmung mit den Meinungen der alten Skandinavier führen. Wo aber dieſe keine Aufklärungen gewährten, dürften Vorſtellungen der lamaiſchen Religion das Mangelnde erſetzen; denn die drei Hauptgötter des Nordens, Thor, Odin und Freyr, ſcheinen mit den drei Principien der lamaiſchen Religion verwandt zu ſeyn, ſo wie auch der Glaube an Seelenwanderung, und an Incarnation göttlicher Weſen. Der uralte nordiſche Mythus von drei Göttern (S. 269 f.) hat Aehnlichkeit mit den Trimurti's der Hindu's, deren älteſte Sprache, das tonreiche Sanſcrit, die Wurzel der ſkandinaviſchen Dialecte zu ſeyn ſcheint, ſo wie es wahrſcheinlich iſt, daß die germaniſchen Sprachen aus dem gleichfalls vom Sanſcrit abſtammenden Altperſiſchen entſprungen ſind. „Dieſes iſt wenigſtens die Meinung unſrer nordiſchen Sprachforſcher von der Filiation der

me in das eigentliche, ſpäter nach ihnen genannte, Teutſchland führen darauf hin, daß Skandinavien und Teutſchland nicht zu Einer Zeit, ja daß ſelbſt Nord- und Südteutſchland nicht zu gleicher Zeit und von einem und demſelben Volksſtamme, bevölkert worden ſind *), wenn gleich alle Völkerſchaften in Skandinavien, ſo wie in Nord- und Südteutſchland, zu Einem Urvolke der Germanen gehören. Eben ſo geht aus der Verfolgung jener geſchichtlichen Spuren deutlich hervor, daß die Kultur der germaniſchen Stämme im europäiſchen Norden früher begann, als im eigentlichen Teutſchlande, und daß, in der erſten dunklen Zeit nach der Trennung der nach dem Norden ziehenden und der über das eigentliche Teutſchland allmählig ſich verbreitenden germaniſchen Stämme, zwiſchen beiden die früher beſtandene Stammesverbindung nur ſehr ſchwach fortgedauert hat, bis beide in ſpätern Zeiten, nach der Begründung feſter Staatsformen im Norden und im eigentlichen Teutſchlande, wieder in neue Berührung kamen **).

ſkandinaviſchen und germaniſchen Dialecte." Dieſe indiſche Abſtammung behauptet auch Nic. Heinr. Julius, in dem Vorberichte zu ſeiner bibliotheca germano-glottica. S. XXI., ſo wie ſie aus der Sprachlehre zu beweiſen ſuchte: Franz Bopp, über das Conjugationsſyſtem der Sanſcritſprache. Fkft. am Main 1816. 8. — Vergl. Othmar Frank, über dynamiſche Spracherzeugung und Vergleichung der perſiſchen, indiſchen und teutſchen Sprache und Mythen. Nürnb. 1813. 8.

*) Man hat in neuern Zeiten auf den Abſtand in Tracht, Sitte, Lebensweiſe und Verfaſſung zwiſchen den Saſſen und Sveven, welche ſchon die Römer unterſchieden, aufmerkſam gemacht, und die erſten mit ihrer höhern Bildung aus Indien und Perſien, die zweiten von den umherziehenden Völkerſchaften Mittelaſiens abzuleiten geſucht.

**) Seit dem zwölften Jahrhunderte reiſeten Isländer und andere Skandinavier nach Teutſchland, theils um ſich zu geiſtlichen Aemtern vorzubereiten, theils als Erzähler und Vorleſer (wandernde Declamatoren) wunderbarer Heldengedichte aufzutreten; ſo wie ſich ſeit dieſer Zeit teutſche Dichter an den Höfen nordiſcher Fürſten finden, und die Stiftung der Hanſe das große Mittel des neuen Völkerverkehrs ward.

53.

Fortſetzung.

Mag gleich in der reichen und vielſeitig ausgebildeten Mythologie des Nordens noch immer das Frühere und das Spätere nicht genau unterſchieden worden ſeyn; ſo gehört doch dieſe Mythologie in ihren Grundzügen dem höchſten nordiſchen Alterthume an; ſtammt wahrſcheinlich in den erſten Grundzügen vom Boden Aſiens, erhielt aber, unter den Einflüſſen des nordiſchen Klima und der geſammten äußern Verhältniſſe der daſelbſt zu feſten Wohnſitzen gelangenden Stämme, ein unmittelbares örtliches Gepräge; und iſt, wie bei andern alten Völkern, eine innige Verſchmelzung von Dichtkunſt und Religion, ſo daß die nordiſche Mythologie den religiöſen Glauben der ſkandinaviſchen Völker verſinnlichte, und nicht blos das Eigenthum der nordiſchen Dichter —, der Skalden — war und blieb, wenn gleich die mannigfaltigen Ausbildungen und Schattirungen der nordiſchen Mythologie dieſen Skalden angehören.

54.

Die ſkandinaviſchen Teutſchen.

Die germaniſchen (gothiſchen) Stämme, welche in Zeiten, die keine beglaubigte Geſchichte erreicht, nach dem Norden zogen, verbreiteten ſich über die däniſchen Inſeln, über Island, Norwegen und Schweden, und kämpften lang mit den troglodytiſchen Urbewohnern des Nordens, die früher wahrſcheinlich auch aus Aſien eingewandert, aber dem Volksſtamme nach von den Germanen verſchieden waren. Im fernſten Alterthume erſcheint bereits Island im Glanze einer ſelbſtſtändigen und vielſeitig ſchattirten Kultur; es findet ſich aber keine geſchichtliche Spur dafür, (mit Rühs) anzunehmen, daß die isländiſche Dichtkunſt aus der angelſächſiſchen entſtanden ſey.

Doch muß eine doppelte Edda aus zwei verſchiedenen Zeitaltern unterſchieden werden. Die ältere iſt einfach

und rieſenhaft in ihren Bildern; die jüngere reicher und zuſammengeſetzter; auch iſt die ältere ärmer an Götternamen und Thaten. Die zweite, ausgeſchmücktere, heißt vorzugsweiſe die Aſalehre, nach den Aſen, dem neuen Göttergeſchlechte, das mit dem jüngern Odin (und den Gothen) im Norden einwanderte und von ihm abſtammte. —

Was man mit dem Namen der alten Edda belegt, iſt eine Sammlung uralter Lieder, welche nordiſche Mythen, vorzüglich aus der altnordiſchen Götterlehre, in ſich faſſen. Dieſe Sammlung machte aus den vorhandenen Ueberlieferungen ein gelehrter isländiſcher Geiſtlicher, Sämund Sigfuſſon, der im Jahre 1133 ſtarb. Sie heißt nach ihm die Sämundiſche Edda. — Mehr als hundert Jahre ſpäter ſchrieb der Geſchichtsſchreiber Snorre Sturleſon († 1241) ein Handbuch für Dichter, in welchem er den Inhalt der alten Lieder in eine Art von Syſtem und Cyklus brachte, wobei er wahrſcheinlich die Sämundiſche Sammlung benutzte, wiewohl er auch ſelbſt die alten Skaldengeſänge geſammelt hatte. Dieſe proſaiſche Sammlung heißt die jüngere oder Snorroiſche Edda. Weil dieſelbe von Reſen im Jahre 1665 herausgegeben ward; ſo führt ſie auch den Namen der Reſeniſchen Edda. — Von der ältern war nur wenig bekannt, bis ſeit 1787 zwei Theile davon zu Kopenhagen erſchienen, von welchen der erſte 13 mythiſche Lieder, der zweite 22 epiſche Gedichte, zum Theile nur Bruchſtücke, enthält. (Vor dem Erſcheinen des zweiten Theiles wurden die epiſchen Gedichte derſelben durch eine Ausgabe von Hagen, Berl. 1812, — aber ohne Kritik, — und beſſer durch die Brüder Jacob und Wilh. Grimm, Berl. 1815, bekannt gemacht; denn Hagen und die Brüder Grimm hatten ſich Abſchriften davon aus Kopenhagen verſchafft.)

Nic. Heinr. Julius, bibliotheca germano-glottica; oder Verſuch einer Literatur der Alterthümer der Sprachen und Völkerſchaften der Reiche germaniſchen Ur-

ſprungs und germaniſcher Beimiſchung. Hamb. 1817. 8. (ein ſorgfältiges literär. Regiſter, mit einem gelehrten Vorberichte.)

Eine ſehr gründliche Darſtellung der neuern Bemühungen, die älteſte nordiſche Kultur und Literatur aufzuklären, enthält der Aufſatz von W. C. Grimm: die altnordiſche Literatur in der gegenwärtigen Periode; — im Hermes St. V. (oder Jahrg. 1820, St. 1) S. 1 ff.

Edda Saemundar hinns fróda. Edda rhythmica seu antiquior, vulgo Saemundina dicta. Pars I. Odas mythologicas, a Resenio non editas, continens. Cum interpretatione latina. Hafniae, 1787. 4. — Pars II. Odas mythico-historicas continens. Hafn. 1818. (Ein dritter Theil ſoll mit Nachträgen zum erſten Theile, und mit den von Reſen herausgegebenen Oden Völuſpá und Hakamál ſchließen; dann iſt die ganze alte Edda gedruckt.)

Edda Islandorum; anno Christi 1215 islandice conscripta per Snorronem. Islandice, danice et latine edidit Petr. Joa. Resenius. Hafniae, 1665. 4.

Die isländiſche Edda, d. i. die geheime Gotteslehre der älteſten Hyperboräer ꝛc. enthaltend 1) das ſybilliniſche Carmen, die Voluſpäh genannt; 2) des Odins Sittenlehre, Hava oder Hars Mål; 3) 33 Dämoſagen oder Fabeln ꝛc. teutſch, mit Erklärung von Jac. Schimmelmann. Stettin, 1777. 4.

(Einzelne nordiſche Mythen hatten bereits Herder in den Volksliedern, und Denis in den Liedern Sineds des Barden neugeſtaltet.)

Altnordiſche Lieder und Sagen, welche zum Fabelkreiſe des Heldenbuches und der Niebelungen gehören. Mit einer Einleitung über die Geſchichte und das Verhältniß dieſer nordiſchen und teutſchen Dichtungen durch Fr. Heinr. von der Hagen. Auch mit dem Titel: Lie-

der der ältern oder ſämundiſchen Edda. Berl. 1812. 8. — Altnordiſche Sagen und Lieder, welche zum Fabelkreiſe des Heldenbuches und der Niebelungen gehören. (Jüngere Edda, Volſunga, Blömſturwalla und Ragnar-Lodbroks Saga) herausgeg. v. Fr. Heinr. von der Hagen. Breslau 1813. 8. (Vergl. Jen. LZ. 1815, Ergänzungsbl. N. 84.) — Hagens nordiſche Heldenſagen. 3 Theile. Bresl. 1814. 8. (Vergl. Halleſche LZ. 1816, N. 197.)

Lieder der alten Edda. Aus der Handſchrift herausgegeben und erklärt durch die Brüder Grimm. 1r Bd. Berl. 1815. 8. (Vergl. Götting. Aug. 1815, St. 110.) — Wilh. Grimm, altdäniſche Heldenlieder. Heidelb. 1811. 8.

Für die isländiſche Geſchichte ſind wichtig: Nials-Saga, historia Niali et filiorum, islandice et latine cum glossario. Hafn. 1809. 4. und Egils-Saga, s. Egilli Skallagrimii vita, islandice et latine. Hafniae, 1809. 4. — Beide ſind proſaiſche Sagen. Die Niáls-Saga (wahrſcheinlich von Sämund Frode im Anfange des zwölften Jahrhunderts geſchrieben), in welcher die dialogiſche Form vorherrſcht, iſt die Geſchichte eines ganzen isländiſchen Stammes, und vergegenwärtigt das öffentliche Leben und das Rechtsverfahren jener Zeit in Island. Grimm (im Hermes St. V.) ſagt davon: „Welche großartige, edle Geſinnung bricht hier mitten durch die Verwilderungen eines meiſt auf die bloße Naturkraft geſtützten Lebens!“ — Die Egils-Saga umſchließt hauptſächlich das Leben Egils, greift aber durchgehends in die Geſchichte des Landes ein. In ihr iſt das geſchichtlich Beglaubigte mit dichteriſchen Sagen vermiſcht. — Dazu gehört die Sturlúnga-Saga, von welcher, ohne däniſche und teutſche Ueberſetzung, blos isländiſch, der erſte Theil in zwei Abtheilungen 1817 und 18 zu Kopenhagen erſchienen iſt. Sie enthält die Geſchichte der bürgerlichen Unruhen, welche die vorzüglichſten Geſchlechter

in Island entzweiten; ſie hebt mit dem Jahre 1116 an, und endigt mit der freiwilligen Unterwerfung der Inſel unter den König Norwegens, Hagen Hagenſen im Jahre 1261.

A. E. Afzelii ſpecimina III poëseos gentium ſeptentrionalium antiquiſſimae. Upſalae, 1799. 4.

P. F. v. Suhm, hiſtoriſche Darſtellung der nordiſchen Fabelzeit. 2 Theile. Teutſch von Gräter. Leipz. 1803 f. 8.

Fr. Joh. Scheller, Mythologie der nordiſchen und andern teutſchen Völker. Neuburg, 1804. 8. (Compilation aus Gräters Bragur u. a.)

Pt. Erasm. Müller, über die Echtheit der Aſalehre, und den Werth der Snorreſchen Edda. Aus der dän. Handſchrift überſetzt von L. C. Sander. Kopenh. 1811. 8. (Der Verf. betrachtet die jüngere Edda als ein von Mehrern überarbeitetes, theilweiſe vermehrtes, Werk, und vertheidigt die Echtheit der Aſalehre durch äußere, aus der jüngern Edda ſelbſt geſchöpfte, Gründe. Es können im Ganzen ungefähr 280 Skalden angenommen werden, von welchen einige ſich in das heidniſche Zeitalter verlieren; von den andern aber kann die Zeit, in welcher ſie lebten, beſtimmt angegeben werden.) — Derſelbe, über den Urſprung und Verfall der isländiſchen Hiſtoriographie; nebſt einem Anhange über die Nationalität der altnordiſchen Gedichte. Aus dem Däniſchen von Sander. Kopenh. 1813. 8. (Hier wird bewieſen, daß die meiſten geſchichtlichen Sagen ſchon vor dem zwölften Jahrhunderte niedergeſchrieben waren. Vergl. Gött. Anz. 1814, N. 175.) — Deſſelben Sagaenbibliothek des ſkandinaviſchen Alterthums in Auszügen mit literär. Nachweiſungen. Erſter Theil. Aus der däniſchen Handſchrift überſetzt von Karl Lachmann. Berl. 1816. 8. (Der Verf. begann in derſelben von allen, auf unſere Zeit gekommenen, nordiſchen Sagen eine Ueberſicht zu liefern.) Die Sagen ſind, nach ihrem Hauptinhalte, in

drei Klaſſen getheilt; der erſte Theil enthält zunächſt die isländiſchen. Sie ſind nach dem Zeitalter geordnet, in welchem ſie niedergeſchrieben wurden. — Von dem däniſchen Originale iſt 1818 zu Kopenhagen der zweite Theil erſchienen. Ein dritter Theil ſoll das Werk beendigen.)

P. F. Stuhr, von dem Glauben, dem Wiſſen und der Dichtkunſt der alten Skandinavier. Kopenh. 1815. 8.

R. Nyerup, Wörterbuch der ſkandinaviſchen Mythologie. Aus der däniſchen Handſchrift des Vfs. mit Anmerkungen teutſch überſetzt v. Sander. Kopenh. 1816. 8. (Die Einleitung S. 1—61 enthält eine Geſchichte des Studiums der nordiſchen Mythologie bis zum Jahre 1814.)

Ernſt Chſtn Trautvetter, der Schlüſſel zur Edda. Berl. 1815. 8. (vergl. Leipz. LZ. 1816, N. 31.)

Fr. D. Gräter, Bragur, ein literariſches Magazin der teutſchen und nordiſchen Vorzeit. 7 Bände. Leipz. 1791 1802. 8. (Vom vierten Bande an auch mit dem Titel: Braga und Hermode, oder neues Magazin für die vaterländiſchen Alterthümer, Kunſt und Sitten. — Zu dieſem Werke gehört: allgemeines Repertorium der ſechs erſten Bände der Bragur; nebſt einem Verſuche einer vollſtändigen Literatur aller in den ſechs letzten Jahren des 18ten Jahrhunderts über das vaterländiſche Alterthum erſchienenen in- und ausländiſchen Schriften, von Karl Teuthold Heinze. Leipz. 1803. 8.)

Die Schriften der däniſchen Gelehrten (Thorlacius, Suhm, Grundtvig, Raſk, Magnuſſen u. a.); der Schweden (Ihre, Afzelius ꝛc.) in ihren Mutterſprachen über die nordiſche Mythologie geſchrieben, können hier nicht aufgeführt werden.

Als Gegner der Edda müſſen genannt werden:

Aug. Ludw. Schlözer, isländiſche Literatur und Geſchichte. Gött. 1773. 8.

J. Chſtph. Adelung, im 2ten und 4ten Bande von Becker's Erhohlungen. (Er erklärte das ſkandinaviſche Religionsſyſtem für eine Nachahmung des chriſtlichen, durch fremde Namen, ungeheuere Bilder und unbekannte Hindeutungen mehr oder weniger verdunkelt, ja (Th. 2, S. 112) „daß die alten ſkandinaviſchen Sagen und Religionsbegriffe den isländiſchen Spinnſtuben ihr Daſeyn zu verdanken hätten.")

H. Delius, was wiſſen wir von dem Glauben der Völker im ſkandinaviſchen Norden? in den Nachträgen zu Sulzer's Theorie, Th. 7., St. 1, S. 69 ff., womit deſſen (gelehrte, aber hypotheſenreiche) Abhandlung: über die Religion der alten Teutſchen, Ebend. Th. 6, St. 2, S. 245 ff. und Th. 7, St. 1. S. 1 ff. mit der Angabe der einzelnen germaniſchen Gottheiten zu vergleichen iſt.

Fr. Rühs, Verſuch einer Geſchichte der Religion, Staatsverfaſſung und Kultur der alten Skandinavier. Gött. 1800. 8. — Unterhaltungen für Freunde altteutſcher und altnordiſcher Literatur. Berl. 1803. 8. — Die Edda, nebſt einer Einleitung über nordiſche Poeſie und Mythologie. Berl. 1812. 8. (Vergl. Leipz. LZ. 1812. No. 287 f. und Heidelberg. Jahrb. 1812, Oct.) — Ueber den Urſprung der isländiſchen Poeſie aus der angelſächſiſchen. Nebſt vermiſchten Bemerkungen über die nordiſche Dichtkunſt und Mythologie. Berl. 1813. 8.

Ueber den Werth und Gebrauch der nordiſchen Mythologie erklärt ſich ein Kenner derſelben — W. Grimm — (Hermes V, S. 48 ff.) ſehr richtig: „die griechiſche Mythologie behält den Vortheil, bei dem fortgeſetzten Umgange mit den Werken der Griechen und Römer uns als ſymboliſcher Ausdruck des Geiſtigen geläufiger zu ſeyn. Die nordiſche dafür einzuſetzen, würde

theils unausführbar ſeyn, weil eine ſo durchdringende Bekanntſchaft derſelben ſich nicht wohl erzeugen kann; theils auch keinen Gewinn, vielmehr Verluſt bringen, weil ſie bei weitem nicht ſo reichliche Ausbeute und ſo feine Unterſcheidungen liefert. Sie indeſſen daneben, ſo viel paſſend und ungezwungen geſchehen kann, auf gleiche Weiſe anzuwenden, kann immer vortheilhaft ſeyn; nur iſt die griechiſche Mythologie ungleich mehr zu ſinnlichem und dichteriſchem Gebrauche verarbeitet, und wird ſich den Gedanken leichter darbieten. Dabei kann gar wohl beſtehen, daß die nordiſche den urſprünglichen und tiefen Sinn nicht ſelten reiner erhalten hat. Am unglücklichſten iſt aber der Gedanke, die nordiſche Mythologie zum Gegenſtande der bildenden Künſte zu machen. Die bildende Kunſt iſt nie im Norden mit einigem Erfolge geübt worden; alſo nicht einmal an eine erträgliche Nachahmung wäre zu denken. — Allein ein gleicher Mißgriff würde es ſeyn, wenn man die mythiſchen Lieder der Edda, deren Verſtändniß oft den mühſamſten Forſchungen ſich nicht öffnet, durch elegante und kunſtmäßige Bearbeitungen bei uns einführen wollte. — Nächſt dem einheimiſchen teutſchen Alterthume iſt aber das nordiſche das wichtigſte, oder es iſt vielmehr als ein Theil deſſelben zu betrachten. Wir dürfen uns hier eines glücklichen Verhältniſſes freuen, indem das germaniſche Element unſerer Bildung, mit welchem ſchon früh, aber mit verſchiedenem Gewichte ſeit der Zeit der Völkerwanderung, das römiſche zuſammenkam, in dem abgetrennten Norden reiner und ungeſtörter ſich erhielt und fortbildete. Dieſer ward erſt durch die Einführung des Chriſtenthums, deſſen Herrſchaft nicht eher, als im eilften Jahrhunderte, durchgedrungen war, ähnlichen Einflüſſen geöffnet, und trat mit Teutſchland in eine gleiche Bahn. Das nordiſche Alterthum verhält ſich daher zu dem teutſchen, wie die Sprache abgeſchloſſener Thäler und Berge

zu der, welche ſich in den Städten der offenen Landſchaft aus vielfach bewegtem Leben und durch die von allen Seiten zuſtrömenden Einwirkungen gebildet hat. Jene iſt in ſich vollkommen geblieben, dieſe reicher an Mitteln geworden.“

Intereſſante Reſultate enthält der Aufſatz von R. K. *Raſk*: *über die norwegiſchen, ſchwediſchen und isländiſchen Literaturen und Sprachen*; in den *Wiener Jahrbüchern*, 1819. Th. 2, Anzeigeblatt, S. 12 ff. „die *isländiſche* Sprache iſt die uralte ſkandinaviſche, wovon das jetzige Däniſche und Schwediſche herſtammen; ſie wird noch faſt ganz unverändert über die ganze Inſel geſprochen, geſchrieben, gepredigt und in allen gerichtlichen Verhandlungen gebraucht. In *Dänemark* und *Schweden* hat man von dieſer gemeinſchaftlichen Urſprache keine Denkmäler, als einige von den älteſten Runenſteinen; doch nähern ſich die alten Provinzialgeſetze ſehr dahin. In *Norwegen* hat man noch einige geſchriebene Geſetze und andere einheimiſche Bücher, die rein isländiſch abgefaßt ſind, ehe die Sprache ſich noch zu verändern anfing. Das Isländiſche iſt regelrecht und gebildet; es hat eine künſtliche Grammatik, ungefähr wie die lateiniſche.“

55.

Die germaniſchen Völkerſchaften im eigentlichen Teutſchlande.

Völlig verſchieden von den *Celten* *), unter welchen die Griechen die ihnen unbekannten weſtlichen Völkerſtämme verſtanden, die ſich über *Gallien*, *Spanien* und die *brittiſchen Inſeln* ausgebreitet hatten, waren die *germaniſchen Völkerſchaften*, welche die Römer

*) Da dieſe Verſchiedenheit der Teutſchen von den Celten jetzt hinlänglich bewieſen iſt; ſo werden die ältern Schriften *nicht* aufgeführt, welche die Verwandtſchaft beider Sprachen beweiſen ſollten.

ungefähr 120 J. vor dem Anfange der chriſtlichen Zeitrechnung in der Nähe ihrer Grenzprovinzen kennen lernten, nachdem ſich die Macht Roms über Illyrien (168 v. C.), über das cisalpiniſche Gallien in Oberitalien, und über die Rhoneländer (Narbonensis provincia — Provence — im transalpiniſchen Gallien) bis an die Pyrenäen ausgedehnt hatte. Nach den römiſchen Schriftſtellern war aber damals eine Maſſe germaniſcher Nomadenſtämme über das Land ausgebreitet, das im Süden, von den Alpen und der Donau, im Weſten von dem Rheine, im Norden von der Nord- und Oſtſee, und im Oſten durch Sarmatien begrenzt ward. Der älteſte Name dieſer Völker war nicht Germanen, ſondern Teutſche (Teutonen), als Nachkommen und Verehrer des Teut*); denn nach dem Tacitus entſtand der Name Germanen in Gallien, nachdem der Stamm der Tungern daſelbſt vorgedrungen war, welche die galliſchen Celten Hermannen (Kriegsmänner) nannten; eine Benennung, die allmählig von dem einzelnen Stamme auf das ganze Volk überging.

Während alſo zu gleicher Zeit, oder vielleicht ſchon früher, andere teutſche — namentlich gothiſche — Stämme durch Sarmatien nach dem ſkandinaviſchen Norden zogen, und dort, unter örtlichen Verhältniſſen und klimatiſchen Einflüſſen, ihre eigenthümliche Sprache, Mythologie und Verfaſſung ausbildeten, folgten, vom ſchwarzen Meere und von den Mündungen der Donau her, die andern teutſchen Stämme dem Laufe der Donau. Von ihnen wurden die Alpenländer, die hercyniſchen Wälder, die Niederungen am Main und an der Lahn, die Ufer des Rheins und die Binnenländer zwiſchen der Nord- und Oſtſee bevölkert. Von hier gingen die Stämme aus, vor welchen Roms Legionen zitterten. Auf dieſem Boden, im Teutoburger Walde,

*) Nicht blos nach dieſem Namen ſcheint die Schreibung Teutſch den Vorzug vor Deutſch zu verdienen, ſondern auch weil, ſeit der Erfindung der Buchdruckerkunſt, alle bedeutende ältere Schriftſteller ſtets ſo ſchrieben.

ward (9 nach Chriſtus) Varus von dem Cheruskerfürſten Hermann, dem Zöglinge römiſcher Kriegskunſt, beſiegt, und durch dieſe Niederlage entſchieden, daß das dieſſeits des Rheins gelegene Teutſchland keine römiſche Provinz, und die teutſche Nation, ſo wie die teutſche Sprache, in ihrer Selbſtſtändigkeit erhalten ward, wenn gleich noch Jahrhunderte verfloſſen, bevor ſich die teutſchen Völkerſtämme ſiegreich über die Provinzen des römiſchen Weſtreiches, über Britannien, Spanien, Gallien und Italien verbreiteten, und in Rom ſelbſt (476 nach C.) den letzten Auguſtus entthronten.

56.

Vorgeſchichte der teutſchen Sprache
(von x bis auf Karl den Großen).

Während die Angeln und Sachſen ſeit 449 der brittiſchen Inſeln ſich bemächtigten, die Weſtgothen und Sveven in Spanien, die Franken und Burgunder in Gallien, und die Oſtgothen, ſo wie ſpäter die Langobarden, feſte Wohnſitze in Italien begründeten, wo, aus der Vermiſchung der urſprünglichen teutſchen Sprache mit der römiſchen, die ſogenannten romaniſchen Sprachen ſich allmählig bildeten, blieben im eigentlichen Teutſchlande ein Theil der Franken, die Thüringer, die Alemannen, die Bayern, und im Norden die Sachſen und Frieſen zurück, bei welchen ſich die teutſche Sprache unvermiſcht erhielt. Allein vom Oſten her rückten ihnen, in den Zeiten nach der Völkerwanderung, die ſlaviſchen Stämme nach, und dehnten ſich, beſonders nach dem Sturze des thüringiſchen Königreiches durch die Franken und Sachſen (528), in einer weit ausgedehnten Linie von der Oſtſee bis ans adriatiſche Meer aus. Sie überſchritten ſogar (534) die Elbe, und ſiedelten ſich zwiſchen der Elbe, Mulde und Saale an, aus welcher Landſchaft ſie aber zum Theile ſchon unter den fränkiſchen Hausmeiern aus der karolingiſchen Dynaſtie verdrängt, und endlich unter dem teutſchen Könige Hein-

rich I. völlig beſiegt wurden, worauf dieſer die Marken Meißen und Nordſachſen gegen ſie ſtiftete, und dadurch die Grenzen Teutſchlands im Nordoſten erweiterte. Nach Abſtammung, Religion, Verfaſſung, Sitte und Lebensweiſe völlig von den Teutſchen verſchieden, war auch die Sprache der Slaven eine dieſen zahlreichen und mächtigen Völkerſchaften eigenthümliche Sprache mit mehrern Mundarten in Pommern, Mecklenburg, Brandenburg, den Lauſitzen, Meißen, Schleſien, Böhmen, Oeſtreich, Polen und Rußland. In einigen der von den Teutſchen allmählig beſiegten Slavenländer mußte dieſe Sprache allmählig völlig weichen (ſo in Meißen, Brandenburg und Schleſien); in andern erhielt ſie ſich, beſonders im Munde des Volkes, neben der teutſchen; in vielen Ländern blieb ſie die herrſchende und allein geltende.

Ob es nun gleich denkbar bleibt, daß die älteſten teutſchen Völkerſtämme ſo gut ihre Barden, wie die Skandinavier ihre Skalden, gehabt hätten, welche, wie Manche annehmen, dem Gotte Tuisko und den teutſchen Helden ihre Lieder widmeten; und wenn gleich Karl der Große in ſeinem Zeitalter ältere teutſche Gedichte ſammeln ließ; ſo führt doch keine geſchichtliche Thatſache auf ſolche Barden hin, und Tacitus (de situ, moribus et populis Germaniae. cap. 3.) kennt blos die Baritus (nach Erneſti: Barditus), das Schlachtgeſchrei der Teutſchen. Schwerlich dürften ſich auch noch Ueberreſte der teutſchen Dichtkunſt aus jener Vorzeit auffinden laſſen.

Das älteſte Denkmal teutſcher Sprache bleibt daher die Bibelüberſetzung des Ulphilas, welcher zwiſchen 360 — 380 n. C. Biſchoff der in Dacien, Thracien und in Möſien am ſchwarzen Meere wohnenden Gothen (Weſtgothen), und im griechiſchen Reiche gebildet worden war. Die möſogothiſche Sprache, in welche Ulphilas die Evangelien aus dem Griechiſchen mit ängſtlicher Treue überſetzte, war eine ſelbſtſtändige teutſche Mundart, in welche er aber für die Bezeichnung von Begriffen, die damals noch

nicht in dem Kreiſe ſeines Volkes lagen, Wörter aus dem Griechiſchen, Celtiſchen und Scythiſchen aufnehmen, und nach dieſen auch das damals übliche Alphabet geſtalten mußte.

Es exiſtiren zwei codices von dem Ulphilas; der ſogenannte codex argenteus jetzt zu Upſala, und der codex carolinus zu Wolfenbüttel. — Ausgaben davon:

Ulphilae versionem gothicam nonnullorum capitum epistolae Pauli ad Romanos, e litura codicis cujusdam manuscripti rescripti, qui in augusta apud Guelpherbytanos bibliotheca adservatur, una cum variis variae literaturae monimentis hucusque ineditis, eruit, commentatus est Franc. Ant. Knittel. Brunsv. 1761. 4.

Joh. ab Ihre, scripta, versionem Ulphilanam et linguam moesogothicam illustrantia, ab ipso auctore emendata, novisque accessionibus aucta, jam vero ob praestantiam ac raritatem collecta, et una cum aliis scriptis similis argumenti edita ab Ant. Frid. Büsching. Berol. 1773. 4.

Ulphilas gothiſche Bibelüberſetzung, die älteſte germaniſche Urkunde, nach Ihre's Texte, mit einer grammatiſch-wörtlichen lateiniſchen Ueberſetzung zwiſchen den Zeilen, ſamt einer Sprachlehre und einem Gloſſar, ausgearbeitet von Fr. Karl Fulda, das Gloſſar umgearbeitet von W. F. H. Reinwald ꝛc. mit Anmerkungen und einer hiſtoriſch kritiſchen Einleitung herausgegeben von J. Chriſt. Jahn. Leipz. 1805. 4.

Nach öffentlichen Nachrichten hat der Bibliothekar Maj in Mailand in der ambroſianiſchen Bibliothek zwei Handſchriften aufgefunden, aus welchen des Ulphilas möſogothiſche Ueberſetzung der 13 Briefe Pauli, von welchen bis jetzt nur ein Bruchſtück des Briefes an die Römer bekannt war, vollſtändig hergeſtellt werden ſoll. Außerdem hat er in codicibus rescriptis auch

Bruchſtücke zur Ergänzung der ulphilaniſchen Evangelienüberſetzung, einen großen Theil einer möſogothiſchen Homilie, und ein Stück der möſogothiſchen Ueberſetzung des Buches Esra und Nehemias gefunden. Die erſte Probe davon erſchien: Ulphilae partium ineditarum in Ambrosianis palimpsestis ab Angelo Majo repertarum specimen. Mediol. 1819. 4. Sie enthält den gothiſchen Text, mit der lateiniſchen Ueberſetzung und dem griechiſchen Texte von Stellen aus dem Esra, Nehemias, Matthäus, aus den Briefen an die Philipper, an Titus und Philemon; Bruchſtücke einer Homilie, eines gothiſchen Kalenders u. ſ. w.

57.

Fortſetzung.

Während in Italien die mit dem Theoderich — einem Zöglinge byzantiniſcher Bildung — begonnene Kultur der Oſtgothen, in den politiſchen Stürmen nach ſeinem Tode (526) unterging, blieb im Frankenreiche unter der merovingiſchen Dynaſtie die teutſche Stammſprache der Franken die Sprache des Volkes und Hofes; nur daß die Geiſtlichkeit, nach dem Uebergange der Franken zum Chriſtenthume, in allen ſchriftlichen Urkunden der lateiniſchen Sprache ſich bediente, weil die teutſche Sprache dieſer Zeit zum Schreiben im Ganzen noch zu roh und unbehülflich war. Doch ward, wie aus den Verordnungen der Kirchenverſammlungen zu Tours (813) und zu Arles (851) erhellt, noch im neunten Jahrhunderte im Frankenreiche in teutſcher Sprache gepredigt. Eben ſo blieb unter den erſten Königen des Frankenreiches aus der karolingiſchen Dynaſtie (unter Pipin, Karl und Ludwig), wie unter den Merovingern, die teutſche Sprache die herrſchende, bis nach der Theilung der karolingiſchen Monarchie (im Jahre 843) Karl der Kahle der erſte König des eigentlichen, von dem übrigen Teutſchlande und Lothringen getrennten, Frankenreiches ward.

Die häufigen Theilungen des Reiches unter den ſchwachen merovingiſchen Königen, die furchtbaren Zerrüttungen im Innern, und die auswärtigen Kämpfe während dieſer Zeit mußten nothwendig auf die geiſtige Entwickelung und auf die Bildung der Sprache nachtheilig einwirken. Doch iſt es wahrſcheinlich, daß manche dichteriſche Sagen und Lieder dieſem kriegeriſchen Zeitalter angehörten, die ſich nicht erhalten haben. Vielleicht gilt von der Sammlung dieſer unter Karl dem Großen, was man gewöhnlich auf Bardenlieder aus der älteſten Vorzeit der Teutſchen bezieht. Unverkennbar wirkte die Ankunft Winfrieds (Bonifacius) in Teutſchland im zweiten Viertheile des achten Jahrhunderts, und ſeine Unterſtützung von den fränkiſchen Hausmeiern in Auſtraſien, wohlthätig auf die Entwickelung der Teutſchen durch das Chriſtenthum.

Aus dieſer Zeit vor Karl dem Großen hat ſich nur wenig von Sprachdenkmälern erhalten. Dahin gehört:

1) eine proſaiſche fränkiſche Ueberſetzung der theologiſchen Schrift des ſpaniſchen Erzbiſchoffs Iſidor von der Geburt des Herrn, aus dem ſiebenten, wo nicht ſchon aus dem ſechſten Jahrhunderte; nächſt dem Ulphilas, das älteſte Bruchſtück teutſcher Sprache. (Es ſteht in der zweiten Abth. des erſten Theiles von Schilteri thesaurus, beſonders paginirt S. 1 — 12, mit lateiniſcher Ueberſetzung, und in Michaeler's tabul. antiq. teut. linguae dialectorum. Part. 3, pag. 84.); —

2) das Fragment aus einer alten Rittergeſchichte aus der erſten Hälfte des achten Jahrhunderts. (Es ſteht in J. Geo. Eckharti commentariis de rebus Franciae orientalis. [2 Tom. Würceb. 1729. fol.] T. 1. p. 864 sqq.) Der Verfaſſer war wahrſcheinlich ein Niederſachſe, der ſich bemühte, fränkiſch zu ſchreiben. Es iſt weder rein fränkiſch, noch rein niederſächſiſch, ſondern eine Miſchung niederſächſiſcher Wörter mit dem altfränkiſchen.

Man kann dieſes Bruchſtück als einen Vorläufer des Niebelungenliedes und des Heldenbuches betrachten *);

3) die proſaiſche Ueberſetzung der Regel des heiligen Benedicts in das Teutſche (in die fränkiſche Mundart) durch den Mönch von St. Gallen Kero, in der erſten Hälfte des achten Jahrhunderts, welche aber noch das Gepräge der ſklaviſchen Nachahmung des Lateiniſchen an ſich trägt (Sie ſteht beim Schilter, T. 1. und in Goldaſti scriptt. rer. alemann. T. 2. P. 1. p. 71 sqq.);

4) die beiden älteſten teutſchen Gedichte aus dem achten (oder neunten) Jahrhunderte: das Lied von Hildebrand und Hadubrand, und das Weißenbrunner Gebet; herausgegeben durch die Brüder Grimm. Kaſſel, 1812. 4. (womit die Rec. von Docen in der Jen. LZ. 1815 Ergänzungsbl. N. 70 verglichen werden muß, welcher den Vf. des Gebets nicht für einen Franken, ſondern für einen Bayer erklärt, der wahrſcheinlich aus Sachſen ſtammte.)

Ins achte oder neunte Jahrhundert gehört auch ein unbedeutendes fränkiſches Gebet, das ſich in Gräter's Bragur mit Kinderling's Ueberſetzung befindet. Seiner wird blos gedacht, weil man aus dem fränkiſchen Worte Kazungali (Gezüngel oder Redekunſt) einen beſondern Dichter Kazungali gemacht hatte. Docen, in ſ. Miſcell. Th. 1, S. 24 hat dieſen Irrthum berichtigt.

Der erſte Verſuch, die ältern Sprachüberreſte zu ſammeln, geſchah von:

Melch. Goldaſt, in ſ. paraeneticorum veterum Part. I. Insulae ad lacum Acronium. 1606. 4. (Er machte mehrere Gedichte aus der Maneſſiſchen Sammlung bekannt, nicht ohne kritiſche Bearbeitung und Bemerkungen; z. B. des Winsbecke und der Winsbeckin Gedichte; den König Tyrol. ꝛc.)

*) S. Bouterwek, Th. 9, S. 71 ff.

Als Hauptſammlung vieler wichtiger Denkmäler der teutſchen Sprache, welche zur Vorgeſchichte und zu den beiden erſten Zeiträumen der Geſchichte derſelben gehören, verdient aber die ehrenvollſte Erwähnung:

J. Schilter, thesaurus antiquitatum teutonicarum. Tomi tres. (Primus sacra continet monimenta: francica, alemannica, saxonica; biblica et ecclesiastica. Alter civilia: leges, bella, triumphos etc. morales, item Alemannorum paraeneticos. Tertius glossarium teutonicum.) Opus ex autographis b. autoris datum e Museo Joh. Christian. Simonis. Ulmae, 1728. fol.

Einige der älteſten teutſchen Sprachüberreſte ſtehen auch in der Schrift von:

J. Georg Eccard, incerti monachi Weissenburgensis catechesis theotisca, saeculo IX. conscripta. Hanov. 1713. 8. (Sie enthält das Vaterunſer in alemanniſcher Sprache S. 189, die abrenuntiatio Diaboli von den Sachſen S. 77 f. u. a.)

Bern. Joſ. Docen, Miſcellaneen zur Geſchichte der teutſchen Literatur; neuaufgefundene Denkmäler der Sprache, Poeſie und Philoſophie unſrer Vorfahren enthaltend. Mit Zuſätzen vermehrte Ausgabe. 2 Theile. München 1809. 8.

Fr. Heinr. v. der Hagen, B. J. Docen, und J. Guſt. Büſching, Muſeum für altteutſche Literatur und Kunſt. 3 Hefte. Berl. 1809 f. 8. — Außer mehrern lehrreichen Abhandlungen über Wolfram von Eſchenbach, Konrad von Würzburg u. a. iſt vorzüglich Docen's Verſuch einer vollſtändigen Literatur der alten teutſchen Poeſie. 1ſte Abth.: das Verzeichniß ſämmtlicher Dichter von 800 bis 1500 enthaltend, wichtig. Vergl. Jen. L. Z. 1812, N. 247 ff.

Jac. und W. C. Grimm, altteutſche Wälder. 3 Theile. Kaſſel, 1813 — 1816. 8. (Vgl. A. W. Schlegel's Rec. in den Heidelb. Jahrb. 1815, Auguſt.)

Ein treffliches, mühſam gearbeitetes, Hülfsbuch über die geſammte ältere Literatur der Teutſchen iſt:

Fr. Heinr. von der Hagen und Joh. Guſt. Büſching, literariſcher Grundriß zur Geſchichte der teutſchen Poeſie, von der älteſten Zeit bis in das ſechzehnte Jahrhundert. Berl. 1812. 8. — womit die Einleitung derſelben zum erſten Theile der von beiden herausgegebenen teutſchen Gedichte des Mittelalters Th. 1. Berl. 1808. 4. verglichen werden muß, welche in jenem Grundriſſe weiter verarbeitet worden iſt.

Eine gehaltvolle Abhandlung über die dichteriſche Literatur des Mittelalters gab

B. J. Docen, als: ausführliche Beurtheilung der Sammlung teutſcher Gedichte des Mittelalters durch Hagen und Büſching, in Schelling's allgemeiner Zeitſchrift, (Nürnb. 1813. 8.) 1 B. Heft 2. S. 196 ff. und Heft 3. S. 334 ff. —

Eine kritiſche Ueberſicht über die Quellen der teutſchen Sprache hat

Jac. Grimm, in ſ. teutſchen Grammatik, Th. 1. (Gött. 1819. 8.) S. LII ff.

Erſter Zeitraum.

Von Karl dem Großen bis auf die Minneſänger. (768 — 1170).

58.

Ueberſicht über dieſen Zeitraum.

So wie Karl der Große die meiſten Völker teutſcher Abkunft in ſeinem bis an die Elbe, Eider, die Tiber und den Ebro ausgedehnten Frankenreiche beherrſchte, gewöhnlich in den Gegenden des Niederrheins ſich aufhielt, und, der erſte

Deutſche, die römiſche Kaiſerkrone trug; ſo ſorgte er auch für die Kultur der Teutſchen in Hinſicht auf Religion, Verfaſſung, Verwaltung, Wiſſenſchaft und Kunſt. Unter ihm verbreitete ſich das Chriſtenthum über den Norden Teutſchlands nach einem dreißigjährigen Kampfe mit den Sachſen; und für die Erhaltung und Sicherſtellung deſſelben wurden von ihm mehrere biſchöffliche Sitze und Domſchulen in dieſen Gegenden geſtiftet. Für die Verfaſſung wirkte er durch zweckmäßige Geſetze im Geiſte ſeiner Zeit. Die Verwaltung ward durch alle Theile ſeines Reiches, in Hinſicht auf Gerechtigkeitspflege, Abgaben und Kriegsweſen, genau geordnet. Die Wiſſenſchaften und Künſte, in damaliger Zeit auf einen engen Kreis beſchränkt, wurden von ihm durch die Akademie an ſeinem Hofe, der er ſelbſt zugehörte, durch Lehrer, die er aus Italien und England berief, durch die Stiftung vieler Schulen, durch Verbeſſerung des Kirchengeſanges, durch Sammlung älterer Völkslieder *), durch Ueberſetzung griechiſcher Predigten ins Fränkiſche zum Vorleſen in den Kirchen, und durch andere Mittel vielfach gefördert, wenn gleich unter dieſen ſeinen Verdienſten um Wiſſenſchaft und teutſche Sprache es wohl die geringſten waren, daß er den Monaten und Winden fränkiſche Namen **) gab, und daß er, nach Eginhards Zeugniſſe, ſelbſt an einer teutſchen Sprachlehre gearbeitet haben ſoll.

Hinderten gleich ſeine ununterbrochenen Kriege, und die vorherrſchende Rohheit der teutſchen Völkerſchaften in ſeinem Zeitalter, ſo wie die Unwiſſenheit der Geiſtlichkeit, von welcher nur wenige Ausnahmen ſtatt fanden, die ſchnellere Entwickelung der Teutſchen während ſeiner Regierung; ſo bleibt ihm doch das unſterbliche Verdienſt, den feſten

*) Vielleicht gehörten dahin mehrere gerettete Dichtungen aus dem alten Sagenkreiſe des Attila, Odoacer, Dietrichs von Bern u. a. S. Wachler's Vorleſungen ꝛc. Th. 1, S. 38.

**) Eginhardi vita Caroli M. c. 29, und in Goldasti ſcriptt. rer. alem. T. 2. P. 1, p. 67. (edit. Senckenb.)

Grund dazu gelegt zu haben. Nicht an ihm lag es, daß ſein Sohn Ludwig ihm an geiſtiger Kraft ſo ungleich war, und daß ſeine Enkel den Vater, und nach deſſen Tode ſich ſelbſt bis zur Theilung des Reiches bekämpften; denn alles, was in dieſem Zeitalter für wiſſenſchaftliche Bildung und teutſche Sprache überhaupt geſchah, führt auf Karl den Großen als Stifter zurück.

So ſtürmiſch auch die Zeiten nach ſeinem Tode waren; ſo erhielt ſich doch ein Schimmer von dem Lichte, das er geweckt hatte, in den nächſten Jahrhunderten. Beſonders war es Gewinn, daß im Vertrage zu Verdun (im Aug. 843) Teutſchland ein eigenes ſelbſtſtändiges Reich unter Karls Enkel, Ludwig dem Teutſchen, ward; denn dadurch ward — zum zweitenmale ſeit der Niederlage des Varus — die Selbſtſtändigkeit der teutſchen Sprache gerettet und geſichert, wenn gleich unter den fortwährenden Kämpfen Ludwigs und ſeiner Nachfolger auf dem Throne Teutſchlands, beſonders gegen die Slaven und Ungarn, für Sprache und Wiſſenſchaft nur wenig geſchehen konnte. So blieb es auch, nach dem Erlöſchen der Karolinger in Teutſchland (918), unter dem ſächſiſchen und fränkiſchen Kaiſerhauſe. Denn wenn gleich die Slaven von Heinrich 1 in ihre alten Grenzen zurückgewieſen, und unter Otto 1 die Ungarn (955) auf dem Lechfelde ſo nachdrücklich beſiegt wurden, daß ſie ſeit dieſer Zeit nicht mehr durch ihre verheerenden Ueberfälle Teutſchland beunruhigten; ſo begannen doch mit Otto's Annahme der lombardiſchen und der Kaiſerkrone die Züge der Teutſchen nach Italien, von woher zwar ein Lichtſtral der Kultur allmählig auf Teutſchland überging, wo aber auch in den fortdauernden Kämpfen mit den Lombarden, mit den Römern, und mit den Griechen und Normännern in Unteritalien, die kräftigſten teutſchen Jünglinge verbluteten, beſonders ſeit Gregor 7 das furchtbare Syſtem der geiſtlichen Hierarchie während des ſaliſchen Kaiſers, Heinrichs 4, Regierungszeit begründete, und bald darauf (1096) die beginnenden Kreuz-

züge der ganzen abendländiſchen Chriſtenheit eine neue politiſche Richtung gaben, welche auf das häusliche und öffentliche Leben der Teutſchen von den wichtigſten Folgen war.

Denn in dieſe Zeit fällt die Ausbildung des Rittergeiſtes bei den Teutſchen; die teutſche Nation verlebte in den beiden letzten Regierungen der ſaliſchen, und in den erſten Regierungen der hohenſtaufiſchen Kaiſer ihr Heldenalter, und dieſem gehört bei den meiſten Völkern der erſte glückliche Aufſchwung der Dichtkunſt an. (So bei Hebräern, Arabern, Griechen, Römern; ſo gleichfalls bei den Teutſchen.) Wie viel auch die, bereits ein Jahrhundert früher im ſüdlichen Frankreich durch die Troubadours erwachte, Ritterpoeſie, bei der damaligen Verbindung des Königreichs Burgund mit Teutſchland, auf die Hervorbringung deſſelben Dichtergeiſtes bei den Teutſchen eingewirkt haben mag; ſo erhielt doch die Dichtkunſt auf teutſchem Boden ein eigenes und volksthümliches Gepräge, und die Heldenthaten der damaligen teutſchen Ritter, ſo wie die Feier der Liebe und der Religion von einheimiſchen teutſchen Dichtern, boten den letztern eben ſo mannigfaltige Stoffe für ihre Geſänge dar, wie derſelbe Heldengeiſt und derſelbe Sinn für Religion und Frauenliebe bei andern abendländiſchen Völkern dieſer Zeit zu ähnlichen dichteriſchen Schöpfungen führte.

59.

Die Ueberreſte der Sprache aus dieſem Zeitraume.

Karl der Große hatte den Sachſen, bei ihrer Unterwerfung (803), ihre bisherige Verfaſſung gelaſſen, und nur die Annahme des Chriſtenthums *) als die Hauptbedingung ihrer Vereinigung mit den Franken feſtgeſetzt. Es blieb daher den Sachſen ihre alte Saſſenſprache (die jetzige

*) Die von den Sachſen angenommene abrenuntiatio Diaboli ſteht auch in I. Geo. ab Ehkarti commentariis de rebus Franciae orientalis, T. 1, p. 440.

niederteutſche) und ihr bisheriges Recht, das erſt ſpäter unter dem Namen des Sachſenſpiegels zu einem Ganzen zuſammengeſtellt ward. Ludwig der Fromme ließ für die Sachſen die Bibel in reimloſe niederteutſche Verſe überſetzen*), obgleich ſeine frömmelnde Denkungsart die teutſchen Volkslieder verdammte**). Allein in vielfacher politiſcher Hinſicht iſt es wichtig, daß der Eid***) ſich erhalten hat, welchen, nach dem Vertrage zu Verdun (843), in welchem die drei Söhne Ludwigs des Frommen, Lothar, Ludwig (der Teutſche) und Karl (der Kahle) die karolingiſche Monarchie theilten, Ludwig und Karl vor ihren Völkern ſchworen. Damit nämlich jedes der beiden Völker, die nun für immer getrennt werden ſollten, verſtände, was der König des andern Volkes feierlich gelobte, ſchwor Ludwig, der König Teutſchlands, in der entſtehenden franzöſiſchen, oder romaniſchen, Karl, der König Frankreichs, hingegen in der teutſchen Sprache. Die Völker aber ſchworen in ihrer Mutterſprache.

Ein Zögling des an Karls des Großen Hofe gefeierten Vorſtehers ſeiner Hofakademie, des Alcuin, Rhabanus Maurus, ein gebohrner Mainzer, war es, der in dem Zeitalter Ludwigs des Frommen und Ludwigs des Teutſchen nicht nur für die beſſere Geſtaltung des Schulweſens thätig war, ſondern auch auf der Kirchenverſammlung zu Mainz (848) den Beſchluß bewirkte, daß jede Predigt entweder romaniſch (d. i. galliſch) oder theotiſch (teutſch) gehalten würde, und der ſelbſt ein lateiniſch-teutſches Gloſſarium über das alte und neue Teſtament ſchrieb. (Die aus dem Kloſter Tegernſee nach München gekommene Handſchrift dieſes Gloſſars hat Bernh. Joſ. Docen be-

*) Von dieſer Ueberſetzung befinden ſich Handſchriften zu London und München. Auch gehören dieſer Zeit die Pſalmen in niederteutſcher Mundart an, welche von der Hagen (1816) herausgab.

**) Theganus, de gestis Ludovici Pii, cap. 19.

***) Er ſteht in Schilteri thesaur. T. 2. Dieſer Bundeseid iſt zugleich die älteſte Urkunde in franzöſiſcher Sprache.

ſchrieben in ſ. Miſcellaneen zur Geſchichte der teutſchen Literatur. München, 1807. 8. Th. 1. S. 153 ff.)

Ein Zögling des Rhabanus Maurus, Ottfried, Mönch im Kloſter Weiſſenburg im Elſaß, folgte der theologiſchen Richtung ſeines Lehrers, und brachte nicht eigentlich die Evangelien ſelbſt, ſondern eine Lebensgeſchichte Jeſu nach den Evangeliſten, in teutſche Verſe in der fränkiſchen Mundart. So wenig das Werk dichteriſchen Werth hat; ſo gehört es doch zu den älteſten gereimten Gedichten, die ſich in teutſcher Sprache erhalten haben *), und das Verdienſt deſſelben beſteht beſonders in Ottfrieds Bekämpfung der Schwierigkeiten des Ausdruckes in einer noch nicht für wiſſenſchaftliche Gegenſtände gebrauchten Sprache. — Gleichzeitig iſt wahrſcheinlich die in fränkiſche Reime gebrachte Erzählung des Geſprächs Jeſu mit dem ſamaritaniſchen Weibe von einem Ungenannten **). Im eilften Jahrhunderte ſchrieb Notker, Abt zu St. Gallen († 1022), eine proſaiſche Paraphraſe der Pſalmen in fränkiſcher Mundart, und Willeram, Abt zu Ebersberg in Bayern († 1085), eine proſaiſche Paraphraſe des hohen Liedes gleichfalls in fränkiſchem Dialecte ***).

Höhern Werth hat das Loblied eines Ungenannten auf den König Ludwig 3 von Frankreich, wegen ſeines über die Normänner an der Schelde erkämpften

*) Ottfrieds Werk exiſtirt in Handſchriften zu Wien und Heidelberg. Gedruckt erſchien es zu Baſel 1571, herausgegeben von Flacius. — Eben ſo ſteht es im erſten Theil von Schilteri thesaur. antiq. teutonic.

**) Es ſteht, ſo wie die fränkiſche Ueberſetzung von Tatians Harmonie der vier Evangelien, beim Schilter, T. 2. Abth. 2. —

***) Beide, Notker und Willeram, ſtehen beim Schilter T. 1.

Sieges *). — Als Teutſche darf die Roswitha, Nonne zu Gandersheim, nicht übergangen werden, welche im ausgehenden zehnten Jahrhunderte unter Otto 1 und 2 lebte. Sie ſchrieb das Leben Otto's 1, ein Gedicht auf die Stiftung ihres Kloſters, und mehrere geiſtliche Schauſpiele, ſämmtlich in lateiniſcher Sprache. Durch die letzten wollte ſie das Leſen des Terenz bei ihren Kloſterſchweſtern verdrängen. Mag immer in dieſen Zeiten eine in lateiniſcher Sprache ſchreibende Nonne zu den Seltenheiten gehören; ſo ſind doch ihre erzählende Legenden, beſonders die Geſchichte des h. Gangolf, von größerem Werthe, als ihre dramatiſchen Arbeiten **).

Den bedeutendſten dichteriſchen Werth in dieſer Zeit behauptete der übriggebliebene Anfang des Lobgedichts auf den heiligen Erzbiſchoff Anno von Kölln (†1075). Es gehört in die zweite Hälfte des eilften Jahrhunderts, und iſt durch einen kräftigen Geiſt bezeichnet, der im lyriſchen Tone geſchichtliche Ereigniſſe darſtellt ***).

Wenn nun gleich in den, aus dieſem Zeitraume übriggebliebenen, Bruchſtücken der teutſchen Sprache die fränkiſche Mundart vorherrſcht; ſo ſcheinen doch auch bereits damals andere teutſche Völkerſchaften, namentlich die Alemannen und Sachſen, ihre eigene Volksdichtkunſt gehabt zu

---

*) Es ſteht beim Schilter, T. 2. Abth. 2. Herder nahm es erneuert in ſeine Volkslieder, Th. 2. S. 227 ff. auf. — Es iſt noch zweifelhaft, ob der Held des Gedichts Ludwig 2, der Sohn Ludwigs des Teutſchen, oder deſſen Vetter, der König von Frankreich, Ludwig 3 iſt, weil der erſte im J. 879, der zweite im J. 883 die Normänner beſiegte.

**) Die erſte vollſtändige Ausgabe der Roswitha beſorgte Conrad Celtes. Nürnb. 1501. fol. Die neueſte iſt von Heinr. Leonh. Schurzfleiſch. Wittenb. 1707. 4.

***) Dieſes Lobgedicht gab Opitz (1639), aus einer Breslauer Handſchrift der Rhedigeriſchen Bibliothek mit Anmerkungen heraus. — Es ſteht auch beim Schilter, T. 1. in der 2ten Abtheilung, aber fehlerhaft. —. Später erſchien es, mit erklärenden Noten und mit einem Gloſſar, in der von Bodmer und Breitinger beſorgten (aber unvollendet gebliebenen) Ausgabe der Opitziſchen Gedichte, Th. 1, S. 179 ff.; und neuerlich, mit Einleitung, Ueberſetzung und Anmerkungen, von G. A. F. Goldmann. Leipz. und Altenb. 1816. 8.

haben; denn den Sachſen wurden die Lieder (als carmina diabolica) unterſagt, die ſie an den Gräbern ihrer Verſtorbenen ſangen, wahrſcheinlich weil ſie ſich auf die frühere Mythologie der Sachſen bezogen; — und während der Regierung der teutſchen Könige aus dem ſächſiſchen Hauſe findet ſich die erſte Spur von teutſchen Schauſpielern *), deren dramatiſche Werke aber ſich nicht erhalten haben. — Daß übrigens ſelbſt eigentlich gelehrte Kenntniſſe den Teutſchen in der Zeit des ſaliſchen Regentenhauſes nicht ganz fremd blieben, beſtätigt die Ueberſetzung des Organon des Ariſtoteles ins Teutſche von einem Ungenannten **), und der gefeierte teutſche Rechtsgelehrte Werner (Irnerius), der in der erſten Hälfte des zwölften Jahrhunderts das römiſche Recht zu Bologna mit ausgezeichnetem Beifalle vortrug.

Einige andere minder wichtige Ueberreſte aus dieſem Zeitraume nennt Koch in ſ. Grundriſſe, Th. 1, S. 23 ff.

Zweiter Zeitraum.

Von den Minneſängern bis auf Luthers Bibelüberſetzung. (1170 — 1534).

60.

Ueberſicht über dieſen Zeitraum.

Früher, als in Teutſchland, hatte ſich in Frankreich, wo Hugo Capet der verdrängten karolingiſchen Dynaſtie auf dem Throne folgte, aus der Verſchmelzung teutſcher Sitten und Sprache mit der ſeit Jahrhunderten hier beſtandenen römiſchen Kultur, beſonders in den Städten, eine höhere Bildung entwickelt. Doch trat der Unterſchied der Sprache und der Kultur in den Rhoneländern und in Nordfrankreich

*) S. Bouterwek, Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit, Th. 9, S. 48 f.

**) Von dieſer Ueberſetzung gab der Abt zu St. Blaſien, Gerbert, ein Bruchſtück in ſ. itinerarium alemannicum. append. p. 143.

eben ſo beſtimmt, wie in Teutſchland der Unterſchied zwiſchen den ober- und niederteutſchen Mundarten, hervor. Fröhlich, leicht beweglich, und dem Grundtone nach lyriſch, war die entſtandene Dichtkunſt der Provençalen; kälter, abenteuerlicher und im Ganzen epiſch war der Charakter der nordfranzöſiſchen Dichtkunſt. So wollte es ſchon das verſchiedene Klima beider Länder. Dabei wirkte aber auf die eigenthümliche Entwickelung der nordfranzöſiſchen Dichtkunſt die Einwanderung und feſte Anſiedelung der Normänner unter ihrem Anführer und Herzoge Rollo im zehnten Jahrhunderte (911), in der nach ihnen genannten Normandie, bedeutend ein, weil dieſe Söhne des Nordens, bei aller übrigen Rohheit, dennoch aus ihren Stammſitzen eine Maſſe nordiſcher Sagen mitbrachten, ſo daß die Verwandtſchaft der nordfranzöſiſchen Dichtkunſt mit der nordiſchen Mythologie unverkennbar ſich ankündigt. Der Kreis dieſer Sagen ward wahrſcheinlich noch erweitert, ſeit der Herzog der Normandie, Wilhelm der Eroberer, (1066) England ſich unterwarf, wodurch die Kultur der Normänner und Engländer in mannigfaltige Berührung kam, wenn gleich Wilhelm die beſiegten Angelſachſen nicht als Stammesbrüder, ſondern nach dem furchtbaren Eroberungsrechte behandelte, und ihnen das Lehnsſyſtem in ſeiner ganzen Strenge aufdrang.

Die den übrigen europäiſchen Völkern vorausgeeilte Dichtkunſt und Kultur der Franzoſen im ſüdlichen und nördlichen Frankreich würde aber nicht ſobald dem Nachbarſtaate Teutſchland zugeführt und unter den Teutſchen eine ähnliche Erſcheinung bewirkt worden ſeyn, wenn nicht der franzöſiſche Rittergeiſt ſogleich an dem erſten Kreuzzuge unter dem Heldenanführer Gottfried von Bouillon den lebhafteſten Antheil genommen hätte. Zwar verfloß noch ein halbes Jahrhundert, bevor (1147) der erſte teutſche König aus dem hohenſtaufiſchen Geſchlechte, Konrad 3, durch die öffentliche Stimmung in Teutſchland zu dem erſten allgemeinen Kreuzzuge der Teutſchen, in Verbindung

mit den Franzoſen unter Ludwig 7, veranlaßt ward; allein ſeit dieſer Zeit war auch die Verbreitung des, aus Frankreich ſtammenden, Rittergeiſtes über Teutſchland entſchieden, ſo wie ſchon vorher die Ritterdichtkunſt der Provenzalen im ſüdlichen Teutſchlande den erſten Eingang gefunden hatte.

Wenn bis dahin verhältnißmäßig der fränkiſche Dialect unter den teutſchen Mundarten am meiſten für die Schriftſprache gebraucht worden war; ſo gelangte jetzt, unter dem aus dem ſüdlichen Teutſchlande ſtammenden Kaiſerhauſe der Hohenſtaufen, die ſchwäbiſche Mundart, als Hof- und Dichterſprache, zum Uebergewichte, mit welcher die fränkiſche leichter, als die niederteutſche, ſchon wegen der landſchaftlichen Nachbarſchaft, verſchmolz *). Unter den Hohenſtaufen gehörten Friedrich 1, Heinrich 6, Friedrich 2 und Konrad 4 (vielleicht auch der unglückliche Konradin **), und ſelbſt noch im 14ten Jahrhunderte der Kaiſer Heinrich 7 ***), in die Reihe der gleichzeitigen Dichter; auch folgten mehrere teutſche Fürſten dem Beiſpiele ihrer Könige, indem ſie die Dichtkunſt an ihren Höfen, wie die Ritter auf ihren Burgen, begünſtigten, und nicht ſelten ſelbſt gelungene Verſuche in derſelben machten, ſo wie ſie die dichteriſchen Wettſtreite an den Höfen zu Toulouſe und Paris auf teutſchem Boden nachahmten. Doch beſchränkte ſich der neuerwachte dichteriſche Geiſt in Teutſchland nicht blos auf Elſaß, Schwaben und Franken (die Familienbeſitzungen der Hohenſtaufen); auch in Thüringen, Sachſen, Meißen und Brandenburg erklang ihr Ton, und manches Minnelied dieſer Zeit ward aus einer teutſchen Mund-

*) Der damals eintretende Uebergang der fränkiſchen Mundart in die ſchwäbiſche tritt ſichtbar hervor in dem Gedichte: König Rother (Rothhaar), obgleich in demſelben bereits das Uebergewicht der ſchwäbiſchen Mundart entſchieden iſt.

**) Wenn das Minnelied in der Maneſſiſchen Sammlung Th. 1, S. 1. von König Konrad dem Jungen von ihm iſt.

***) Ein Gedicht von ihm in der Maneſſiſchen Sammlung Th. 1, S. 1.

art in die andere übergetragen *). Ausdrücklich werden unter den nordteutſchen Fürſten des 13ten Jahrhunderts der Landgraf Hermann von Thüringen, der König Wenzel **) von Böhmen (Ottokars Vater), der Herzog Heinrich von Breslau ***), der Markgraf Heinrich (der Erlauchte) von Meißen ****), der Markgraf Otto von Brandenburg *****), und der Herzog Johann von Brabant ******) als Freunde und Kenner der Dichtkunſt genannt. Auch ein Fürſt von Anhalt (vielleicht Heinrich der Fette, † 1267) gehörte in ihre Reihe *******).

Die Blüthenzeit dieſer romantiſchen Dichtkunſt in Teutſchland, welche Religion, Frauenliebe, ritterliche Thaten und Abenteuer mit gleicher Wärme umſchloß, und alſo gleichmäßig lyriſch und epiſch, weniger aber didactiſch, und im ſtrengern Sinne dramatiſch gar nicht, ſich ankündigte, fällt in die zweite Hälfte des zwölften, und in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, ſeit Friedrich 1 und der Graf Raimund Berengar 2 von Provence ſich (1154) in Turin geſprochen hatten, von denen letzterer in Begleitung vieler Troubadours erſchien. Doch weil die lyriſchen Troubadours dieſer Zeit unter dem Namen Minneſänger bekannt ſind, und der Hauptgegenſtand ihrer Lieder die Minne war, wenn ſie gleich auch größere

*) Ueber die niederteutſchen Minnelieder ſ. Möſer's patriotiſche Phantaſien, Th. 3, S. 240.

**) Ein Gedicht von ihm in der Maneſſiſchen Samml. Th. 1, S. 2.

***) Ein Gedicht von ihm in der Maneſſ. Samml. Th. 1, S. 3 ff.

****) Ein Gedicht von ihm Maneſſ. S. Th. 1, S. 5.

*****) In der Maneſſ. Samml. Th. 1, S. 4. ſteht ein Gedicht von ihm. Mehrere Gedichte von ihm, mit Erklärungen, in Mörſchels Geſch. der Mark Brandenburg, 1 B. 2ter Theil. (Berl. 1786. 8.) S. 207 — 14.

******) Ein Gedicht von ihm in der Maneſſ. Samml. Th. 1. S. 7 f.

*******) Ein zartes Lied von ihm in der Maneſſ. Samml. Th. 1, S. 6.

Erzählungen und Romane hervorbrachten; ſo wird dieſe Zeit der teutſchen Dichtkunſt, nicht ohne Grund, gewöhnlich mit dem allgemeinen Namen des **Zeitraumes der Minneſänger** bezeichnet. Nur wird das Urtheil über das **Eigenthümliche** dieſer teutſchen Dichter dadurch ſehr erſchwert, daß wir den **ganzen Kreis** der damaligen und ſchon früher blühenden provenzaliſchen und nordfranzöſiſchen Dichtkunſt noch zu wenig kennen, um darnach zu beurtheilen, wie viel die Teutſchen **entlehnten**, und wie viel ſie aus ihrer eigenthümlichen Kraft ins Daſeyn riefen. Zu dieſer Schwierigkeit kommt noch der Mangel an **völlig richtigen** Abſchriften dieſer altteutſchen Denkmäler.

Allein mit dem gewaltſamen Erlöſchen des hohenſtaufiſchen Hauſes in Teutſchland und Italien (1268) ward der ganze Fortſchritt der teutſchen Sprache und Dichtkunſt in Stillſtand, und bald in Rückgang verwandelt. Schon vor **Konradins** Enthauptung zu Neapel begann in Teutſchland das ſogenannte Zwiſchenreich, ein Zuſtand der Unordnung und gegenſeitigen Befehdung, wo das wilde aufwogende öffentliche Leben die ſtille Fortbildung des innern geiſtigen Lebens gewaltſam niederdrückte. Der Ton der Minneſänger verſtummte; an ihre Stelle traten die **Meiſterſänger**, unter welchen nur wenige einer Auszeichnung werth ſind, weil der in dieſem Zeitalter in allen Verhältniſſen des bürgerlichen Lebens vorherrſchende Zunftgriff auch die freieſte Bewegung des menſchlichen Geiſtes in den Kreiſen der Dichtkunſt in zunftmäßige Formen bannte.

61.

Fortſetzung.

Doch unter den politiſchen Stürmen dieſer Zeit wurden große Veränderungen des innern Volkslebens in ganz Europa, und namentlich auch in Teutſchland vorbereitet. Die größern teutſchen Fürſten ſetzten, unter gewählten minder mächtigen Königen, die gewöhnlich ſelbſt nur die Kaiſerwürde zur Vermehrung und Verſtärkung ihrer Hausmacht anwand-

ten, ſich in den Beſitz der Landeshoheit in ihren durch Erwerbungen und Einverleibungen bedeutend vergrößerten Staaten, wenn der Begriff dieſer Hoheit gleich erſt ſpäter im weſtphäliſchen Frieden rechtlich feſtgeſetzt ward. Die ſtändiſche Verfaſſung in dieſen größern teutſchen Staaten erhielt durch die Aufnahme der Städte unter die Stände eine zweckmäßige und wohlthätige Geſtaltung; denn damals war Wohlſtand, Reichthum, höhere geiſtige Regſamkeit und kräftiger Bürgerſinn in die Mitte der perſönlich freien Bewohner der Städte gekommen. Der Wohlſtand führte zu veredelten Verhältniſſen des häuslichen und öffentlichen Lebens, nicht ſelten aber auch zum Luxus und zu manchen ſittlichen Verirrungen. Der Handel blühte in Teutſchland kräftig auf; denn im Süden ſtand er mit Italien in Verbindung, und im Norden umſchloß der hanſeatiſche Bund mehr als achtzig Städte; ein Bund, welcher ſelbſt Königen zu trotzen vermochte, in öffentlichen Kämpfen nicht ſelten den Ausſchlag gab, und in London, in Bergen, in Brügge und in Nowgorod ſeine Hauptſtapelplätze hatte.

Gleichzeitig begann aber auch das höhere geiſtige Leben in der Kunſt und Wiſſenſchaft. So wie dieſem Zeitalter die Errichtung der ſtolzen und noch jetzt bewunderten Werke der Baukunſt (zu Straßburg, Freyburg, Kölln, Naumburg, Meißen, Wien ꝛc.), und ſpäter der Urſprung der teutſchen Mahlerei unter Albrecht Dürer und Lucas Kranach angehört; ſo begann auch in demſelben die erſte Stiftung der teutſchen Hochſchulen, namentlich der zu Prag, Heidelberg, Erfurt, Leipzig und anderer, auf deren emporſtrebenden Geiſt in allen wiſſenſchaftlichen Kreiſen die Wiederherſtellung der altklaſſiſchen Literatur in Italien, ſeit der Ankunft der aus dem byzantiniſchen Reiche flüchtenden Gelehrten, und der Ankampf Wicliffs und Huſſens gegen das Syſtem der päpſtlichen Hierarchie nicht ohne Einfluß blieb. Mochte gleich der Huſſitenkrieg das Innere des teutſchen Reiches auf ein Menſchenalter mächtig erſchüttern; nicht vergeblich für die

große Idee der religiöſen Freiheit hatte Huß den Feuertod zu Koſtnitz erlitten! Die auf teutſchem Boden erfundene Buchdruckerkunſt, der Untergang des griechiſchen Kaiſerthums, der aufgefundene Seeweg nach Oſtindien, die Entdeckung des vierten Erdtheils, die politiſchen Kämpfe Frankreichs, Spaniens und Teutſchlands über Italien, die Stiftung der Hochſchule zu Wittenberg, und Luthers kraftvolle Schritte gegen Rom, die Bibel in der Hand, und dieſe in hochteutſcher Sprache dem lichtbedürftigen teutſchen Volke mitgetheilt; dies alles zuſammen führte zuletzt in politiſcher und wiſſenſchaftlicher Hinſicht zu einer großen Entſcheidung. Die Sprache der Teutſchen, von neuem erſtarkt und durch den Ausdruck der neuen religiöſen und politiſchen Ideen in derſelben mächtig vorwärts geführt, that damals einen Rieſenſchritt in ihrer Fortbildung; und ſo ſteht Luthers Bibelüberſetzung, mit welcher dieſer Zeitraum der teutſchen Sprachbildung endigt, noch immer als ein vollendetes Meiſterſtück in der Darſtellung durch Sprache vor uns, welches damals zugleich das Uebergewicht der ſüdſächſiſchen Mundart im Hochteutſchen (oder in der Schriftſprache) für die nächſten Jahrhunderte bewirkte.

Wenn alſo bis auf die Zeit der hohenſtaufiſchen Dynaſtie, im ganzen erſten Zeitraume der teutſchen Sprachbildung, die fränkiſche Mundart vorgeherrſcht hatte, und am Anfange des zweiten Zeitraumes, ſeit der Blüthe der Dichtkunſt im ſüdlichen Teutſchlande, die ſchwäbiſche Mundart an die Stelle der fränkiſchen in der Schriftſprache getreten war; ſo ward, im Zeitalter der Kirchenverbeſſerung, am Ende des zweiten Zeitraumes, theils mit den mächtigen Einwirkungen der Schriften der Wittenbergiſchen Reformatoren auf das geſammte teutſche Volk, theils mit der im wiſſenſchaftlich ausgeprägten meißniſchen Dialecte durchgeführten Bibelüberſetzung, dieſe ſüdſächſiſche Mundart die eigentliche Norm für die Bücherſprache. Denn ſie ward ſeit dieſer Zeit die Grundlage der Predigten in teutſcher Sprache, der kirchlichen Liturgie und des Schul-

unterrichts. Wenn alſo auch ſeit dieſer Zeit weder die obertentſche, noch die niederſächſiſche Mundart in ihrer Fortbildung völligen Stillſtand machten; ſo konnten ſie ſich doch, mit ihren eigenthümlichen Formen, nicht zur allgemeinen Verbreitung über das geſammte teutſche Volk und zum eigentlichen Hochteutſchen erheben. Sie traten vielmehr, im Gegenſatze gegen das durch ausgezeichnete Schriftſteller immer weiter fortgebildete Hochteutſche, in die Reihe bloßer landſchaftlicher Mundarten zurück.

62.

Ueberſicht über die Sprachdenkmäler dieſes Zeitraumes.

Will man die lyriſchen und epiſchen Dichter aus dem Zeitalter der Hohenſtaufen richtig würdigen; ſo muß man ſie im Geiſte ihrer Zeit auffaſſen, und ihren Werth nicht überſchätzen. Der Ton ihrer Lieder und Heldengedichte iſt einfacher, unerkünſtelter Naturton; zarte Schilderung der Liebe, und kräftige Zeichnung der Tapferkeit; in religiöſer Hinſicht nicht frei von Aberglauben und Myſticismus. Die kleinen lyriſchen Ergießungen ſcheinen höher zu ſtehen, als die größern epiſchen und dramatiſchen Erzeugniſſe, die, in Ermangelung eines tiefern Planes, voller Epiſoden, und nicht ſelten froſtig und ermüdend ſind. Unverkennbar entlehnten viele Dichter dieſer Zeit ihre Stoffe aus dem Auslande. Gilt dies vielleicht weniger von den eigentlichen Minneſängern, als Nachahmern der provenzaliſchen Troubadours, und am wenigſten von dem echtteutſchen epiſchen Fabelkreiſe des Heldenbuches und der Niebelungen; ſo tritt es deſto beſtimmter bei drei andern von teutſchen Dichtern bearbeiteten Sagenkreiſen, — dem von Britannien ſtammenden vom Könige Artus und ſeinen Rittern der runden Tafel, dem nordfranzöſiſchen vom heiligen Graal, und dem, den Teutſchen und Franzoſen gemeinſamen, Sagenkreiſe von Karl dem Großen und ſeinen Paladinen — hervor. Andere epiſche Stoffe, außer dieſen drei Sagenkreiſen, wurden, wie

z. B. zu Wolfram's von Eſchenbach trojaniſchem Kriege, aus der Welt des Alterthums, aus Alexanders Zeiten, und zu den ſpätern Fabeln wahrſcheinlich aus leicht verhüllten geſchichtlichen Ereigniſſen entlehnt. Die Meiſterſänger endlich hielten ſich gewöhnlich in ihren kleinern Erzählungen und Gedichten an die Vorgänge des wirklichen Lebens.

Da die Geſammtzahl der ſogenanten Minneſänger*), oder der Dichter des ſchwäbiſchen Zeitraumes, bis gegen

---

*) Eine handſchriftliche Sammlung von 140 Minneſängern war aus der Schweiz nach Heidelberg, und von da nach Paris gekommen. Der Züricher Rathsherr, Rüdiger von Maneſſe, hatte dieſe Sammlung im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts veranſtaltet; daher der gewöhnliche Name der Maneſſiſchen Sammlung. Sie ward, nach einer in Paris gemachten Abſchrift, von Bodmer und Breitinger unter dem Titel: Sammlung von Minneſingern aus dem ſchwäbiſchen Zeitpuncte CXL Dichter enthaltend; durch Rüdger Maneſſen, weiland des Rathes der uralten Zyrch, 2 Theile. Zürich 1758 f. 4. herausgegeben, nachdem ſie bereits im Jahre 1748: Proben der alten ſchwäbiſchen Poeſie des 13ten Jahrhunderts aus der Maneſſiſchen Samml. (von 81 Minneſängern) bekannt gemacht hatten. — Eine zweite Sammlung größerer Gedichte aus dieſem Zeitraume veranſtaltete ein gebohrner Züricher, der Prof. Chriſtoph Heinr. Müller an dem Joachimsthaliſchen Gymnaſium zu Berlin: Sammlung teutſcher Gedichte aus dem XII. XIII. und XIV. Jahrhundert. 2 Theile (Berl.) 1784 f. 4. Er erhielt die Handſchriften dazu von Bodmer, und gab ſie, ohne Anmerkungen, mit ängſtlicher Treue heraus. Dieſe Sammlung enthält: der Nibelungen Liet; Eneidt; Parcival; der arme Heinrich; Triſtran; Frygedank u. a. (Von dem dritten Theile dieſer Sammlung, bearbeitet von Jul. Erdüin Koch, ſind 30 Bogen abgedruckt, aber nicht ins Publicum gekommen, ſondern blos in Berlin zu erhalten). — Manſo, über provenzaliſche Dichter; in den Nachträgen zu Sulzer's Theorie ꝛc. 4 B. 2 St. S. 271 ff. — Joh. Chſtph. Adelung hat die Ueberreſte der ſchwäbiſchen Dichtkunſt, aus einem Zeitraume von 200 Jahren, unter 222 Nummern dargeſtellt in dem chronologiſchen Verzeichniſſe der ſchwäbiſchen Dichter, in ſ. Magaz. für teutſche Sprache, 2 B. 3 St. S. 3 — 92. — Ludw. Tieck, Minnelieder aus dem ſchwäbiſchen Zeitalter, neu bearbeitet. Berl. 1803. 8. — Mehrere Minnelieder mit Erklärungen, Nachbildungen u. ſ. w ſtehen auch in Gräter's Bragur; im Anhange zu (Herder's) Liedern der Liebe, Leipz. 1778. 8 S 156 ff, wo er 44 Minnelieder mittheilt, welche altteutſche Ueberſetzungen des Salomoniſchen hohen Liedes enthalten, vergl. J. Gtfr. Herder's Volkslieder, 2 Th. Leipz. 1778 f. 8. (N. Ausg. 1805 8) — Fr. Adelung, Nachrichten von altteutſchen Gedichten, welche

dreihundert ſteigt; ſo können hier nur die wichtigſten aufgeführt werden. Dahin gehören:

Heinrich von Veldeck, ein Niederteutſcher, lebte ums Jahr 1170. Mit ihm beginnt die Reihe der ſchwäbiſchen Dichter. Er ſchrieb eine „ſchwäbiſche Eneidt“ (Sie ſteht in Müllers Sammlung) mehrerer kleiner Gedichte (Vgl. Maneſſiſche Samml. Th. 1, S. 18 ff.), ſo wie eine größere epiſch-biographiſche Dichtung: Herzog Ernſt (in von der Hagen's und Büſchings Sammlung Th. 1.)

Hartmann von der Aue, wahrſcheinlich ein fränkiſcher Ritter, lebte zu derſelben Zeit. Seine Gedichte ſind von ſehr verſchiedenem Gehalte. Lieder von ihm ſtehen in der Maneſſiſchen Samml. Th. 1, S. 178 ff. Seine Erzählung: der arme Heinrich, befindet ſich beim Müller, Th. 1, S. 197 ff. und beſonders her-

aus der Heidelbergiſchen Bibliothek in die Vatikaniſche gekommen ſind. Nebſt einem Verzeichniſſe derſelben und Auszügen. Königsberg 1796. 8. Die Fortſetzung dieſer Schrift erſchien mit dem Titel: Altteutſche Gedichte in Rom, oder fortgeſetzte Nachrichten von Heidelbergiſchen Handſchriften in der Vatikaniſchen Bibliothek. Nebſt einer Vorrede von dem Hofrathe Adelung: über Handſchriften von altteutſchen Gedichten in der churfürſtl. Bibliothek zu Dresden. Königsb. 1799. 8. — Wegen der Zurückerſtattung der nach Rom gekommenen Heidelberger Codices muß damit verglichen werden: Fr. Wilken, Geſchichte der Bildung, Beraubung und Vernichtung der alten Heidelberger Bücherſammlungen. Heideld. 1817. 8. — Nicht unverdienſtlich iſt folgende Sammlung: Denkmäler altteutſcher Dichtkunſt, beſchrieben und erläutert von J Joach. Eſchenburg. Bremen, 1799. 8 — Als Berichtigung und Ergänzung der Maneſſiſchen Sammlung gab heraus: Geo. Fr. Benecke, Beiträge zur Kenntniß der altteutſchen Sprache und Literatur. B. 1, Theil 1, mit dem beſondern Titel: Ergänzung der Sammlung von Minneſingern. Gött. 1810. 8. — Im modernen Gewande behandelte die Minneſänger: Wilh. Müller, Blumenleſe aus den Minneſängern. Berl. 1816. 8. — Ueber die Jenaiſchen Handſchriften, welche, außer dem Kriege auf der Wartburg und einigen altſchwäbiſchen Liedern, mehrere geiſtliche Gedichte enthalten, verbreitete ſich: Baſ. Bernh. Chſt. Wiedeburg, ausführliche Nachricht von einigen altteutſchen poetiſchen Manuſcripten aus dem 13ten und 14ten Jahrhunderte. Jena, 1754. 4. — Aus der Heidelberger Handſchrift (um ein Vierteljahrhundert jünger, als die Maneſſiſche Sammlung), welche mehrere Dichter enthält, die bei Maneſſe nicht vorkommen, gab heraus: J. Görres, altteutſche Volks- und Meiſterlieder. Frkf. 1817. 8., welche zum Theile der Zeit der Meiſterſänger angehören.

ausgegeben und erklärt von den Brüdern Grimm: Der arme Heinrich, von Hartmann von der Aue. Berl. 1815. 8. — Er überſetzte auch ein franzöſiſches Heldengedicht: Jwain.

Wolfram von Eſchenbach, ein pfälziſcher Ritter und Zeitgenoſſe Veldecks, lebte beim Herzog Otto von Oeſtreich. Seine beiden Hauptgedichte ſind: der Titurel und Parzival. — Außerdem ſchrieb er: den trojaniſchen Krieg, ein Gedicht von mehr als 30,000 Verſen, welches die Thaten des Paris und Hectors feiert; und Lieder, welche in der Maneſſiſchen Samml. Th. 1. S. 147 ff. ſtehen.

Walther von der Vogelweide († ums Jahr 1250), ein Ritter aus dem Thurgau. Er beſuchte mehrere Fürſtenhöfe, und ward beſonders vom Herzog Leopold dem Glorreichen von Oeſtreich unterſtützt. Seine Lieder, voll Anmuth, Gefühl und vaterländiſchen Sinn, ſtehen in der Maneſſiſchen Samml. Th. 1, S. 101 ff. und beim Müller, Th. 2.

Heinrich von Ofterdingen, am Ende des 12ten, und am Anfange des 13ten Jahrhunderts. Er ward vom Herzog Leopold von Oeſtreich ſehr begünſtigt, und pries deſſen Charakter und Thaten. Seine Theilnahme an dem dichteriſchen Wettſtreite auf der Wartburg ſ. in der Maneſſiſchen Samml. Th. 2, S. 1 ff.

Nicolaus Klingsohr. Er lebte gleichzeitig mit Eſchenbach und Ofterdingen, mit welchen er an dem Wettſtreite auf der Wartburg Theil nahm. Was er hier an Geſängen gab, ſteht in der Maneſſiſchen Samml. Th. 2. Er beſaß, außer dem dichteriſchen Talente, auch gelehrte Kenntniſſe in der Größenlehre und Sternkunde.

Reinmar der ältere, ein rheinländiſcher Ritter. Er lebte am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, am Hofe des Herzogs Leopold 7 von Oeſtreich, nahm Antheil an dem Dichterkampfe auf der Wartburg (ſ. Maneſſiſche Samml. Th. 2), und dichtete mit zartem Gefühle und

Wohllaut, wie die Ueberreſte ſeiner Lieder zeigen (in der Maneſſ. Samml. Th. 1, S. 61 ff.)

Reinmar der zweter, (vielleicht des vorigen Sohn) hinterließ religiöſe und moraliſche Gedichte. (S. Maneſſiſche Samml. Th. 2, S. 122 ff.)

Der ſogenannte Krieg auf der Wartburg *), ein dichteriſcher Wettkampf, ward im Jahre 1206 bei dem Landgrafen Hermann von Thüringen gehalten. Theilnehmer waren: Veldeck, Eſchenbach, Ofterdingen, Klingsohr, Walter von der Vogelweide, Bieterolf und Reinmar der ältere. Während Ofterdingen den Leopold von Oeſtreich feierte, ſchilderten die übrigen Hermanns Milde und Tapferkeit. Daher der Wettſtreit. Mit dem Beſchluſſe, den Beſiegten aufzuhenken, war es wohl nicht ernſtlich gemeint. Schon war alles vor Ofterdingen verſtummt, als ihn der Eintritt der Landgräfin Sophia aus der Faſſung brachte. Er berief ſich gegen die Vollziehung des Urtheils auf Klingsohrs Entſcheidung, der am Hofe des Königs Andreas von Ungarn lebte, und der deshalb auf die Wartburg beſchieden ward. Er erſchien im Jahre 1207 auf der Wartburg. Der Wettkampf ward, in Gegenwart der landgräflichen Familie, erneuert, und Klingsohr entſchied für Ofterdingen gegen deſſen vorzüglichſten Nebenbuhler Eſchenbach. Beide verſöhnten ſich darauf; die Landgräfin Sophia ſchmückte den Sieger mit einer goldenen Kette. Hermann wünſchte den Kampfrichter Klingsohr bei ſich zu behalten; dieſer aber kehrte zu ſeinem Gönner nach Ungarn zurück.

Gottfried von Straßburg. Er lebte ums Jahr 1232, und überſetzte den Triſtan. (Er ſteht beim Müller, Th. 2). Auch haben ſich moraliſche Lieder von

*) Der Abdruck in der Maneſſiſchen Samml. iſt ſehr unvollkommen. In Jena befindet ſich eine Handſchrift. Nach beiden iſt bearbeitet: Der Krieg auf Wartburg, nach Geſchichten und Gedichten des Mittelalters, herausgegeben v. Aug. Zeune. Berl. 1818. 8. (Wie viel dieſer Ausgabe fehlt; darüber Mone in den Heidelberger Jahrb. 1818, Nov. S. 1116 ff.)

ihm erhalten (in der *Maneſſ.* Samml. Th. 2, S. 183 ff.)

Ulrich von Lichtenſtein war einer der gewandteſten und fröhlichſten Dichter dieſer Zeit. Seine Versmaaſe (ſelbſt das daktyliſche) ſind ſehr leicht und gefällig. (Gedichte von ihm ſtehen in der *Maneſſiſchen* Samml. Th. 2, S. 24 ff.) — Sein *Frauendienſt, oder Geſchichte der Liebe des Ritters und Sängers Ulrich von Lichtenſtein*, ward beſonders herausgegeben v. Ludw. Tieck. Stuttg. 1812. 8. (Vergl. Jen. LZ. 1815, Ergänzungsbl. N. 56.)

Konrad von Würzburg. Er lebte gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, und war einer der fruchtbarſten Dichter ſeiner Zeit. Außer mehrern lyriſchen und epiſchen Gedichten (*Maneſſiſche* Samml. Th. 2, S. 198 ff.) iſt ſein, dem Provenzaliſchen nachgebildeter, *trojaniſcher Krieg* das von ihm vorhandene Hauptwerk. (Zu irren ſcheinen die, welche ihn für den Dichter, oder wenigſtens für den Herausgeber des Niebelungenliedes halten.) Von hohem dichteriſchen Werthe *für ſein Zeitalter* iſt Konrads *Lobgeſang auf die heilige Jungfrau*, zugleich eine Feier der Menſchwerdung Jeſu *).

*) Er erſchien beſonders von W. C. **Grimm**: die goldene Schmiede von Konrad von Würzburg. Aus Gothaiſchen Handſchriften herausgegeben und erklärt. Frkf. am Main, 1816. 8. (Vergl. Jen. LZ. 1818, N. 57.) — Mehreres vom Konrad von Würzburg, und an ere ihm gleichzeitige geiſtliche und didactiſche Gedichte, ſo wie viele Mährchen und Erzählungen enthält der *Koloczaer Coder altteutſcher Gedichte*, herausgegeben von Joh Nepom. Grafen *Mailath* und Joh. Paul *Köffinger*. Peſth, 1817. 8. (wahrſcheinlich aus der reichhaltigen Büchersammlung des Königs Matthias Corvinus von Ungarn.) — Ueberflüſſig war darin der erneuerte Abdruck der ſchon kritiſch herausgegebenen *goldenen Schmiede*, und des *armen Heinrichs*. Schätzbarer iſt die Bekanntmachung der *Wiener Meerfahrt*; *Pfaff Amis*; *Creſcentia* rc. Vergl. die Recenſion (von **Grimm**) in der Leipz. LZ. 1818, N. 172.

Zu dieſem Kreiſe der vorzüglichſten Dichter des ſchwäbiſchen Zeitraumes gehört auch ein Ungenannter, der unter dem Namen: der alt Miſner (der alte Meißner) aufgeführt wird, und von welchem ſich einige liebliche Dichtungen in der Maneſſiſchen und Müllerſchen Sammlung finden; — ſo wie Herr Nithard, wie ihn die Sammlungen nennen (er ſoll von Rüwenthal geheißen haben), von welchem mehrere Lieder (in der Maneſſiſchen Samml. Th. 2, S. 71 ff., und ein Tanzlied in Benecke's Ergänzung der Minnelieder) auf die Nachwelt gekommen ſind.

63.

Fortſetzung.

Nächſt den erhaltenen Ueberreſten der lyriſchen Dichtkunſt, ſind es aber die auf uns gekommenen epiſchen Gedichte, welche uns ein lebendiges Bild von der kräftig aufblühenden Sprache der Dichtkunſt dieſer Zeit vermitteln, und von welchen mehrere, nicht blos dem Stoffe nach, ſchon einem frühern Zeitalter anzugehören, und den nordiſchen Sagen nahe verwandt zu ſeyn *) ſcheinen, wenn gleich die meiſten derſelben im ſchwäbiſchen Zeitraume eine neue Bearbeitung erhielten.

Dahin gehören zunächſt die epiſchen Dichtungen aus dem Sagenkreiſe des Heldenbuches und der Niebelungen. Das Heldenbuch **) iſt eine Blumenleſe teutſcher Heldenſagen von uralter Grundlage und verſchiedenartiger Bearbeitung, das uns nicht in ſeiner urſprünglichen Form, ſondern nur durch Umgeſtaltungen

*) Vergl. Hagen's und Büſchings Muſeum für altteutſche Literatur und Kunſt Th. 2, S. 337 ff.

**) Ueber die Handſchriften des Heldenbuches ſ. Hagen's und Büſchings Einleitung, S. III zu ihren: teutſchen Gedichten des Mittelalters, und Derſelben literar. Grundriß zur Geſchichte der teutſchen Poeſie, S. 2 ff. — Die älteſte Ausgabe deſſelben, ohne Ort und Jahreszahl, erſchien wahrſcheinlich ums Jahr 1477 in Folio; eine ſpätere in Folio zu Straßburg. Einzelne Sagen daraus ſind mehrmals zu Frankfurt, Heidelberg, Augsburg und Nürnberg gedruckt worden.

aus dem zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte bekannt iſt. Es ſtützt ſich auf oſtgothiſche, langobardiſche, fränkiſche und ſächſiſche Sagen, die ſich im Munde des Volkes erhalten hatten. Wenn die Beimiſchung vieler jüngerer wunderbarer Ueberlieferungen und Bilder, und die Sprache ſelbſt für die ſpätere Umgeſtaltung ſpricht; ſo deutet doch der Stamm dieſer Sagen auf Italien hin, und auf Attila's ſturmbewegte Zeiten. Der Otnit, wahrſcheinlich Odoacer, ſtammt aus langobardiſchen, der Hug-und Wolf-Dietrich aus oſtgothiſchen, und der gehörnte Siegfried aus fränkiſchen und rheinländiſchen Sagen. Mehrere dieſer Stoffe ſind auch ins Niebelungenlied übergegangen. Uns liegen Kaiſer Otnit, Hug-Dietrich und ſein Sohn Wolf-Dietrich wahrſcheinlich aus Wolframs von Eſchenbach Bearbeitung, und das Roſengartenlied nach Heinrichs von Ofterdingen ſpäterer Geſtaltung vor *).

Mit dem Otnit und Wolf-Dietrich des Heldenbuches ſteht das altteutſche Epos: König Rother **) (der lombardiſche König Rotharis — Rothhaar — der nach dieſem Epos Pipins Vater, und Großvater Karls des Großen ſeyn ſoll) in einem gewiſſen Zuſammenhange. In dem Stoffe deſſelben ſind langobardiſche und byzantiniſche Sagen verſchmolzen. Es gehört wahrſcheinlich ins zwölfte Jahrhundert, und iſt in Verſen von unbeſtimmter Länge, und unvollkommen gepaarten Reimen gedichtet.

*) Eine Reviſion und Herausgabe aller, zu dem Kreiſe des Heldenbuches gehörenden, Sagen unternahm Fr. Heinr. von der Hagen. Es iſt aber bis jetzt blos der erſte Theil ſeines Heldenbuches zu Berl. 1811. 8. erſchienen, welches ſechs Stücke: Hörnen Siegfried, Etzels Hofhaltung, das Roſengarten-Lied, Alpharts Tod, Ecken Ausfahrt, und Rieſe Siegenot enthält.

**) Dieſes Gedicht ſteht im Th. 1 der teutſchen Gedichte des Mittelalters von Hagen und Büſching, mit einer Einleitung von von der Hagen, in welcher die Hauptfabel im Rother nach dem teutſchen Norden verlegt, und mit der Wilkina-Saga in Verbindung gebracht wird. (Vergl. Recenſion von Grimm, in den Heidelb. Jahrb. 1809, N. 42.)

Allein das wichtigſte epiſche Gedicht dieſer Zeit, das wahrſcheinlich in das Ende des zwölften, oder in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts gehört, bleibt das Lied der Niebelungen; theils wegen der dichteriſchen Einheit, welche im Ganzen in demſelben herrſcht; theils wegen der Haltung der Sprache, beſonders in den beiden erſten Theilen deſſelben; theils weil ſein Stoff rein teutſch iſt, und zunächſt der Rieſenzeit des Attila (Etzel) und ſeinem Kampfe mit den Burgundern in den Rheingegenden angehört, wenn gleich mit dieſem Stoffe mehrere andere ältere, fränkiſche, thüringiſche, ſelbſt gothiſche und longobardiſche Sagen verſchmolzen, wodurch das Niebelungenlied den Sagen im Heldenbuche verwandt iſt, ob es gleich in Hinſicht der vollendetern Form weit über den Dichtungen des Heldenbuches ſteht. Schwer dürfte zu entſcheiden ſeyn, ob (wie Aug. Wilh. Schlegel, im teutſchen Muſeum, 1812, Jan. meinte,) Klingsohr oder Heinrich von Ofterdingen Verfaſſer geweſen ſey; ſo wenig wie aus dem, im dritten Theile vorkommenden, Namen Konrad auf den Konrad von Würzburg zu ſchließen iſt. — Der Stoff iſt die Sage von Siegfried, dem nordiſchen Haupthelden des Epos (er ſtammt aus den Niebelungen — den Nordlanden), der für ſeine geleiſteten Dienſte von Gunthar, dem Könige der Burgunder, deſſen Schweſter Chriemhilde erhält. Allein Brunehilde, Gunthars Gemahlin, bewirkte Siegfrieds Ermordung. Dadurch wird Chriemhilde zur Rache gereizt, und dieſe durch die Erlegung der Mörder ihres Gemahls befriedigt. — Nach der vorhandenen Form zerfällt das Gedicht in drei Theile: Lied der Niebelungen; Chriemhildens Rache; und die Klage. Der dritte Theil iſt aber Anhang, und in einem andern Tone und Versmaaſe gehalten, als die beiden erſten, welche ein geſchloſſenes Ganzes bilden.

Von dieſer teutſchen Ilias gab zuerſt Bodmer (Zürich, 1757. 4) Chriemhildens Rache, die Klage, und Bruchſtücke aus den Niebelungen heraus. Das Ganze er-

ſchien vollſtändig, aber fehlerhaft, in Müllers Sammlung Th. 1. — Fr. Heinr. v. der Hagen gab daſſelbe (Berl. 1807) im modernen Gewande; darauf (Berl. 1810) in der Urſprache (mit 80 Seiten Lesarten), am vollendeteſten aber: Der Niebelungen Lied zum erſtenmale in der älteſten Geſtalt aus der St. Galler Handſchrift, mit Vergleichung der übrigen Handſchriften; 2te Aufl. Bresl. 1816. 8. — Eine proſaiſche Ueberſetzung lieferte Zeune (Berl. 1814); eine metriſche Nachbildung Büſching (1815); ein Gloſſar dazu Arndt (Lüneb. 1815). — Viel Gedachtes ſagt über den Stoff dieſes Gedichts: Aug. Wilh. Schlegel in den Heidelb. Jahrb. 1815, Aug. S. 755 ff. — Gegen deſſen frühern Vorſchlag aber im teutſchen Muſeum (1812), das Niebelungenlied neben dem Katechismus in den Schulen einzuführen, erklärt ſich mit pädagogiſcher Umſicht: Haumann, Soll man dem Leſen des Niebelungenliedes auf unſern Gymnaſien eine beſondere Stunde widmen? in GutsMuths neuer Bibl. für Pädagogik, 1817, St. 1, S. 4 ff. — Nicht ohne Werth iſt F. J. Mone's Einleitung in das Niebelungenlied. Heidelb. 1818. 8. (Vergl. Leipz. L3. 1818, N. 233.) — K. Lachmann, über die urſprüngliche Geſtalt des Gedichts von der Niebelungen Noth. Berl. 1816. 8. (Der Vf. nimmt an, es ſey aus mehrern ältern Rhapſoden entſtanden, mit Anwendung von Wolfs Hypotheſe über den Homer. — Vergl Gött. Anz. 1818, N. 186.) — Die Hypotheſe in folgender Schrift von Karl Wilh. Göttling, Niebelungen und Gibelinen. Rudolſt. 1816. 8. ward geprüft und widerlegt in der Leipz. L3. 1817 N. 86. — Ein Erklärungsverſuch des Niebelungenliedes in geſchichtlicher und dichteriſcher Hinſicht iſt enthalten in Fr. Heinr. von der Hagen, die Niebelungen, ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer. Bresl. 1819. 8.

64.

Fortſetzung.

Nächſt dieſen epiſchen Gedichten, deren Stoffe teutſchen Urſprungs waren, wurden in mehrern andern Epopöen, welche dieſem Zeitraume angehören, von teutſchen Dichtern Stoffe verarbeitet, welche ihnen wahrſcheinlich aus der Provenge und aus Nordfrankreich zukamen, und welche die Teutſchen entweder durch Ueberſetzungen, oder durch Nachahmungen und Umbildungen ſich eigen machten. Dahin gehören die Sagenkreiſe vom Könige Artus, von Karl dem Großen, und vom heiligen Graal.

Eine reiche und ſehr alte Quelle epiſcher Dichtungen für mehrere Völker des Mittelalters, für Britten, Franzoſen und Teutſche, floß aus den Sagen von dem Könige Artus (oder Arthur) und ſeinen Rittern der Tafelrunde. Er ſoll im ſechſten Jahrhunderte Südwallis beherrſcht, die Angelſachſen aus verjährtem Haſſe verfolgt, und vier und zwanzig ſeiner Ritter ſo gleichmäßig geſchätzt und geliebt haben, daß er für ihre Zuſammenkünfte eine runde Tafel beſtimmte, um keinen dem andern vorzuziehen. Wenn gleich die beglaubigte Geſchichte über ihn und ſeine Ritter ſchweigt; ſo lebte doch ſein Lob, und die Feier ſeines Hofes und ſeiner Ritter, in dem Munde der ſpätern Dichter *).

Näher an die Sagen von dem Könige Rother grenzt der Sagenkreis von Karl dem Großen. Dieſer bewunderte Held und Fürſt des Mittelalters gehörte beiden Völkern, den Franzoſen und den Teutſchen, gemeinſchaftlich an; denn er glänzt in der Geſchichte beider. Die erſte dichteriſche Behandlung der Sagen von ihm und ſeinen Paladinen enthalten in der Schilderung ſeines Zuges gegen die Saracenen in Spanien, ſcheint von Südfrankreich ausgegangen, und namentlich aus der latei-

*) Handſchriften der teutſchen Behandlung dieſer Sagen finden ſich zu Wien, Dresden und München. — Altteutſche Gedichte aus den Zeiten der Tafelrunde, aus Handſchriften der k. k. Hofbibliothek von Hofſtäter. 2 Theile. Wien 1811. 8.

niſchen — angeblich von Turpin, Erzbiſchoff von Rheims, verfaßten — wahrſcheinlich aber in Barcellona, dem Mittelpuncte der fränkiſch-ſpaniſchen Mark, mit arabiſch-ſpaniſchen Farben aufgefriſchten Lebensbeſchreibung Karls gefloſſen zu ſeyn *). Zu dieſen Schilderungen der Kampfgenoſſen Karls gehört auch das größere epiſche Gedicht in drei Theilen, wovon blos der erſte: Wilhelm der Heilige von Oranſe, und der mittlere: der Markgraf von Narbonne gedruckt ſind, der dritte aber: der ſtarke Rennewart nur in Handſchriften exiſtirt. Der Markgraf von Narbonne iſt vom Wolfram von Eſchenbach; allein der erſte und dritte Theil wird einem Zeitgenoſſen Eſchenbachs, dem Ulrich von Türheim (oder Türkheim) beigelegt **). — Zu dieſem Kreiſe altfranzöſiſcher Sagen muß auch die Erzählung von Flos und Blankeflos gerechnet werden ***), deren Verfaſſer ſich Herr Flecke, der gute Konrad nennt, und die im Mittelalter weit verbreitet und vielfach bearbeitet ward.

Der dritte Sagenkreis begreift die Sagen vom heiligen Gral in ſich, welcher ſich an die älteren Sagen

---

*) Dieſe Schilderung von Karls ſpaniſchem Zuge ſteht beim Schilter, Th. 2, Abth. 2. In der vorhandenen Form derſelben iſt die Mundart mehr ſchwäbiſch, als fränkiſch. Dieſe Form ſcheint daher von der Bearbeitung eines jüngern Dichters aus dem ſchwäbiſchen Zeitraume herzurühren, der unter dem Beinamen der Stricker aufgeführt wird. — Vergl. Wachler's Vorleſungen, Th 1 S. 69 f.

**) Die beiden erſten Theile dieſes Gedichts gab aus einer Kaſſeler Handſchrift: W J. C. Guſt. Caſparſon, Kaſſel 1781 und 1784. 4. heraus. Der dritte, noch ungedruckte, Theil (in Handſchriften zu Kaſſel und München) ſchildert Wilhelms des Heiligen ſpäteres Lebrn und Mönchsthum.

***) Sie ſteht, (aus der Berl. Handſchrift) in Müller's Samml Th. 2. Für ihre Verbreitung ſpricht, daß, außer einer ſpaniſchen und platteutſchen Bearbeitung, welche letztere Bruns, (aus einer Helmſtädter Handſchrift) in den romantiſchen und andern Gedichten in altteutſcher Sprache, S. 217 — 88. Helmſt. 1798 herausgab, auch Boccaz ſeinen Roman: il Filocolo darnach bildete.

von der Tafelrunde innig anſchließt, und dieſelben in ſich aufnimmt. Dahin gehören folgende epiſche Gedichte:

Der Titurel, oder die Pfleger des Grales. Der heilige Gral bezeichnete die Schüſſel, aus welcher Jeſus, bei der Einſetzung des Abendmahles, mit ſeinen Jüngern geſpeiſet, und in welcher nachher Joſeph von Arimathia das Blut des Gekreuzigten aufgefaßt haben ſoll. Dieſer heiligen Schüſſel wurden geheimnißvolle Wunderkräfte beigelegt, ſo wie die Pfleger des heiligen Grales als eine geheimnißvolle Geſellſchaft erſcheinen. Mit der Schilderung dieſer Geſellſchaft verſchmolz aber die, der chriſtlichen Myſtik urſprünglich ganz fremde und ältere, Sage von den Rittern der Tafelrunde, die durch Opfer für heroiſche Liebe in ihrem Zeitalter ſich ausgezeichnet hatten. So floſſen Ritterthum und Chriſtenthum im Titurel und Parzival zuſammen, in welchen, abgeſehen von der Myſtik des Stoffes, eine Fülle dichteriſchen Lebens herrſcht, wenn gleich das Geſchichtliche des Stoffes, dafern es eins gab, in der dichteriſchen Behandlung völlig unterging, und dieſe nicht einmal diejenige dichteriſche Wahrſcheinlichkeit zuläßt, welche ſich im mythiſchen Epos der Griechen findet. — Der Titurel in ſeiner jetzigen Geſtalt iſt vom Wolfram von Eſchenbach, der, nach ſeiner eigenen Erklärung, dabei dem Provenzalen Guiot folgte, und dieſes Epos mit vieler Liebe behandelte. Es iſt in der That der dichteriſche Mittelpunct der religiöſen Myſtik im Mittelalter *).

Der Parzival (Sohn Gahrumets, der den heiligen Gral erwarb), iſt auch von Wolfram von Eſchenbach, allein in der Haltung der Form vernachläſſigter,

*) Ueber die Handſchriften des Titurel ſ. Hagen's und Büſching's Einleitung zu den teutſchen Gedichten des Mittelalters, S IX f. Gedruckt ward dieſes Epos im Jahre 1477, ohne Angabe des Ortes, in Folio. Ein Bruchſtück deſſelben in Docen's Miſcellaneen, Th. 2, S. 117 ff. — Vergl. Docen's Sendſchreiben an Aug. Wilh. Schlegel über den Titurel. Berl. 1810. 8.

als der Titurel. Er iſt, dem Stoffe nach, dem Titurel nahe verwandt *).

Lohengrin (angeblich Sohn des Parzivals), gehört in denſelben Sagenkreis vom heiligen Gral, weicht im Style weniger vom Titurel, als vom Parzival ab, und ward wahrſcheinlich von einem Unbekannten nach Eſchenbach fortgeſetzt und überarbeitet **).

Iwain, (ein Ritter der Tafelrunde,) nach einem franzöſiſchen Originale bearbeitet von Hartmann von der Aue ***).

Der Triſtan, ein Ritterroman des Thomas von Britannien, vom Gottfried von Straßburg in die ſchwäbiſche Mundart überſetzt, und durch Heinrich von Vribert fortgeſetzt ****).

Der Wigamur, einer der Gefährten des Königs Artus, dargeſtellt in einem Epos, deſſen Verfaſſer nicht näher bekannt worden iſt, dem aber die Sagen von der Tafelrunde und von dem heiligen Gral nicht unbekannt waren *****).

---

*) Ueber die Handſchriften des Parzival ſ. Hagen's und Büſching's Einleitung, S. X. — Gedruckt, zugleich mit dem Titurel, 1477 in fol. und aus der St. Gallener Handſchrift in Müller's Samml. Th. 1. — Ein kleines Bruchſtück daraus, aus der Münchner Handſchrift, in Docen's Miſcellaneen, Th. 2, S. 111 f.

**) Lohengrin. Ein altteutſches Gedicht, nach der Abſchrift des vatikan. Manuſcripts herausgegeben von Glökle und Görres. Heidelb. 1813. 8. (Vergl. darüber Jac. Grimms Recenſ. in den Heidelb. Jahrb. 1813, 8. Sept. S. 849 ff. — und Hagens ꝛc. Muſeum, St. 2.)

***) Dieſes Epos ſteht, unter dem Namen Twein, beim Müller Th. 2 aus der Florentiner Handſchrift — Aus der Inſprucker gab es beſonders heraus mit einem Gloſſar: K. Michaeler. 2 Theile. Wien, 1786 f. 8.

****) Er ſteht aus der Florentiner Handſchrift in Müllers Samml. Th. 2. und in Büſching's und Hagen's Buch der Liebe. 1 Band. (Berl. 1809. 8.) Vergl. die Rec von Grimm in der Leipz. LZ. 1812, N. 62 — 64.

*****) Es ſteht vollſtändig zum erſtenmale gedruckt in Hagen's und Büſching's Samml. Th. 1, mit einer Einleitung von Büſching, nachdem Eſchenburg inſ. Denkmälern aus einer Wolfenbütteler Handſchrift darauf aufmerkſam gemacht hatte.

Der Wigalois, der Ritter mit dem Rade, gehört ebenfalls dem Stoffe nach in den Sagenkreis des Artus, und kam zu den Teutſchen zunächſt aus Frankreich. Das Gedicht nähert ſich am meiſten dem Iwain, und gehört in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts *).

Andere Heldengedichte, welche zu dieſem Sagenkreiſe gehören: Daniel von Blumenthal von dem Stricker, Lancelot von Ulrich von Zazichoven rc., ſind zum Theile noch gar nicht, zum Theile nur in Bruchſtücken gedruckt **).

Neben dieſen epiſchen Dichtungen mit Stoffen aus den angeführten großen Sagenkreiſeu altteutſchen und brittiſch-franzöſiſchen Urſprungs, kleideten auch einzelne Dichter dieſes Zeitraumes einzelne größere epiſche Stoffe des Alterthums ins romantiſche Gewand, und andere entlehnten ihre Stoffe aus einheimiſchen geſchichtlichen Sagen. Stoffe des Alterthums verarbeiteten Heinrich von Veldeck in ſeiner (ſchon angeführten) Aeneide Virgils, und Wolfram von Eſchenbach im trojaniſchen Kriege. Albrecht von Halberſtadt geſtaltete die Metamorphoſen Ovids für den Landgrafen Hermann von Thüringen; doch hat dieſes Werk Albrechts nur in der Umarbeitung von Wickram aus dem ſechszehnten Jahrhunderte ſich erhalten. Bei allen dieſen, aus den Kreiſen des Alterthums entlehnten, Stoffen ſcheinen aber die Sänger dieſer Zeit nicht die klaſſiſchen Meiſter des Alterthums ſelbſt befolgt, ſondern nur die bereits vorhandenen provenzaliſchen Umbildungen derſelben zum Grunde gelegt zu haben. — Unter den Verarbeitungen einheimiſcher geſchichtlicher Sagen verdient zunächſt Herzog

*) Wigalois, der Ritter mit dem Rabe; gedichtet von Wirnt von Gravenberch. Herausgegeben von Geo. Fr. Benecke. Berl. 1819. 8. (mit Vorbericht, Anmerkungen und Gloſſar. — Benecke ſetzt das Gedicht ums Jahr 1212.)

**) Vergl. über ſie die Einleitung zu Hagen's und Büſching's Samml. S. XII f.

Ernſt von Heinrich von Veldeck (ums Jahr 1200) erwähnt zu werden *), wenn gleich der Held dieſes Gedichts als eine ganz mythiſche Perſon in der Behandlung erſcheint, gebildet aus den Thaten und Begebenheiten verſchiedener Helden und Zeitalter, und umgeben mit einem ähnlichen Kreiſe von Dichtungen **). Eine ähnliche Dichtung von Heinrich dem Löwen iſt in der Wolfenbütteler Handſchrift verloren gegangen, und hat ſich blos in der Nachbildung, als Volksbuch, ohne Jahreszahl und Druckort erhalten.

65.

Fortſetzung.

Wenn gleich die lyriſchen und epiſchen Gedichte zunächſt diejenigen ſind, nach welchen der eigenthümliche Charakter und der äſthetiſche Werth der Dichtkunſt in dieſem Zeitraume gewürdigt werden muß; ſo dürfen doch auch die Verſuche im Kreiſe der biographiſchen Legende, der Fabel und der didactiſchen Dichtkunſt, ſo wie einzelne Ueberreſte der Sprache der Proſa und der Beredſamkeit aus dieſer Zeit, nicht ganz übergangen werden, wiewohl ihr äſthetiſcher Gehalt hinter jenen lyriſchen und epiſchen Formen zurück bleibt. Dabei gilt die Bemerkung, daß mehrere Dichter dieſer Zeit, aus Abneigung gegen die aus dem Heldenkreiſe ſtammenden Stoffe, abſichtlich Stoffe aus der chriſtlichen Mythologie wählten ***).

So gehören der heilige Georg des Reinbot von Doren ****) und Barlaam und Joſaphat

*) Vollſtändig in Hagen's und Büſching's Samml. Th. 1.

**) Ueber die geſchichtlichen Perſonen, welche als der Held dieſes Epos betrachtet werden können, ſ. die Einleitung von von der Hagen zu der Mittheilung dieſes Gedichts in der genannten Sammlung.

***) Vergl. Mone in der Rec. des Barlaam und Joſaphat, in den Heidelb. Jahrb. 1819, N. 68, S. 1076 f.

****) Abgedruckt in v. der Hagen's und Büſching's Samml. Th. 1. mit Einleitung von von der Hagen.

von Rudolph von Montfort*) ins Gebiet der frommen biographiſchen Legenden; Salomon und Markolf**) (oder Morolf) in den Kreis der ſatyriſchen Erzählungen und Schwänke; der König Tyro von Schotten***), und der Winsbeck und die Winsbeckin****) zur didactiſchen Dichtkunſt. Zu den beſſern Erſcheinungen des ſchwäbiſchen Zeitalters, und dem Kaiſer Friedrich 2 zugeeignet, gehört das Spruchgedicht „Beſcheidenheit" des Meiſter Freidank, deſſen Name nicht als Familienname, ſondern als Bezeichnung ſeines Inhalts zu betrachten iſt; ein Gedicht voller einzelner Sittenſprüche, nach Art und Weiſe der griechiſchen und morgenländiſchen Gnomen *****). — Eben ſo iſt die Fabelnſammlung

---

*) Barlaam und Joſaphat von Rudolph von Montfort. Rudolph, von Montfort benannt, weil er ein Dienſtmann des Herzogs von Montfort war, gehörte zu den fruchtbarſten Dichtern ſeiner Zeit, der außer dem Barlaam mehrere größere Gedichte hinterließ (z. B. eine in mehrern, ſehr ungleichartigen, Handſchriften vorhandene Weltchronik nach dem Plane des Gottfrieds von Viterbo). Rudolph iſt kein glänzender Dichter, wie Wolfram von Eſchenbach, kein lieblicher, wie Gottfried von Straßburg, auch nicht ſo eindringlich, wie Hartmann von der Aue. Bei ihm haben Stoff und Form eine beſcheidene Natürlichkeit und gleichmäßige Haltung. Er neigt ſich hin zur Behandlung ernſthafter religiöſer Stoffe. So iſt die Legende von Barlaam die Erzählung einer chriſtlichen Miſſion und Bekehrung, die von dem Vf. ins dritte chriſtliche Jahrhundert geſetzt wird. Dieſes Gedicht, in welchem ſich viele Allegorieen und Parallelen, ſelbſt mit Benutzung der Evangelien finden, gab, mit Grundlegung einer Königsberger Handſchrift und mit Benutzung einer zweiten Königsberger und Berliner, heraus: Barlaam und Joſaphat von Rudolph von Montfort, mit einem Wörterbuche verſehen von Fr. Karl Köpke. Königsb. 1818. 8. (Vergl. Leipz. LZ. 1819, N. 261 f.)

**) in Hagen's und Büſching's Samml. Th. 1, von von der Hagen.

***) in der Maneſſiſchen Samml. Th. 2., S. 248; auch beim Schilter, T. 2, Abth. 2.

****) in der Maneſſ. Samml. Th. 2., S. 251, und beim Schilter, T. 2, Abth. 2.

*****) Die ältere ſchwäbiſche Darſtellung deſſelben hatte durch Sebaſtian Brants Umarbeitung (Straßb. 1508. 4.) gelitten. Aus einer Straßburger Handſchrift, die ſich von Brants Bearbeitung nicht weit entfernt, ward dieſes Gedicht in der Müllerſchen Sammlung Th. 2 abgedruckt.

aus dem dreizehnten Jahrhunderte, des Bonerius Edelſtein, eine erfreuliche Erſcheinung aus dieſer Zeit, wenn gleich mehrere Stoffe dazu aus dem Aeſop und provenzaliſchen Vorgängern genommen wurden *). — Eine bunte Miſchung von Sittenſprüchen, ſatyriſchen Schilderungen, Fabeln, Schwänken und andern Erzählungen enthält die (im Jahr 1300 vollendete) Sammlung, welche Hugo von Trymberg (Schullehrer zu Thürſtadt bei Bamberg) unter dem Namen der Renner zuſammentrug **).

In der teutſchen Proſa zeigen ſich die erſten Spuren im vierzehnten Jahrhunderte. Dahin gehören (1343) die Ueberſetzung der Bibel aus der Vulgata von Matthias von Behaim ***) in Halle; die Heſſiſche Chronik von Riedeſel († nach 1341), welche Schmincke in die monimenta hassiaca nach Gerſtenbergers Auszuge aufnahm; die Elſaßiſche Chronik von Jacob Twinger aus Königshofen (um 1386), welche Schilter verbeſſert (Straßb. 1698. 4) herausgab; und die Predigten und Erbauungsſchriften des Straßburger Dominicaners Johann Tauler († 1361), welche in der Sprache des tiefen Gefühls zwar einen Anſtrich von Myſticismus, zugleich aber

*) Nach mehrern ältern Ausgaben, erſchienen Boner's Fabeln (92) von Bodmer und Breitinger 1757 zu Zürich herausgegeben: Fabeln aus den Zeiten der Minneſänger. — Dann: Boner's Edelſtein, in 100 Fabeln, mit Varianten und Worterklärungen von J. J. Eſchenburg. Berl. 1810. 8. — Die beſte Ausgabe iſt von Georg Fr. Benecke: der Edelſtein, getichtet von Bonerius. Berl. 1816. 8.

**) Dieſes Gedicht erſchien Frankf. a. M. 1549 in Folio. — Ueber die Wolfenbüttelſche Handſchrift deſſelben gab Bruns Nachricht im Bragur, Band 6, Abth. 2, S. 206. — Leſſing's beabſichtigte Ausgabe deſſelben iſt nicht erſchienen. Eine Handſchrift des Renners befindet ſich auf der Leipziger Univerſitätsbibliothek.

***) Eine Handſchrift ſeiner Verteutſchung der vier Evangeliſten beſitzt die Leipziger Univerſitätsbibliothek. — Hier verdient auch genannt zu werden: Ernſt Hennigs hiſtoriſch-kritiſche Würdigung eines anſehnlichen Theiles der Bibel aus dem 14ten Jahrhunderte (aus dem teutſchen Ordensarchive). Königsb. 1812. 8.

auch das damalige erſte Gepräge der teutſchen geiſtlichen Beredſamkeit an ſich tragen, wenn gleich in den zahlreichen ſpätern Ausgaben ſeiner Schriften die Sprache derſelben einer jüngern Zeit angepaßt ward.

66.

Fortſetzung.

Wahrſcheinlich aber gehört ſchon ins eilfte Jahrhundert das älteſte bis jetzt aufgefundene Denkmal der Sprache der Beredſamkeit bei den Teutſchen, in den Bruchſtücken aus Predigten über bibliſche Sprüche. Die Mundart iſt die fränkiſche, aber ſehr verſtändlich. (Sie ſtehen in Eckharti Commentar. de rebus Franciae orientalis, T. 2, p. 942. Vergl. Bouterwek, Th. 9, S. 89 ff)

In Hinſicht der öffentlichen teutſchen Verfaſſung verdient es der ehrenvollſten Erwähnung, daß der hohenſtaufiſche Kaiſer Friedrich 2, wiewohl in Italien erzogen und gebildet, doch, bei ſeiner Anweſenheit in Teuſchland, (1235) zu Mainz den Landfrieden in teutſcher Sprache niederſchreiben ließ *). Weniger durfte es befremden, daß der teutſche König Rudolph 1 die teutſche Sprache in den Urkunden des Reiches einführte, weil er keine andere Sprache verſtand. — In altſächſiſcher Sprache iſt auch das Braunſchweigiſche Stadtrecht vorhanden **), welches Kaiſer Friedrich 2 im Jahre 1232 beſtätigte.

Dieſem Zeitalter, wo bereits das römiſche und canoniſche Recht über Teuſchland ſich verbreitete, gehören —

*) Gottfridus monachus, apud Freher. T. 1. p. 400: „Anno 1235 curia celeberrima indicitur, ubi fere omnibus principibus regni teutonici convenientibus pax juratur, vetera jura stabiliuntur, nova statuuntur, et teutonico sermone in membrana scripta omnibus publicantur.“

**) in Leibnitii scriptt. rer. Brunsv. T. 3, p. 434 — 46.

wahrſcheinlich um durch das fremde Recht die ältern einheimiſchen Gewohnheitsrechte nicht ganz verdrängen zu laſſen — zwei Privatſammlungen der altteutſchen Gewohnheitsrechte an: der Sachſenſpiegel, durch Ecco von Repgow ums Jahr 1219 fürs nördliche, und der Schwabenſpiegel, während der Zeit des Zwiſchenreiches, fürs ſüdliche Teutſchland. Beide wurden bald bei der Gerichtspflege angewandt, ob ſie gleich ſo wenig, wie das fremdher gekommene Recht, eine öffentliche Beſtätigung erhielten. (Die beſte Ausgabe des Sachſenſpiegels iſt von C. W. Gärtner, Leipz. 1732. Fol. Vorher von Chſtph. Zobel und Loß. Leipz. 1545. Fol. und von Jac. Fr. Ludovici, Halle, 1720. 4. — Der Schwabenſpiegel, wahrſcheinlich von einem Geiſtlichen geſammelt, der auch den Sachſenſpiegel und altbayriſche und alemanniſche Geſetze benutzte, weil viele Rechtsgewohnheiten dem geſammten Teutſchlande gemeinſchaftlich waren, obgleich die Grundlage deſſelben das ältere jus franconicum bildet, ward von Ant. Sorge unter dem Titel: Land- und Lehnrechtsbuch, Augsb. 1480. Fol. und von Berger, Leipz. 1726. 4 herausgegeben, Er ſteht auch, von Scherz redigirt, in Schilteri Thesaur. T. 2. unter dem Titel: jus provinciale alemannicum, alias sub nomine speculi suevici comprehensum. — Beide haben zugleich als Ueberreſte der alten Geſetz- und Gerichtsſprache im nördlichen und ſüdlichen Teutſchlande bedeutenden Werth.) In das dreizehnte Jahrhundert gehört auch das altfrieſiſche Geſetzbuch, welches unter dem Titel: Aſega-Buch, altfrieſiſches Geſetzbuch der Rüſtringer, überſetzt nnd erklärt von T. D. Wiarda, Berl. 1805, 4 herauskam.

In Verſen erſchien in dieſer Zeit von einem Wiener, Johann Enenkel, († ums Jahr 1250) eine Chronik unter dem Titel: Fürſtenbuch von Oeſtreich und Steyer, geſchöpft aus Volksſagen und klöſterlichen Urkunden. Sie ward 1618 zu Linz in 8, und 1740 in 12 gedruckt. — Von ſeiner,

abwechſelnd in Proſa und in Reimen geſchriebenen Univerſalchronik, von der Schöpfung bis auf Kaiſer Friedrich 2, iſt blos eine Probe in des Benedictiners Magnus Faus philologiſchem Verſuche über J. Enickels teutſche Univerſalchronik, Neresheim 1793. 8. erſchienen.

67.

Fortſetzung.

Die große Veränderung des häuslichen Lebens und des politiſchen Zuſtandes in Teutſchland nach dem Erlöſchen des hohenſtaufiſchen Kaiſerhauſes äußerte bald einen wichtigen Einfluß auf die teutſche Sprache und Dichtkunſt. Der teutſche Adel vergaß, in dieſer Zeit ſeines Sinkens, der Dichtkunſt; die Züge nach Paläſtina hörten auf, und mit ihnen die Heldenthaten und Abenteuer der teutſchen Ritter; an den teutſchen Höfen verſtummte der milde Ton der Dichtkunſt; nur ſelten erſcheint, daher nach den Tagen des Zwiſchenreiches, ein adlicher Name noch in den Reihen teutſcher Sänger. Dagegen hob ſich ſeit dieſen Zeiten der dritte Stand, und namentlich wurden die Reichsſtädte die Mittelpuncte der Bildung, des Wohlſtandes und des Reichthums. Weil aber alles, in dieſen Zeiten der Selbſthülfe, in Corporationen zuſammentreten mußte, um Eigenthum, Recht und Freiheit zu ſchützen; ſo traten auch die Dichter dieſer Zeit, größtentheils aus dem Bürger= und zum Theile aus dem Handwerkerſtande, doch nicht ohne Antheil einzelner Ritter und Geiſtlichen, ebenfalls zünftig zuſammen, mit Statuten, Geſetzen und Gebräuchen. Das damalige und das ſpätere Zeitalter nannte die Dichter dieſer Zeit Meiſterſänger *),

*) J. Chph. Wagenſeil, von der Meiſterſänger holdſeligen Kunſt, Anfang, Fortübung und Lehrſätzen. Altorf, 1697. 4. iſt auch ſ. commentatio de civitate Norimbergensi, S. 433 sqq. angehängt. — Häßlein, Abhandlung von den Meiſterſängern, im Bragur, Th. 3, S. 17 ff. — D. E. Beyſchlag, Beiträge zur Geſchichte der Meiſterſänger. Augsb 1787. 4. — Jac. Grimm, über den altteutſchen Meiſtergeſang. Gött. 1811. 8. (Dieſe Schrift iſt gegen Docen gerichtet, und behauptet, daß es unrichtig ſey, die Meiſterſänger von

ein Name, der im ſchwäbiſchen Zeitraume denjenigen Rhapſoden beigelegt worden war, welche die Lieder der gleichzeitigen Dichter abſangen und declamirten. Den Meiſterſängern, welche die Stiftung ihrer Einrichtung bis auf das zehnte Jahrhundert, auf Otto's 1 Zeiten, irrig zurückführten, ertheilte bereits der Kaiſer Karl 4 (1378) einen Freiheitsbrief, und das Recht, ein eigenes Wappen zu führen. Ihre Hauptverſammlungsplätze waren Straßburg, Mainz, Nürnberg, Augsburg, Ulm, Heilbronn, Memmingen. Man band ſich an eine ſogenannte Tabulatur, welche zunächſt proſodiſche Vorſchriften für Reim und Sylbenmaas enthielt. Man hielt Singſchulen, öfters in Kirchen, wo dichteriſche Wettſtreite begannen, und der Sieger, nach dem Ausſpruche der Richter, durch Preiſe belohnt ward. Andere Zuſammenkünfte geſchahen in Wirthshäuſern. Allein ſo zunftmäßig auch der Zuſchnitt dieſer Anſtalten war; ſo betrachteten ſich doch die Mitglieder derſelben mehr als eine dichteriſche Geſellſchaft, denn als eine Gilde. Sie nannten ſich ſelbſt nie Meiſter, ſondern nur Liebhaber des teutſchen Meiſtergeſanges*). Unter dieſen zünftigen Verhältniſſen ging freilich der frühere dichteriſche Geiſt unter, und die Stoffe der Gedichte der Meiſterſänger waren theils Gegenſtände des wirklichen Lebens, theils bibliſche Geſchichten, theils geſchichtliche Vorgänge in gereimten Chroniken. Bei großer Fruchtbarkeit dieſer Dichter trägt doch

den frühern Minnedichtern zu trennen, für welche Trennung man nicht einmal eine beſtimmte Zeit anzugeben wiſſe; beide ſeyen ihrem Grundweſen nach identiſch. Vergl. die Rec. in der Jen. LZ. 1813, Ergänzungsbl. N. 45. f.) Die Limburgiſche Chronik, verfaßt von dem Stadtſchreiber Gensbein zu Limburg an der Lahn, wovon 1720 eine N. A. unter dem Namen: fasti Limpurgenses, Wetzlar, 8 erſchien, enthält mehrere Nachrichten und dichteriſche Bruchſtücke, die hieher gehören. Wie allmählig der Uebergang von dem Minnegeſange in den Meiſtergeſang war, erhellet auch daraus, daß Rüdiger von Maneſſe in ſeine Sammlung Erzeugniſſe von Minne- und Meiſterſängern ohne Unterſchied aufnahm.

*) Vergl. Bouterwek, Th. 9. S. 275 ff.

die Mehrheit ihrer Erzeugniſſe nur das Gepräge kraftloſer Reimerei *).

Zu den vorzüglichern dieſer Meiſterſänger gehören: der Satyriker Spervogel **) gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts; der moraliſirende und ſatyriſirende Jude Süßkind ***), wenn anders nicht der Jude blos ein Beiname war; beſonders aber der Mainzer Doctor der Theologie, Heinrich von Meißen, mit dem Beinamen Meiſter Frauenlob († 1318). Wenn er gleich die Minneſänger nicht erreicht; ſo nähert er ſich doch denſelben in den Schilderungen der Liebe Gottes, der Frauenliebe, und der Feier der h. Jungfrau. Im Ganzen herrſchen aber in ſeinen Erzeugniſſen der Lehrton und eine allegoriſche Myſtik vor ****). Zu ſeinen Hauptarbeiten gehören eine Umſchreibung des hohen Liedes und die Ueberſetzung der hohen Offenbahrung. Die Sage läßt ihn von tugendhaften Frauen zu Grabe tragen. Weniger Dichter, als Frauenlob, war Meiſter Regenbogen †) in den Rheingegenden, anfangs ein Schmidt, der aber ſein Handwerk aufgab, um nothdürftig, wie er ſelbſt ſagt, von der Dichtkunſt zu leben. Mehr, als dieſe Dichter, näherte ſich der Zürcher Hadlaub ††) (Hadloub) den ältern Min-

*) Man vergleiche das Meiſtergeſangbuch in Müllers Sammlung, Th. 2. — Die Meiſterſänger ſtellten ſich ſelbſt den frühern ritterlichen Minneſängern dadurch gleich, daß ſie in ihre ſogenannten Geſangbücher die Lieder der Minneſänger aufnahmen, ſobald dieſelben ihren Melodieen entſprachen. — Es iſt zu wünſchen, daß der bei der Schuſterzunft zu Colmar gefundene Codex alter Minne- und Meiſterlieder (Bragur Th. 1, S. 380) gedruckt werde.

**) Von ihm Gedichte in der Maneſſiſchen Samml. Th. 2, S. 226 ff.

***) in der Maneſſiſchen Samml. Th. 2, S. 177.

****) in der Maneſſ. Samml. Th. 2, S. 213. Vergl. Docen's Miſcell. Th. 2, S. 278. Docen legt mehreres, was ſonſt dem Konrad von Würzburg zugeſchrieben ward, dem Frauenlob bei.

†) Gedichte von Regenbogen ſtehen unter denen von Frauenlob, mit welchem er wetteiferte, in der Maneſſ. Samml.

††) Vergl. Maneſſ. Samml. Th. 2, S. 135.

neſängern, beſonders in ſeinen Sagen über unglückliche Liebe. Ihm am nächſten ſtehen in dieſer Hinſicht die Meiſtergeſänge des Prager Doctors der Theologie Heinrichs von Muglin (ums Jahr 1369), und des Muſkablüt *) (ums Jahr 1400). Unter den didactiſchen Dichtern dieſer Zeit (am Ende des vierzehnten Jahrhunderts) dürfte dem Heinrich, der Teichner genannt, der Vorzug gebühren **).

Mit der Erweiterung des teutſchen Völkerlebens gewann auch die teutſche Dichtkunſt an Erweiterung, wenn gleich nicht an Fortbildung. Alte Nachrichten gedenken der Bußlieder, welche die Secte der Geißler (Flagellanten im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts bei ihren Zügen ſangen. Auch mehrere Kriegslieder aus den damaligen Ritter- und Stadtfehden haben ſich erhalten. So die Schilderung einer Fehde zwiſchen der Stadt Würzburg und dem Biſchoffe des Hochſtifts ***); ſo der von dem Nürnbergiſchen Dichter und Meiſterſänger Hans Roſenblüt gefeierte Sieg der Nürnberger bei Hempach (1450) über die Ritter in der Nachbarſchaft †); ſo die in plattteutſcher Mundart gehaltene Erzählung eines Ungenannten von dem Kampfe der Stadt Soeſt gegen den Churfürſten von Kölln (zwiſchen den Jahren 1437 — 1459) ††); ſo die Beſchreibung des letzten Feldzuges des Herzogs Karl des Kühnen von Burgund gegen die Schweizer von Hans Eberhard Tüſch †††); ſo Veit

*) Von v. Muglin ſteht ein ſatyriſches, und von Muſcablüt ein zartes Liebesgedicht im Muſeum für altteutſche Literatur und Kunſt, Band 2, H. 1, S. 29 und S. 189.

**) Er lebte meiſtens zu Wien. — Seine Spruchgedichte ruhen noch in Handſchriften; es ſollen gegen 300 ſeyn. Proben aus denſelben gab Docen in den Miſcellaneen Th. 2, S. 228, und Grimm in den altteutſchen Wäldern.

***) abgedruckt in J. Paul Reinhard's Beiträgen zur Geſchichte des Frankenlandes (Bayr. 1700. 8.) Th. 2, S. 261.

†) Ebendaſ. Th. 1, S. 227. Dieſer Dichter verſuchte ſich auch mit Glück in moraliſchen und luſtigen Erzählungen.

††) Eine Probe davon im Bragur, 3 B. S. 397.

†††) Sie erſchien zu Straßb. 1477. in Fol.

Webers Kriegs- und Siegeslieder der Schweizer im burgundiſchen Kriege*); und die Reimchronik des Lucerner Schreibers Nicolaus Schradin vom Kriege gegen den Kaiſer Maximilian I und den ſchwäbiſchen Bund **).

An die Stelle der ältern epiſchen Gedichte traten in dieſem Zeitalter die proſaiſchen Romane und Novellen. Der Sinn für das Abenteuerliche war den Teutſchen geblieben; es fehlte aber die gehaltene dichteriſche Einkleidung und Durchführung. Mehrere dieſer Romane, welche beſonders in der erſten Zeit nach der Erfindung der Buchdruckerkunſt in Teutſchland verbreitet wurden, und den Geſchmack des Zeitalters dafür bewähren ***), waren proſaiſche Umarbeitungen älterer epiſcher Gedichte; andere ſcheinen aus den Ereigniſſen der Zeit und des teutſchen Volks ſelbſt hervorgegangen, einige ausländiſchen Urſprungs geweſen zu ſeyn. Zu dieſen gehören die Meluſine, die Magelone, der Kaiſer Octavianus †) u. a. Selbſt die chronikenartige Behandlung der Geſchichte miſchte, an den dichteriſch-romantiſchen Geiſt einmal gewöhnt und unbekannt mit den Grundſätzen der Kritik, Wahrheit und Dichtung. Dafür ſprechen alle Länder- und Stadtchroniken, die in dieſer Zeit geſchrieben und entweder ſogleich, oder erſt ſpäter gedruckt wurden. So die Gensbeiniſche Limburgiſche, die Twingerſche Elſaſſiſche Chronik, die Thüringiſche von Rothe, und die geſchichtlichen Schriften von Thurmayer (genannt Aventin) über Bayern, von Kantzow über Pommern, ſo

*) in Schillings Beſchreibung der burgundiſchen Kriege, Bern 1743, Fol. abgedruckt.

**) erſchien 1500. in 4.

***) Man vergl. nur Panzers Annalen der ältern t. Lit. — und Görres, teutſche Volksbücher. Heidelb. 1807. 8., ſo wie Brentano's und v. Arnim's Wunderhorn.

†) Dieſe Romane, mit Einſchluß des Triſtan, des Flos und der Blankeflos, und mehrerer anderer wurden im 16ten Jahrhunderte zuſammendruckt, unter dem Titel: das Buch der Liebe ꝛc. Frkf. a. M. bei Feyerabend. 1587. Fol.

Steinhövels Weltchronik (Ulm 1473); Botho's Cronecken der Saſſen (Mainz 1492), vor allem aber das Zeytbuch von Sebaſt. Frank (Straßb. 1531, Fol.). Dieſer Geſchichtsſchreiber, der aus vaterländiſchem Sinne, wie er ſelbſt erklärte, nicht lateiniſch, ſondern teutſch ſchrieb, hatte die erſte Ahnung von einer pragmatiſchen Behandlung der Geſchichte, und bewährte durch freiſinnige Anſichten, daß er den Geiſt des beginnenden Proteſtantismus gekannt, und auf die Darſtellung der Geſchichte übergetragen hatte. Ihm verdient Sebaſt. Münſter mit ſeiner Kosmographey an die Seite geſtellt zu werden, durch welche er die Bahn der Weltbeſchreibung und der Statiſtik brach.

Zu den volksthümlichen Romanen des funfzehnten Jahrhunderts gehört der Till Eulenſpiegel, der wahrſcheinlich zuerſt niederteutſch geſchrieben, dann aber auch ins Hochteutſche überſetzt, öfters gedruckt, und vielfach bearbeitet ward.

Die älteſten übriggebliebenen dramatiſchen Erzeugniſſe ſind Faſtnachtsſpiele, welche ſeit 1450 in Nürnberg gewöhnlich wurden, bearbeitet von zweien Nürnbergern: Roſenblüt (12 Spiele) und Folz (4 Spiele *).

68.

Fortſetzung.

Die großen Umbildungen des öffentlichen Volkslebens in Teutſchland ſeit der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts wirkten mächtig auf die Darſtellungen in der Sprache zurück. Seit Wicliffs und Huſſens Lehren ſank das Anſehen der Geiſtlichkeit und der Mönche, das ſchon vorher durch ihre eigene Sittenloſigkeit ſehr erſchüttert worden war, immer tiefer. Im Gegenſatze gegen ihre Unwiſſenheit, ging der Lichtſtrahl der klaſſiſchen Literatur damals über Teutſchland auf, und erleuchtete zunächſt die jugendlich emporblühenden

*) Proben daraus in Gottſchedš nöthigem Vorrathe zur Geſchichte der teutſchen dramatiſchen Dichtkunſt, Leipz. 1757. S. 11 ff.

teutſchen Hochſchulen. Der Wohlſtand und die Kraft des dritten Standes, beſonders in den Reichsſtädten, führten eben ſo zum Luxus, wie zur höhern Entwickelung der geiſtigen Vermögen. Die unermeßlich wichtige Erfindung der Buchdruckerkunſt gab endlich den Ausſchlag.

Ein Bild der großen Sittenveränderung bei den Teutſchen dieſer Zeit gewährte Sebaſtian Brants *) ſogenanntes Narrenſchiff, in welchem alle Stände mit der Schelle erſchienen. Mag immer das dichteriſche Verdienſt dieſer derben Satyre gering ſeyn; ſo ſpricht doch aus derſelben ein gerader, ſchlichter Verſtand und ein kräftiges ſittliches Urtheil. Der Eindruck des Werkes auf ſein Zeitalter war groß; dies bewieſen die 110 Predigten, welche der Straßburger Theolog, D. Johann Gayler von Kaysersberg, wie nach bibliſchen Sprüchen, (1498) über daſſelbe hielt, und die vielfachen Abdrücke, Umgeſtaltungen und Ueberſetzungen deſſelben in andere Mundarten **).

Eine ähnliche weite Verbreitung erhielt die allegoriſch-ſatyriſche Epopöe: Reineke der Fuchs (1498), in welcher der Fuchs die Hauptrolle ſpielt, und welche die Ränke der Höflinge, die Ausſchweifungen der Geiſtlichkeit und der bürgerlichen Stände mit ſcharfer Geiſel rügt. Lang ward Heinrich von Alkmaar für den Verfaſſer gehalten, der ums Jahr 1470 am Hofe des Herzogs Renatus von Lothringen gelebt haben ſoll. Allein ſchon Rollenhagen bezeichnete den Nicolaus Baumann als Verfaſſer, der früher am Hofe des Herzogs Magnus von Jülich als Rath, ſpäter als Profeſſor zu Roſtock ſich befand, wenn gleich auch dieſer nicht der eigentliche Urheber,

*) Brant, geb. 1458 zu Straßburg, ward Prof. der Rechte zu Baſel, Maximilians 1 Rath, und ſtarb 1520 als Syndicus zu Straßburg.

**) Die älteſte bekannte Ausgabe des Narrenſchiffs iſt: Straßb. 1494 4. Es erſchien in vielen Auflagen und Ueberſetzungen. — Gaylers von Kaysersberg Predigten darüber wurden zuerſt (1520) von ſeinem Zuhörer Otfer lateiniſch: navicula s. speculum fatuorum, und dann von dem Franziskanermönche Pauli teutſch herausgegeben.

ſondern nur der Nachbildner eines auswärts entlehnten Originals war, wie der angebliche Heinrich von Alkmaar ſelbſt ſagt, daß er ſeine Bücher aus „wälſcher und franzöſiſcher Sprache" ins Plattteutſche übergetragen habe. Wenn alſo auch gleichzeitig (d. i. ſchon im Jahre 1483) ein ähnlicher Reineke in holländiſcher Sprache erſchien; ſo ſcheint doch auch dieſem, wie dem teutſchen, eine Reihe altfranzöſiſcher Fabeln zum Grunde zu liegen, ſo daß das Gedicht in beiden Mundarten zunächſt nur als Nachbildung erſcheint *).

Noch ſchärfer und bitterer im Tone der Satyre, als beide, im Ganzen aber Brants Nachahmer, war Thomas Murner (geb. 1475 zu Straßburg, ſtarb als Prof. der Theologie zu Lucern), der, ob er gleich die Ausſchweifungen der katholiſchen Geiſtlichkeit züchtigte, doch Luthers Gegner war. Die wichtigern ſeiner Schriften ſind: die Narrenbeſchwörung (zuerſt Straßb. 1512. 4); die Schelmenzunft (auch zuerſt 1512. 4.) **) (entſtanden aus ſeinen zu Frankfurt gehaltenen Predigten); und die Gauchmat (Narrenwieſe), worin er die Männer ſchildert, die ſich durch Weiberliebe blenden laſſen.

Bereits in das Zeitalter der beginnenden Kirchenverbeſſerung gehören zwei Werke, zu welchen die Thaten des Kaiſers Maximilian I Veranlaſſung gaben. Das erſte iſt der Teuerdank ***) von Melchior Pfinzing (geb. 1481 zu Nürnberg, Maximilians Geheimſchreiber, † 1535 als

*) Vergl. Kinderlings Geſch. der niederſächſiſchen Sprache, S. 350 ff. — Dieſes teutſche Volksbuch iſt ſeit 1498 (Lübeck. 4.), in vielen (15) Ausgaben erſchienen. Nach der Lübecker Ausgabe beſorgte Hackmann einen Abdruck zu Wolfenbüttel (1711. 4), und nach der Hackmanniſchen Ausgabe Gottſched einen Abdruck zu Leipzig (1752. 4.) — Die neueſte Ausgabe, in plattteutſcher Mundart — Reineke de Voß — iſt von Voß und Bredow, mit einem Gloſſar. Eutin, 1797. 8. — Nachbildungen lieferten (in Hexametern) Göthe (Berl. 1794. 8. und Th. 10 ſ. Werke), und (in kurzen gereimten Jamben) Soltau (Berl. 1803. 8)

**) Die Schelmenzunft, erſchien auch mit Erläuterungen von W(aldau). Halle, 1783. 8.

***) Joh. Dav. Köler, de inclyto libro poetico Teuerdank. Diss. Altorf, 1717. 4.

Propſt zu Mainz), welcher 1517 zu Nürnberg in Fol. erſchien. Der Held dieſes ritterlichen Gedichts iſt Maximilian, Teuerdank genannt, der von Jugend auf ſeine Gedanken auf abenteuerliche Dinge gerichtet, und den erſten Entwurf zu dem Gedichte ſelbſt gemacht hatte. Der Stoff deſſelben iſt ſeine erſte Vermählung mit der Maria von Burgund. Spätere Ausgaben erſchienen 1519, 1537 und 1692 zu Augsburg in Folio. — Viele Veränderungen aber befinden ſich in den Ausgaben von Burcard Waldis (Frankf. 1553. in Fol.) und von Matthäus Schultes.

Ein Seitenſtück zu dem Teuerdank iſt der Weißkunig, zu welchem Maximilian auch den Plan entwarf, und den ſein Secretär Marcus Treitzſaurwein von Ehrentreitz zuſammenſtellte. Ein Theil dieſes allegoriſchen Gedichts, von geringem äſthetiſchen Werthe, gehört in die Zeit Friedrichs 3; dann wird Maximilians Leben von ſeiner Erziehung an bis zum Ende des venetianiſchen Kriegs geſchildert. Durchgehends werden die geſchichtlichen Perſonen mit allegoriſchen Namen bezeichnet. (Die einzige Ausgabe davon erſchien, nach einer Wiener Handſchrift, in 2 Theilen zu Wien, 1775. Fol. mit vielen Holzſchnitten.)

Dem Stoffe und der Form nach aus ſehr verſchiedenen Zeiten, zum Theile dem folgenden Zeitraume angehörend, wenn gleich mehrere der altteutſchen Dichtkunſt eigenthümliche Gegenſtände und Sagen in denſelben behandelt werden, ſind die Gedichte in folgenden neuern Sammlungen:

Des Knaben Wunderhorn. Altteutſche Lieder, geſammelt von L. A. von Arnim und Clem. Brentano. 3 Theile. Heidelb. 1806 — 1808. 8.

Sammlung teutſcher Volkslieder, mit einem Anhange flammländiſcher und franzöſiſcher, nebſt Melodieen, herausgegeben durch Büſching und von der Hagen. Berl. 1807. 8. (Vergl. Leipz. LZ. 1809, St. 7).

Narrenbuch. Herausgegeben durch Fr. Heinr. von der Hagen. Halle, 1811. 8. (Vergl. Halleſche LZ. 1812, N. 24, und Leipz LZ. 1812, N. 161 — 163).

Die teutſchen Volksbücher, von J. Görres. Heidelb. 1807. 8. (Vergl. Halleſche LZ. 1808, N. 151).

Dritter Zeitraum.

Von Luthers Bibelüberſetzung bis auf die Zeit der beginnenden klaſſiſchen Sprachbildung im Jahre 1740. (von 1534 — 1740.)

69.

Ueberſicht über dieſen Zeitraum.

Mit einem mächtigen, und für die fernſte Zukunft der geſammten europäiſchen Menſchheit nicht zu berechnenden, Einfluſſe war die Kirchenverbeſſerung ins öffentliche Leben der Völker getreten; der große Kampf für die religiöſe und kirchliche Freiheit hatte alle edle Kräfte des Geiſtes aufgeregt, und Luther, einer der ungewöhnlichen Menſchen, die ihrem ganzen Zeitalter vorangehen und ein ganzes Zeitalter aufwiegen, war als Dichter, als Redner auf der Kanzel, als Proſaiker, und als Ueberſetzer der Bibel in teutſche Sprache, der Mann des teutſchen Volkes im höchſten Sinne des Wortes geworden; denn ſo vielſeitig, wie er, hatte noch kein Teutſcher über alle Formen der Sprache geboten; in dieſer Reinheit hatte ſie noch keiner geſprochen und geſchrieben; mit dieſer Würde und Kraft war ſie bis dahin noch nicht gehandhabt worden.

Unläugbar wirkte es auf den neuen Charakter, welchen die teutſche Sprache damals erhielt, bedeutend ein, daß es das heilige Reich religiöſer Wahrheiten, daß es der Kreis der ewigen Ideen des menſchlichen Geiſtes war,

für deren Darſtellung Luther und die, welche mit Geiſtesverwandtſchaft ihm ſich anſchloſſen, die bildſame Sprache der Teutſchen in dieſer denkwürdigen Zeit geſtalteten.

Allein, nach einem kaum dreißigjährigen kräftigen Fortſchritte des teutſchen Volkes zur höhern geiſtigen Mündigkeit, ward dieſer Fortſchritt plötzlich durch die Macht des Reactionsſyſtems aufgehalten, für welches ſelbſt der Kaiſer Karl 5 ſich bewaffnet hatte. Zwar konnte der Sieg bei Mühlberg (1547) nur den ſchmalkaldiſchen Bund, nicht aber den Proteſtantismus ſelbſt vernichten, und wenige Jahre darauf rettete und ſicherte der größte teutſche Fürſt jener Zeit, der ſächſiſche Moritz, im Paſſauer Vertrage (1552) den politiſchen und öffentlichen Charakter der Kirchenverbeſſerung; doch unverkennbar trat ſeit Luthers Tode (1546) bereits ein Stillſtand im höhern geiſtigen Leben der Teutſchen, und namentlich auch in der Fortbildung der teutſchen Sprache ein, wozu, außer den Anſtrebungen des beſonders in die Hände der Jeſuiten gegebenen Reactionsſyſtems, und außer den unfruchtbaren theologiſchen Streitigkeiten, auch der fortdauernde, zunächſt auf das Studium der alten Sprachen beſchränkte Zuſtand der geſammten teutſchen Bildungsanſtalten viel beitrug. Die Gelehrten, von welchen, bei den damaligen Verhältniſſen der einzelnen Stände des teutſchen Volkes gegen einander, (wo namentlich unter dem Adel der im Zeitalter der Hohenſtaufen kräftig aufgeregte Sinn für Wiſſenſchaft und Dichtkunſt faſt ganz erloſchen war,) die freie Fortbildung der herrlichen Mutterſprache zunächſt erwartet werden mußte, zogen den Ausdruck in einer todten Sprache vor, deren Gebiet völlig abgeſchloſſen war, und trennten dadurch von neuem den Kreis der Bildung und des Fortſchreitens der Sprache von dem öffentlichen Volksleben. Die Dichter dieſer Zeit dichteten lateiniſch, und gefielen ſich in der Nachahmung der Ueberreſte des klaſſiſchen Alterthums. Selbſt diejenigen, welche als klaſſiſche Humaniſten galten, ſchrieben ein unbehülfliches, unlesbares, mit Latinismen verbrämtes Teutſch! Wer ſollte, unter ſolchen

Verhältniſſen, der rückwärts ſinkenden Sprache ſich annehmen! *)

70.

Fortſetzung.

Doch mitten unter den Stürmen des 30jährigen Krieges begann in **Schleſien**, das weniger, als das innere Teutſchland, von dieſem Kriege erſchüttert ward, das bis in die erſte Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts zu Polen gehörte, und dann ſeit der Ankunft teutſcher Koloniſten die teutſche Sprache, ſtatt der ſlaviſchen, angenommen hatte, eine neue Blüthe der teutſchen Dichtkunſt. Man nennt dieſen Zeitabſchnitt nicht ohne Grund den **ſchleſiſchen**, weil es Martin **Opitz**, und mehrere ſeiner Landsleute, doch mit Einſchluß des aus Sachſen ſtammenden **Flemming's** und einiger anderer, waren, welche die langvergeſſene Bahn mit neuem glücklichem Erfolge betraten, wenn gleich die meiſten derſelben der höhern ſchöpferiſchen Einbildungskraft ermangelten.

---

*) Hieher gehört das wahre Wort **Bouterweks** (Th. 9, S. 200 f.) über dieſen Zeitpunct: „Die teutſche Sprache kam den teutſchen Gelehrten ſo barbariſch vor, daß ſie ſich ihrer nur aus Noth, im gemeinen Leben, und bei beſonders populären Verhandlungen, bedienten. Dies war die erſte Folge des Studiums der alten klaſſiſchen Literatur in ihren Einflüſſen auf die teutſche. Auf den Schulen und Univerſitäten, die beſtimmt waren, die Wiſſenſchaften empor zu bringen, bildete ſich jener **lateiniſche Pedantismus**, der ſich ſelbſt der geſchmackvollſten Werke des klaſſiſchen Alterthums bediente, eine neue Geſchmackloſigkeit einzuführen. Es iſt bekannt, wie lange ſich dieſe Denkart der teutſchen Gelehrten erhalten hat. Darum hat auch die Menge der Schulen und Univerſitäten in Teutſchland, bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, nicht nur faſt gar nichts zur Bildung des Geſchmackes in der Nationalliteratur beigetragen; **ſie hat ſogar die Fortſchritte dieſer Literatur beinahe um drittehalb hundert Jahre aufgehalten.** Einzelne treffliche Männer ſuchten ein äſthetiſches Band zwiſchen der Gelehrſamkeit und der Literatur in der Mutterſprache anzuknüpfen; **die Schullehrer und Profeſſoren aber blieben ſtolz auf ihren antiteutoniſchen Pedantismus.** Sie würdigten das Studium der teutſchen Sprache und Literatur höchſtens als eine Nebenſache, mit der ſich der Gelehrte allenfalls beiläufig und ohne beſonderes Intereſſe beſchäftigen könne."

Bald aber entfernte ſich der noch unſichere Geſchmack, der in den niederdrückenden politiſchen Verhältniſſen ſeit dem weſtphäliſchen Frieden im teutſchen Reiche keine Aufregung und keinen Stützpunct fand, weil namentlich der Wohlſtand, die Bevölkerungszahl und die Rechte des dritten Standes in jenem Kriege und ſeit demſelben mächtig erſchüttert worden waren, von neuem von dem kaum durch jene Dichter vorgeſteckten Ziele. Hofmannswaldau, Lohenſtein und andere gefielen ſich in einem Schwulſte, der eben ſo nachtheilig auf die zweckmäßige Fortbildung der Sprache wirkte, wie die ihnen folgende waſſerreiche Schule von Neukirch und denen, die ihm huldigten. Unläugbar fehlte es in dieſer ganzen Zeit der teutſchen Nation an hervorragenden Geiſtern in den Kreiſen der Wiſſenſchaft und Kunſt, und ſelbſt die beſſern Köpfe dieſes Zeitraumes reichten nicht an die, die vor ihnen geweſen waren, und die, welche ihnen im achtzehnten Jahrhunderte folgten. Daher konnten auch die im ſiebenzehnten Jahrhunderte entſtandenen Geſellſchaften für die Ausbildung der teutſchen Sprache, bei allem guten Willen für die Reinigkeit derſelben und für die Blüthe der Dichtkunſt, ſo wenig leiſten, weil weder ihre Stifter, noch ihre Mitglieder den innern Beruf hatten, einen neuen Umſchwung in der Welt des Geiſtes zu bewirken. Dazu kam gegen das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts die unſelige Nachahmungsſucht der Franzoſen, und die Aufnahme franzöſiſcher Wörter, Endungen, Redensarten, und Nachbildungen des franzöſiſchen Periodenbaues in die teutſche Sprache, wenn gleich Ludwig 14 auf dem Reichstage für den Erbfeind Teutſchlands erklärt worden war. Vorausgeeilt war Frankreich den Teutſchen allerdings an volksthümlicher Bildung ſeiner Sprache und ſeiner ſchönen Literatur, und ſchon ſeit den Zeiten der provenzaliſchen und nordfranzöſiſchen Dichter war die franzöſiſche ſchöne Literatur, nach Stoff und Form, Vorbild der Teutſchen in vielfacher Hinſicht — und mehr, als die italieniſche, ſpaniſche

und engliſche — geweſen; allein nicht blos die Sprache der Teutſchen, auch Sitten, Verfaſſung, Erziehung und Nationcharakter empfanden bald den traurigen Einfluß, welcher über den Rhein zu den Teutſchen, und beſonders über die höhern Stände kam. Denn damals ſtrömten die Teutſchen nach Paris, als den Mittelpunct des guten Tones und der feinen Welt; damals ward die geglättete Sprache Frankreichs die Lieblingsſprache der höhern Stände, die ſeit dieſer Zeit auf ihre Mutterſprache, zum Theile aus völliger Unkunde derſelben, mit Stolz herabſahen. Während daher in dieſer Zeit die Hochſchulen und übrigen Bildungsanſtalten der Teutſchen im latiniſirenden Pedantismus allen Einfluß auf die höhere Fortbildung der Nationalſprache und auf die Entwickelung und den Fortſchritt des vaterländiſchen Volkes verloren, leiteten franzöſiſche Erzieherinnen die Jugend der höhern Stände ſogleich vom erſten Lallen menſchlicher Töne an nach franzöſiſcher Sitte und in franzöſiſcher Sprache. Nur der, allmählig von der zermalmenden Verwüſtung des dreiſſigjährigen Krieges ſich wieder ermannende, dritte Stand bewahrte ſich am meiſten unter den Teutſchen vor der erſchlaffenden und geiſteslähmenden Nachahmung der Franzoſen; vor der Annahme ihrer ſogenannten feinen, den ſittlichen Charakter in bloße abgeglättete Geſellſchaftsformen verwandelnden, Sitten, und vor dem falſchen Schimmer, den man durch das Sprechen der franzöſiſchen Sprache, auf Koſten der teutſchen Volksſprache, erkaufte.

Doch immer blieben es, gegen das Ende des ſiebenzehnten, und am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, nur Einzelne, welche an die heiligen Rechte und an die Vortrefflichkeit der teutſchen Sprache mit Nachdruck und Würde durch Wort und Schrift erinnerten. Unter ihnen ragt Thomaſius weit hervor, der zuerſt es wagte, in teutſcher Sprache auf teutſchen Hochſchulen zu teutſchen Jünglingen zu reden, und über wiſſenſchaftliche Gegenſtände teutſch zu ſchreiben. Sein Vorgang fand Nachfolger, und bald verdankte die teutſche Sprache dieſen echtteutſchen Män-

nern, beſonders dem Philoſophen Chriſtian Wolff, der in ſeinen teutſchen Schriften wenn auch nicht blühend und anziehend, aber doch gründlich und richtig ſich auszudrücken verſtand, ihre wiſſenſchaftliche Ausbildung. Zwar genas man nur langſam von dem Vorurtheile, daß es eine Schande ſey, richtig und ſchön teutſch zu ſprechen und zu ſchreiben; allein die Zahl derer, welche gegen das Jahr 1740 der teutſchen Dichtkunſt, Beredſamkeit und Proſa einen neuen Umſchwung gaben, vermehrte ſich bedeutend, und die höhere Bildung und Reife, welche ſeit dieſer Zeit der dritte Stand in Teutſchland durch ſelbſtthätige Kraft erreichte, gaben — und dies entſchied für die Folge — dem teutſchen Volksleben eine neue, bis dahin noch nicht gekannte, edlere und höhere Richtung und öffentliche Ankündigung. Dieſe wackern teutſchen Männer, und ausgezeichneten Fürſten auf teutſchen Thronen, welche das Licht der Wiſſenſchaft und Kunſt liebten und beförderten, gaben daher damals den Ausſchlag für die raſche Fortbildung der teutſchen Sprache in dem darauf folgenden Zeitraume.

71.

Ueberſicht über die wichtigſten Sprachdenkmäler in dieſem Zeitraume.

So groß und faſt einzig die Kirchenverbeſſerung in der Reihe der Weltbegebenheiten ſteht; ſo groß und ſeine Zeitgenoſſen an geiſtiger Kraft, an tiefem Gemüthe und an unerſchütterlicher Beharrlichkeit des Willens überwiegend erſcheint auch Luther im geſchichtlichen Gebiete der teutſchen Sprache. Nur dieſe ſeltene Verbindung gleichmäßiger Entwickelung der geiſtigen Vermögen mit gründlicher Gelehrſamkeit bewirkte, daß er eben ſo frei und glücklich über die Sprache der Proſa, wie über die Sprache der Dichtkunſt und Beredſamkeit gebot; daß, wenn er auch viele ältere religiöſe Lieder nur verbeſſerte und aus dem

lateiniſchen überſetzte, doch ſeine *eigenen* entſchieden jene weit übertrafen; daß ſeine *Predigten* gleich ſtark zum Verſtande, wie zum Gefühle und zum Willen ſprachen; daß ſeine *gelehrten Schriften* nicht blos für den Gelehrten ſich eigneten, ſondern auch durch ihre Popularität dem gebildeten Mittelſtande zuſagten; daß ſeine *Volksſchriften* ſich ſo weit verbreiteten und ſo außerordentlich viel bewirkten, und daß ſeine *Briefe* eben ſo herzlich und gutmüthig, als lehrreich waren. Denn Deutlichkeit, Klarheit und Beſtimmtheit der Begriffe, unbeſtechlicher Sinn für das, was er als Wahrheit anerkannte, innige Wärme für Religion, Sittlichkeit und Volksglück, und männliche Kraft und Stärke ſind durchgehends in ſeinen Schriften aufs innigſte vereint. Im höhern Sinne iſt er der *erſte* Proſaiker und der *erſte* Kanzelredner der teutſchen Nation; denn die wenigen Proſaiker und Kanzelredner (Tauler, Gayler) vor ihm ſind nicht mit ihm zu vergleichen. Mögen immer mehrere heftige Aeußerungen und mehrere Derbheiten in einigen ſeiner (beſonders ſpätern) Schriften nicht ganz dadurch entſchuldigt werden können, daß der, ſeiner guten Sache und ſeines großen Zweckes ſich bewußte, Mann oft ſehr gereizt und gewaltſam durch ſeine Gegner aufgeregt ward; ſo darf man doch auch die Zeit nicht vergeſſen, in welcher er ſchrieb, wo der Ton und Ausdruck, den er bisweilen annahm, damals noch nicht ſo ungewöhnlich war, wie jetzt. Man muß vielmehr bei den *zahlreichen* Schriften, die er hinterließ, den Gedankenreichthum, die Richtigkeit und Schönheit des Ausdrucks, und das Gerundete und *Muſikaliſche* ſeines Periodenbaues (er ſelbſt war gründlicher Kenner der Muſik) bewundern, beſonders aber den Reichthum, den Adel und die Würde der Sprache, die er auf ſeine (im Jahre 1534 vollendete) *Bibelüberſetzung* übertrug, die, bei einzelnen verfehlten Stellen und bei einzelnen Archaismen, doch, noch nach den Fortſchritten der teutſchen Sprache in den letzten dreihundert Jahren, ein unerreichtes und unübertroffenes Meiſterwerk der religiöſen Sprachdarſtellung geblieben

iſt *). Beſonders durch dieſe ward die meißniſche Mundart die Grundlage des Hochteutſchen oder der Bücherſprache ſeit der Zeit der Kirchenverbeſſerung.

Es gibt fünf Ausgaben ſeiner ſämmtlichen Werke: die Wittenberger (1539 — 1559), welche die teutſchen Schriften in 12, und die lateiniſchen in 7 Foliobänden, doch mit Weglaſſung der härtern Ausdrücke, enthält; — die Jenaiſche (1555 — 1558), der Wittenberger in der Vollſtändigkeit entgegengeſetzt und nach der Zeitfolge geordnet, in 8 teutſchen und 4 lateiniſchen Foliobänden (zu beiden Ausgaben gehören die zwei Ergänzungsbände von Aurifaber, Eisleben, 1564 f.); — die Altenburger (von Sagittarius 1661 — 1664 in 10 Foliobänden beſorgt; vollſtändiger als die Jenaiſche, aber blos die teutſchen Schriften enthaltend); — die Leipziger (1729 — 1740, in 23 Foliobänden); — und die Halleſche (von J. Geo. Walch geleitete, 1737 — 1753, in 24 Quartbänden). —

Unter den neuern Auszügen aus Luthers Werken verdient der von F. W. Lomler (3 Theile, Gotha, 1817. 8.) und von K. Gtll. Bretſchneider (Luther an unſere Zeit, Erfurt, 1817, 8.) Berückſichtigung. — Außerdem Aug. Jac. Rambach, über Luthers Verdienſte um den Kirchengeſang. Hamb. 1813. 8.

J. Geo. Palm, Hiſtorie der teutſchen Bibelüberſetzung Lutheri, von dem Jahre 1517 an bis 1534, herausgegeben mit Anmerk. v. J. Melch. Götze. Halle, 1772. 4.

Georg Wilh. Panzer, Entwurf einer vollſtändigen Geſchichte der teutſchen Bibelüberſetzung Luthers vom Jahre 1517 an bis 1581. Nürnb. 1783. 8.

Dietrich v. Stade, Erläuter- und Erklärung der vornehmſten teutſchen Wörter, deren ſich D. Mart. Luther

*) Schon Conring urtheilte von dieſer Bibelüberſetzung: dixerit merito, ex isthac versione nos Germanos recte scribere et loqui emendate didicisse.

in Ueberſetzung der Bibel in die teutſche Sprache gebrauchet. 3te verm. Aufl. Bremen 1737. 8.
J. Melch. Göze, Verſuch einer Geſchichte der gedruckten niederſächſiſchen Bibeln vom Jahre 1470 bis 1621. Halle, 1775. 4.
Wilh. Abrah. Teller, vollſtändige Darſtellung und Beurtheilung der teutſchen Sprache in Luthers Bibelüberſetzung. 2 Thle. Berl. 1794 f. 8.

Die Richtung, welche die religiöſe Dichtkunſt in dieſer Zeit erhielt, erhellt aus der Summe von mehr als 33,000 teutſchen Kirchenliedern, die man in dem erſten Viertheile des 18ten Jahrhunderts von ungefähr 500 Verfaſſern zählte. Vergl. Bouterwek, Th. 9. S. 407 f., und Kochs Compend. der t. Lit. Geſch. Th. 2. S. 44 ff. Fr. Ferd. Trgt. Heerwagen, Literaturgeſchichte der evangeliſchen Kirchenlieder. Th. 2. Neuſt. 1792. 8. Gtfr. Lebr. Richter, allgemeines biographiſches Lexicon alter und neuer geiſtlicher Liederdichter. Leipz. 1804. 8. und Aug. Jac. Rambach, Anthologie chriſtlicher Geſänge aus allen Jahrhunderten der Kirche, nach der Zeitfolge geordnet und mit geſchichtlichen Bemerkungen begleitet. 3 Theile — (wovon hieher Th. 2 und 3 gehören.) Hamb. 1817 ff. 8.

72.

Fortſetzung.

Ein mächtiger Kämpfer im Zeitalter der Kirchenverbeſſerung gegen das Papſtthum, gegen die Verfinſterer ſeiner Zeit und gegen allen geiſtlichen und weltlichen Druck, war der teutſche Ritter, Ulrich von Hutten (geb. 1488, † 1523). In ſeinen wenigen teutſchen proſaiſchen und dichteriſchen Schriften herrſcht eine leidenſchaftliche, bittere Satyre; an den epistolis obscurorum virorum hatte er Antheil *).

*) Gtlo. Chſtn. Fr. Mohnike, Ulrich Huttens Jugendleben. Greifswalde, 1816. 8. und Küttners Charakteriſtik teutſcher Dichter, S. 84 ff. Huttens teutſche Gedichte gab Aloys Schreiber, Heidelberg 1810 in 8 heraus.

Auf der Grenze des vorigen und dieſes Zeitraumes der Geſchichte ſteht der Meiſterſänger und Schuhmacher zu Nürnberg Hans Sachs (geb. 1494, † 1576). War gleich ſein Leben zwiſchen ſeinem Handwerke und der Dichtkunſt, deren erſte Kenntniß er dem Nürnberger Leinweber und Meiſterſänger Nunnenbeck verdankte, getheilt; ſo war er doch gewiß der fruchtbarſte Dichter dieſer Zeit, und verſuchte ſich in den verſchiedenſten Formen der Dichtkunſt. Er überſetzte die meiſten Schriften des alten und neuen Teſtaments in teutſche Verſe; er ſchrieb 208 bibliſche und weltliche Komödien, Tragödien und Faſtnachtsſpiele; 1700 Fabeln, Allegorien und Erzählungen, Schwänke und kleinere Gedichte; überhaupt, nach eigener Angabe, 6048 Stücke, wovon aber höchſtens der vierte Theil gedruckt worden iſt. Mit Wärme ſchloß er ſich der Kirchenverbeſſerung an; er ſchrieb die: Wittenbergiſche Nachtigal. — Seine Gedichte bezeugen ein ſeltenes, vielſeitiges Talent, völlige Eigenthümlichkeit in der Behandlung des Stoffes, frommen religiöſen Sinn, ein ſittliches Gemüth, und ernſte Rüge der Thorheiten und Ausſchweifungen aller Stände ſeiner Zeit. Nur darf er freilich nicht überſchätzt werden *).

Geiſtreicher und gelehrter, als Hans Sachs, erſcheint ſein Zeitgenoſſe, der Proteſtant Johann Fiſchart, ein Mann von großem Witze und bitterer Satyre, der aber auch derbe und ſchmutzige Darſtellungen nicht verſchmähte, und zunächſt in ſeiner kühnen und oft ſehr abenteuerlichen und gewaltſamen Behandlung der teutſchen Sprache einzig da-

*) Sal. Raniſch, Lebensbeſchreibung Hans Sachſens. Altenb. 1765. 8. — Er veranſtaltete ſelbſt eine Sammlung ſeiner Gedichte in 3 Büchern (Theilen). Nürnberg 1558 — 1561. Fol. Eine zweite, mit 600 Gedichten vermehrte, Ausgabe erſchien in 5 Theilen. Nürnb. 1570 ff. Fol., und eine dritte in 5 Theilen. Kempten, 1612 ff. 4. — Eine Moderniſirung derſelben verſuchte Büſching: Hans Sachs Gedichte, bearbeitet und herausgegeben, 2 Theile. Nürnb. 1816 f. 8. — Schon früher erſchien ein Auszug aus Hans Sachſens Gedichten von Häßlein. Nürnb. 1781. 8.

ſteht *). Beſonders tragen die Titel ſeiner Schriften ein ſeltſames Gepräge: z. B. affentheuerlich naupengeheurliche Geſchichtklitterung u. ſ. w. 1552 8. (ein komiſcher Roman, dem Rabelais nachgebildet) — Bienenkorb des h. römiſchen Imenſchwarms, ſeiner Hummelszellen, Hurnaußnäſter ꝛc. durch Jeſuwalt Pickhart, des canoniſchen Rechts Canoniſirten. 1579. 8. Er bekämpfte in dem letzten Gedichte beſonders die Sittenloſigkeit der Pfaffen; es erlebte in kurzem viele Auflagen.

Als Dichter von Fabeln, deren Stoffe er theils dem Aeſop und Phädrus nachbildete, theils ſelbſt erfand, und, in einer reinen Sprache, nicht ſelten mit vielen komiſchen Zügen ausſtattete, wenn er gleich bisweilen ins Breite fiel, und die Grenzlinie zwiſchen Fabel und Erzählung nicht ſtreng feſthielt, gehört der proteſtantiſche Kaplan der Landgräfin Margaretha von Heſſen, Burcard Waldis, in dieſe Zeit. In vier Büchern, jedes von hundert Fabeln, erſchien ſeine Sammlung: Eſopus gantz neuw gemacht vnd in Reimen gefaßt. Frkf. am M. 1548. 8. und dann in mehrern Auflagen. Er bearbeitete auch den Teuerdank von neuem, und ſtarb in der zweiten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts. — Im achtzehnten Jahrhunderte ſchrieb Zachariä Fabeln und Erzählungen in Burcard Waldis Manier. Braunſchw. 1771. 8., welche Eſchenburg, nach Zachariä's Tode, in einer zweiten Auflage 1777, bereichert mit einem Anhange der beſten Fabeln von Waldis, herausgab. — Stärker in der Miſchung der Farben, derber im Ausdrucke, und ſchneidender in der Rüge menſchlicher Thorheiten war Erasmus Alberus († 1553) in ſeinen 49 Fabeln (Buch von der Tugend und Weisheit. Frkf. am M. 1550. 4.)

*) Ueber ſein Leben ſind keine ſichern Nachrichten vorhanden; nur weiß man, daß er Doctor der Rechte, und 1586 Amtmann zu Forbach bei Saarbrücken war. Er ſtarb vor 1590.

Höher aber an lebendiger Zeichnung der Charaktere, an Reichthum der Bilder, an Weltkenntniß, Humor und üppigem Witze ſtand Georg Rollenhagen *) (geb. 1542 zu Bernau, † 1609 als Rector zu Magdeburg), der in ſeinem Froſchmeuſeler Magd. 1595. 8. (viele Auflagen bis 1730) zwar den Stoff von Homer's Batrachomyomachie im Allgemeinen zum Grunde legte, das Ganze aber zu einem echtteutſchen, etwas breiten komiſchen Heldengedichte in 3 Büchern, mit vielen Epiſoden, geſtaltete, in welchem er die Thorheiten ſeiner Zeit geiſelte, und dadurch den nächſten Platz nach Reineke dem Fuchs behauptete, auf welchen er nicht ſelten Rückſicht nahm. Der neue Froſchmäuſeler [von Stengel], Köln, bei Pet. Haammer 1796. 8. iſt unvollendet geblieben. — (Karl Lappe gab heraus: Froſchmäuſeler, im Auszuge. Stralſ. 1816. 8).

Nicht ohne lebhafte Einbildungskraft, aber ohne deutliche Begriffe, und in einer unheilbaren Myſtik befangen, ſchrieb der zu Alt-Seidenberg bei Görlitz (1575) geborne Schuſter, Jacob Böhme **) († 1624), neben der Betreibung ſeines Handwerkes, viele, weit über ihren Werth gefeierte, philoſophiſche Schriften, unter welchen ſeine erſte: Aurora (1612) wohl die wichtigſte iſt. (Seine geſammten Schriften erſchienen in 2 Theilen: theologia revelata. Amſterd. 1730. 4. und in 6 Theilen, 1730. 8.)

Nach dem Vorgange der Franzoſen und Italiener vermehrten ſich in dieſem Zeitabſchnitte die Erzeugniſſe der dramatiſchen Dichtkunſt ***); ſie beſchränkten ſich aber zunächſt in Tragödien und Komödien auf bibliſche Stoffe. So namentlich die beiden Nürnberger, Hans Sachs und

*) Ueber ihn: Bragur, Th. 3, S. 427.

**) Ueber ihn: Jacob Böhme, ein biographiſcher Verſuch. Pirna, 1801. 8. und Eberhard im Biographen, Th. 1. Stck. 1. S. 107 ff.

***) Neulich hat Ludw. Tiek, in ſ. teutſchen Theater, 2 Bände. Berl. 1817. 8. verſucht, das altteutſche Theater ſeit Hans Sachs, Ayrer, Gryphius u. a. zu erneuern. Es ſollen ſechs Bände werden.

Jacob Ayrer *), obgleich der letzte auch Gegenſtände der weltlichen Geſchichte bearbeitete. Im letzten Viertheile des ſechszehnten Jahrhunderts erſchienen bereits teutſche Ueberſetzungen der Jphigenia des Euripides, und des Eunuchs des Terenz. Der närriſche Knecht, ſpäter der Hanswurſt genannt, durfte in den echtteutſchen Poſſenſpielen dieſer Zeit nicht fehlen. — Auch das Volkslied ward bis zur Zeit des dreißigjährigen Krieges vielfach angebaut, wie die erſchienenen Sammlungen derſelben (z. B. newer lieblicher Galliardt **), von Nic. Roſth, 2 Thle. Altenb. 1593. 4.) bezeugen. — Zur didactiſchen Dichtkunſt dieſer Zeit gehört das gutgemeinte Lehrgedicht; die Haushaltungskunſt, von dem Kirchenliederdichter Mattheſius zu Joachimsthal ***), und des Elſaſſers Holzwart: Luſtgarten neuer teutſcher Poeterei (Straßb. 1568. Fol.)

Die erſte teutſche Sprachlehre ſchrieb, im Zeitalter der Kirchenverbeſſerung, Valentin Jckelſamer (Teutſche Grammatica etc. 5 Bogen. 8. ohne Jahreszahl und Druckort). — Jhm folgten: Laurentius Albertus, genannt Oſtrofrank (Teutſch Grammatick oder Sprachkunſt ꝛc. Augsb. 1573. 8.); Joh. Clajus aus Herzberg (grammatica germanicae linguae, ex bibliis Lutheri germanicis et aliis ejus libris collecta. Lips. 1578. 8., und dann in vielen Auflagen) und andere. Das erſte teutſche Wörterbuch erſchien, anonym, im Jahre 1480. (Vocabularius, in quo latinum praecedit, et teutonicum subjungitur.) Jhm folgten: Vocabularius teutonicus. Nürnb. 1482. 4., wo im

*) Vergl. Gottſched, in ſ. Vorrathe zur Geſch. der dramat. Dichtkunſt, Th. 1. S. 142 ff.

**) nach einem Volkstanze ſo genannt.

***) Vergl. darüber Kinderling im Bragur, Th. 3. S. 317.

Teutſchen die ſchwäbiſche und fränkiſche Mundart vermiſcht ward; — Vocabularius rerum, von Wenzel Brack. Strasb. 1489. 8. — Dieſe und einige andere übertraf aber das von Joſua Maler: die teutſch Spraach. Alle Wörter, Nahmen und Arten zu reden in hochteutſcher Sprach ꝛc. Zürich, 1561. 4. — Durch eine Sammlung teutſcher Sprüchwörter (zuerſt 1528. 8. gedruckt) machte ſich der Theolog **Johann Agricola** um die Sprache verdient.

73.

Fortſetzung.

Je weniger in den letzten Jahrzehenden des ſechszehnten und den erſten des ſiebenzehnten Jahrhunderts von den, in latiniſirenden Formen faſt ohne Ausnahme untergegangenen, teutſchen Hochſchulen und den einzelnen teutſchen Gelehrten für den Anbau und die Fortbildung der teutſchen Sprache geleiſtet ward; deſto erfreulicher war die Erſcheinung, daß ſeit dem Jahre 1617 **mehrere Geſellſchaften**, nach Art den italieniſchen, zunächſt für dieſen Zweck zuſammentraten, wenn gleich auch ihre Mitglieder mehr durch guten Willen für die große Angelegenheit der teutſchen Sprachbildung, als durch höhere Talente und durch klaſſiſche Erzeugniſſe der Sprachdarſtellung bekannt geworden ſind.

Die erſte dieſer Geſellſchaften war die ſogenannte **fruchtbringende**, oder der **Palmenorden** *), ver-

*) Zur Geſchichte dieſes Ordens gehören: G. P. **Harsdörfer**, die Forpflanzung der hochlöblichen fruchtbringenden Geſellſchaft. Nürnb. 1651; beſonders aber Georg **Neumarks** (des **Sproſſenden**) neuſproſſender teutſcher Palmbaum, oder ausführlicher Bericht von der hochloblichen fruchtbringenden Geſellſchaft. Nürnb. 1668. 8. — Ed. **Geissler**, disquisitio historica de societate frugifera. Lips. 1772 4. — J. Chſtph. **Gottſched**, Einladungsſchrift von der vormaligen fruchtbringenden Geſellſchaft. Leipz. 1755. — J. Mich. **Heinze**, Erzählung von der fruchtbringenden Geſellſchaft. Weimar, 1780. 4. und **deſſen** vermiſchte Nachrichten aus den Acten der fruchtbringenden Geſellſchaft unter dem Schmackhaften (dem Herz. Wilhelm von Weimar). Weimar, 1781. 8.

anlaßt durch Caſpar von Teutleben an der herzoglichen Tafel zu Weimar, und geſtiftet daſelbſt im Jahre 1617. Ihre Stifter waren die drei gemeinſchaftlich regierenden Herzoge von Weimar, Johann Ernſt der jüngere, Friedrich, und Wilhelm, und die beiden Fürſten von Anhalt Ludwig und Johann Kaſimir. Der Fürſt Ludwig von Anhalt ward ihr Präſident, der Verſammlungsort das Schloß zu Köthen, und mehrere teutſche Edelleute traten bei. Ihr Zweck war die Beförderung der Reinheit der teutſchen Sprache, das Aufblühen der volksthümlichen Literatur, und ein Leben im Geiſte altteutſcher Denkart und Tugend. Da jedes Mitglied, um das Nichtsſagende der teutſchen Titelſucht zu beſeitigen, einen beſondern Namen in der Geſellſchaft führte; ſo hätten nur dieſe Bezeichnungen das Koſtbare, Geſuchte und Geſpielte von ſich ausſchließen ſollen. Dazu kam, daß mit dieſer Benennung noch die Annahme eines Emblems aus dem Pflanzenreiche verbunden ward *). Wurden gleich in der Folge Opitz und Gryphius in dieſe Geſellſchaft aufgenommen; ſo fehlte ihr doch Geiſt und Thätigkeit für ihren wohlberechneten Zweck. Sie erloſch im Jahre 1680, ohne ein vollgültiges Zeichen ihres Lebens gegeben zu haben.

Die in Straßburg ums Jahr 1633 gebildete aufrichtige Tannengeſellſchaft verlor ſich ſogleich wieder aus der Geſchichte **).

*) Fürſt Ludwig von Anhalt nannte ſich den Nährenden, und nahm ein ausgebackenes Weizenbrod zum Sinnbilde. Hans Georg von Anhalt nannte ſich den Wohlriechenden, und wählte die Maiblume. Ein anderer hieß der Gemäßigte mit dem Sinnbilde eines Scheffels voll Bohnen; wieder einer der Abtreibende, mit Kümmel; einer der Gekochte, mit Salbei; andere nannten ſich der Klebrichte, der Beregnete, der Faſelnde u. ſ. w.

**) Einer ihrer Stifter war der Elſaſſer Dichter Jeſaias Rempler von Löwenhalt. Von ihm erſchien: erſtes Gebüſch ſeiner Reimgetichte. Straßb. 1647. 4. Wie kräftig er die damaligen politiſchen Verhältniſſe Teutſchlands ſchilderte, ſehe man in den Beiſpielen bei Bouterwek, Th. 9, S. 222 ff.

Für den an ſich löblichen Zweck der Sprachreinigung ſtiftete ein überſpannter Puriſt, ohne höhere geiſtige Bildung und Kraft, Philipp von Zeſen, in Verbindung mit Dietrich Peterſon, zu Hamburg (1643) die teutſch geſinnte Genoſſenſchaft (oder die Roſengeſellſchaft) *). Auch in ihr wurden beſondere Namen angenommen; ſelbſt Frauenzimmer traten als Mitglieder bei. Die Geſellſchaft hörte im Jahre 1705 auf.

Berühmter und dauernder war der gekrönte Blumenorden, oder die Geſellſchaft der Pegnitzſchäfer **), von Harsdörfer und Klai ***) im Jahre 1644 zu Nürnberg geſtiftet. Sie nahm zunächſt Gelehrte in ihre Mitte auf, die ſich Schäfernamen (Myrtil, Damon, Daphnis ꝛc.) beilegten. Sie beabſichtigte Reinheit der teutſchen Sprache und Emporblühen der teutſchen Dichtkunſt. Wenn ſie gleich etwas mehr, als die vorhergenannten Geſellſchaften, leiſtete; ſo hat ſie doch auf das Ganze der teutſchen Sprachbildung keinen Einfluß behauptet. Sie iſt noch nicht ganz erloſchen.

Für eine ähnliche Beſtimmung ward (1660) von dem Dichter und Prediger Johann Riſt zu Pinneberg im

---

*) Der teutſchgeſinnten Genoſſenſchaft Zunft- Tauf- und Geſchlechtsnamen. Wittenb. 1685. 8. fortgeſetzt bis 1705, von Joh. Peisker. — Zeſen's Hauptſchrift iſt ſeine teutſche Metrik unter dem Titel: hochteutſcher Helikon, zuerſt gedruckt 1640. 4te Auflage, 1651.

**) (J. Herdegen, genannt Amarantes), hiſtoriſche Nachricht von des löblichen Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz Anfange und Fortgange. Nürnb. 1744. 8.

***) Harsdörfer († 1658), war ein Mann von ausgezeichneter Beleſenheit und Gelehrſamkeit, aber wenigem Dichtertalente, wie dies ſeine geiſtlichen Lieder in ſeinen Sonntagsandachten, und ſ. Lieder und Sonette in ſeinen Frauenzimmergeſprächſpielen, 8 Th. (Nürnb. 1642 ff.) beweiſen. — Klai (zu Meißen 1616 geb. † 1656), des Vorigen Freund, hatte größeres dichteriſches Talent, als jener, entfernte ſich aber in ſeinen Schäfergedichten und dramatiſchen Producten, in welchen er, noch vor Gryphius, bei den Teutſchen eine neue Bahn brach, zu ſehr von dem guten Geſchmacke.

Holſteiniſchen der Schwanenorden an der Elbe *) geſtiftet, doch ohne derſelben zu entſprechen.

Weit mehr leiſtete bis zu der Zeit, wo die teutſche Sprachbildung ihre allgemeinere Verbreitung im dritten Stande in allen einzelnen teutſchen Staaten erhielt, die von J. Burc. Mencke (1697) geſtiftete und von Gottſched erneuerte teutſche Geſellſchaft zu Leipzig **), welche noch jetzt fortdauert. Mit ihr wetteiferten, doch mit ſehr verſchiedenartigem Erfolge und zum Theile erſt nach dem Jahre 1740 entſtanden, die Jenaiſche teutſche Geſellſchaft †) (1728 von Joh. Albr. Fabricius geſtiftet); die Hamburger ††); die Greifswaldiſche; die Göttingiſche; die Königsbergiſche; die Kieler; die Altorfiſche; die Wittenbergiſche; die Duisburgiſche; die Anhaltiſche;

*) Candorins teutſcher Cimberſchwan, darin des hochlöblichen edlen Schwanenordens Anfang, Zunehmen ꝛc. entworfen. Lübeck, 1665. 8. — Der Stifter, Johann Riſt († 1667), war ein fruchtbarer Dichter von Kirchenliedern. Seine weltlichen Gedichte erſchienen in der Musa teutonica, d. i. teutſche poetiſche Miſcellaneen, Hamb. 1640. 8. und in ſ. poetiſchen Luſtgarten. Hamb. 1638. 8.

**) Zur Geſchichte derſelben gehören: Schediasma de instituto societatis philoteutonico-poëticae. Lips. 1722. 4. — Nachricht von der erneuerten teutſchen Geſellſchaft. Leipz. 1727. und Fortſetzung derſelben bis 1731. — Der teutſchen Geſellſchaft in Leipzig eigene Schriften und Ueberſetzungen in gebundener und ungebundener Schreibart; mit Vorrede von Gottſched. Leipz. 1730. — Der teutſchen Geſellſchaft in Leipzig geſammelte Reden und Gedichte bei dem Eintritte und Abſchiede ihrer Mitglieder; mit Vorrede von Gottſched. Leipz. 1732. — Derſelben Ausarbeitungen und gelehrt. Schriften. 3 Th. Leipz. 1742. — Derſelben Nachrichten und Anmerkungen, welche die Sprache, Beredſamkeit und Dichtkunſt betreffen. Leipz. 1740 ff.

†) Geſetze der teutſchen Geſellſchaft in Jena. 1730. — (G. Stolle), Sammlung der Schriften der teutſchen Geſellſchaft in Jena. Jena, 1732. — Karl Gthe. Müller, Nachricht von der teutſchen Geſellſchaft und der jetzigen Verfaſſung derſelben. Jena, 1753. 8. — Deſſen Schriften der teutſchen Geſellſchaft zu Jena. 2 Th. Leipz. 1754. 8.

††) Weichmann's Poeſie der Niederſachſen, ſonderlich der vormals in Hamburg blühenden teutſch ausübenden Geſellſchaft. 6 Theile. Hamb. 1725 — 1738.

beſonders aber zeichnete ſich die Mannheimer durch die Schriften aus, die ſie in 7 Bänden (1789 ff.) herausgab. — Von der Wiener teutſchen Geſellſchaft iſt nur die Ankündigung derſelben von v. Sonnenfels bekannt geworden. Eben ſo ſind von den teutſchen Geſellſchaften zu Halle, Bremen, Frankfurt an der Oder, Erlangen, Bern, Baſel und Ollmütz weder ihre Verfaſſung, noch ihre Arbeiten zur öffentlichen Kunde gekommen. (Dagegen begannen in dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts die neugeſtifteten teutſchen Geſellſchaften zu Berlin („die Berliniſche Geſellſchaft für teutſche Sprache") und zu Frankfurt am Main („Frankfurter Gelehrtenverein für teutſche Sprache") ein jugendliches friſches Leben.)

74.

Fortſetzung.

Noch vor dem erſten Aufblühen der Dichtkunſt in Schleſien, zeichueten ſich: Georg Rud. Weckhrlin *) (1594 zu Stuttgart gebohren, † zu London) in 3 Gedichtſammlungen (zwei Büchlein Oden und Geſänge, Stuttg. 1618. 8. N. A. Amſterd. 1641. und: geiſtliche und weltliche Gedichte, Amſt. 1648.) durch Zartheit des Tones in ſeinen Sonetten und Idyllen, und durch den Gebrauch feſter Sylbenmaaſe, — ſo wie Joh. Valentin Andreä (geb. 1586, † 1654) in ſ. geiſtlichen Kurzweil, Straßb. 1619. 12. aus **). — Der teutſche Jeſuit Balde († 1668) glänzte blos als lateiniſcher Dich-

---

*) Karl Phil. Conz, Nachrichten von dem Leben und den Schriften Rudolph Weckhrlins. Ludwigsb. 1803. 8.

**) Seybold gab heraus: Selbſtbiographie Joh. Valent. Andreä's, aus dem Manuſcript überſetzt und mit Anmerkungen begleitet. Winterthur, 1799. 8. — Vergl. Herder's Vorrede zu (Sonntags Ueberſetzung von) J. Val. Andreä's Dichtungen zur Beherzigung unſeres Zeitalters. Leipz. 1786. 8.

ter *); allein der Jeſuit Friedrich Spee († 1635) dichtete religiöſe Lieder mit tiefem Gefühle **). — Durch eine Sammlung geiſtvoller und witziger Ausſprüche, entlehnt aus frühern und gleichzeitigen Schriftſtellern, machte ſich Zinkgräf (geb. 1591, † 1635) bekannt. (Teutſche Apophthegmata, d. i. der Teutſchen kluge Sprüche. 3 Theile. Mehrere Ausgaben erſchienen; die vollſtändigſte Leipzig 1693. 12.) — In ſcharfen Satyren geiſelte die Thorheiten der Zeit Moſcherosch (geb. 1600, † 1669) unter dem angenommenen Namen: Philanders v. Sittewald wunderliche und wahrhafte Geſichte, 2 Thle. Straßb. 1650. 8.

Allein eine neue Richtung gewann die teutſche Sprache und Dichtkunſt mit dem, durch die Klaſſiker des Alterthums und durch Weltkenntniß gebildeten, Martin Opitz (1597 geb. zu Bunzlau, 1628 von Ferdinand 2 unter dem Namen: von Boberfeld geadelt, † 1639 zu Danzig an der Peſt). Er übertraf ſeine Zeitgenoſſen an tiefer Kenntniß der Sprache, an Einfachheit der Ideen, und an geläutertem Geſchmacke. Sein Ausdruck hat ſeltene Richtigkeit, Leben und Wohlklang, wenn gleich die Tiefe des Gefühls und die Stärke der ſchöpferiſchen Einbildungskraft ihm abgeht. Seine Schrift von der teutſchen Poeterei zeigt, daß er auch die Proſodie zu verbeſſern beabſichtigte. Am liebſten ſchrieb er in Alexandrinern, die aus der gleichzeitigen nüchternen (der Proſa nahe verwandten) franzöſiſchen Dichtkunſt zu den Teutſchen übergingen. — Er verſuchte ſich vielſeitig im Lehrgedichte, im Drama (theils aus dem Griechiſchen und Lateiniſchen überſetzt, theils den Italienern nachgebildet), im

*) Ueber Balde vergl. Herder's Terpſichore. 3 Th. Lübeck, 1796. 8.

**) Seine Gedichte erſchienen zu Kölln, 1664. 12. in der 3ten Aufl. unter dem Titel: Trutz-Nachtigall, oder geiſtlich poetiſches Luſtwäldlein. — Eine neue Ausgabe von J. H. v. Weſſenberg. Zürich, 1802. 8. Die Trutznachtigall, auch Kölln, 1812. 8. und Berl. 1816. 8.

Lobgedichte (z. B. auf den König Wladislav von Polen), in poetiſchen Epiſteln (in ſ. poetiſchen Wäldern), in Oden, Gelegenheitsgedichten, kleinern lyriſchen Ergüſſen, und in Sonetten *).

Opitz hatte auf ſein Zeitalter ſo bedeutend gewirkt, daß viele gleichzeitige und folgende Dichter, beſonders in Hinſicht der Reinheit der Sprache, in der Wahl didactiſcher Stoffe, und im Gebrauche des Alexandriners, nach ihm ſich bildeten. Dahin gehörte Paul Flemming (geb. zu Hartenſtein im Erzgebirge, † 1640 zu Hamburg), ein Mann, welcher die Geſandtſchaft des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holſtein an den ruſſiſchen Zar Michael Feodorowicz (1633), und die ſpätere Geſandtſchaft deſſelben an den Regenten von Perſien nach Iſpahan begleitete. Mehrere ſeiner vorzüglichſten Gedichte wurden auf dieſer Reiſe verfertigt. Erinnert gleich vieles in Flemmings Gedichten an Opitzens Grundſätze und Beiſpiele; ſo ſtand doch Flemming über demſelben an Stärke der Einbildungskraft und Innigkeit des Gefühls. Dies zeigen die lyriſchen Gedichte in ſeinen poetiſchen Wäldern, beſonders ſeine Oden. Auch in der poetiſchen Epiſtel, im Sonett und im Epigramm zeichnete er ſich aus. Geringern Werth haben ſeine Gelegenheitsgedichte. — Eine vollſtändige Sammlung ſeiner mehrmals gedruckten Gedichte erſchien: Naumburg, 1660. 8. —

*) Es darf bei Opitzens Berühmtheit nicht befremden, daß es zwölf Ausgaben von ſeinen Werken gibt. Die erſte veranſtaltete ſein Freund Zinkgräf (Straßb. 1624. 4.); die zweite iſt von ihm ſelbſt: Martini Opitii acht Bücher teutſcher poëmatum ꝛc. Bresl. 1625. 4. — Die vollſtändigſte iſt die zehnte. Bresl. 1690. 8. in drei Theilen, und mit neuem Titel Frkf. und Leipz. 1724. — Von der kritiſchen Ausgabe ſ. Gedichte durch Bodmer und Breitinger, Zürich 1745 8. erſchien blos ein Theil. — In der letzten von Dan. Wilh. Triller, 4 Theile, Frkf. am M. 1746. 8. erlaubte dieſer ſich willkührliche Aenderungen. — Eine treffliche Würdigung Opitzens und einiger ſeiner Nachfolger (v. Logau's, Flemming's, Wernicke's, und Drollingers) von Manſo, ſteht in den Nachträgen zu Sulzer's Theorie ꝛc. Th. 6, St. 1, S. 141 ff.

Nächſt Flemming ſchwang ſich, aus der Opitziſchen Schule, auch Andreas Gryphius (geb. 1616 zu Glogau, † 1664) höher, als Opitz; doch folgte er in ſeinen lyriſchen, didactiſchen und ſatyriſchen Gedichten dem allgemeinen Hinneigen ſeines Zeitalters zur didactiſchen Darſtellung. Beſonders verdienen ſeine Epigramme den Vorzug vor denen von Opitz und Flemming. Allein ſein Hauptverdienſt beſteht in der neuen Richtung, welche er durch ſeine 13 Trauer- und Luſtſpiele der dramatiſchen Dichtkunſt bei den Teutſchen gab, wenn er gleich in mehrern derſelben holländiſchen Muſtern folgte, die er bei ſeinem Aufenthalte in Holland kennen gelernt hatte. Nach mehrern von ihm ſelbſt beſorgten Ausgaben ſeiner Gedichte ſeit 1639, gab ſein Sohn Chriſtian Gryphius eine vollſtändige Sammlung derſelben, Bresl. und Leipz. 1698. in zwei Theilen, 8. heraus.

Wenn der Schleſier Friedrich von Logau (geb. 1604, † 1655 zu Liegnitz) nur durch eine bedeutende Maſſe ihrem Gehalte nach ungleichartiger Epigramme bekannt geworden iſt *); ſo gehören dagegen die Namen der folgenden Dichter zunächſt zur lyriſchen, und zum Theile zur didactiſchen Form: Andreas Scultetus (der ums Jahr 1639 auf dem Eliſabethaneum zu Breslau ſtudirte und im Jünglingsalter ſtarb,) ein glücklicher Nachahmer Opitzens in der lyriſch-didactiſchen Gattung **);

*) Die erſte Ausgabe (Bresl. 1633. 8) erſchien mit dem Titel: teutſche Reimſprüche; die zweite, ſehr vermehrte, (1654) mit dem Titel: Sinngedichte. In beiden unter dem Namen: Salomo v. Golaw. — Im achtzehnten Jahrhunderte erneuerten Leſſing und Ramler ſein Andenken durch die Herausgabe einer Auswahl ſeiner Sinngedichte: Fr. v. Logau's Sinngedichte, 12 Bücher. Leipz. 1759. 8., wo aber Ramler ſich Veränderungen des Ausdruckes erlaubt hatte. Dies war noch mehr der Fall in der ſpätern Ausgabe von Ramler in 2 Th. Leipz. 1791. 8.

**) Sein Andenken erneuerte Leſſing, welcher Gedichte von Andr. Scultetus, aufgefunden von Gottfr. Ephr. Leſſing. Braunſchw. 1771. 8. herausgab. — Sein Hauptgedicht war eine Feier der Auferſtehung Jeſu unter dem Titel: Oeſterliche Triumphpoſaune. — Eine Nachleſe dazu, von J. G. Jachmann. Berl. 1774. 8. und eine zweite Nachleſe von H. Scholz. Berl. 1783. 8.

Auguſt Buchner (Prof. zu Wittenberg, † 1661); Zacharias Lundt *); Simon Dach (Profeſſor zu Königsberg, † 1659) **); Andreas Tſcherning ***) (Prof. zu Roſtock, † 1659); Joh. Riſt †); Jacob Schwieger († nach 1665) ††), Mitglied der teutſchgeſinnten Genoſſenſchaft und des Schwanenordens, und in denſelben unter dem Namen: Filidor der Dorferer, und der Flüchtige bekannt; David Schirmer (Bibliothekar zu Dresden), der zunächſt Lieder, Elegieen, Sonette und Madrigale dichtete †††); Georg Neumark (Bibliothekar zu Weimar, † 1689), durch religiöſe und weltliche Lieder bekannt, die mehr Gemüthlichkeit, als dichteriſchen Schwung verrathen a); Gabriel Voigtländer (Hoftrompeter in däniſchen Dienſten), der derbe Wahrheit nicht ohne witzige Einkleidung vortrug b); und Paul Gerhard (geb. 1606 zu Gräfenhaynichen, † 1676 nach abwechſeln-

---

*) Zachariae Lundii allerhand artige teutſche Gedichte ꝛc. Leipz. 1636. 4.

**) Sim. Dach's poetiſche Werke. Königsb. 1696. 4. (Von ihm iſt das Kirchenlied: O, wie ſelig ſeyd ihr doch, ihr Frommen ꝛc.)

***) Andr. Tſcherning's teutſcher Getichte Früling. Bresl. 1642 8. — Vortrab des Sommers teutſcher Gedichte. Roſtock, 1655. 8.

†) ſchon bei dem Schwanenorden aufgeführt. Sein beſtes Kirchenlied war wohl: O Ewigkeit, du Donnerwort ꝛc.

††) Seine Liebeslieder erſchienen unter dem Titel: die geharniſchte Venus. Hamb. 1660. 12. Dann gab er heraus: des Flüchtigen flüchtige Feldroſen. Hamb. 1655. 8. Wandlungsluſt. Hamb. 1656. 8. und Liebesgrillen, 2 Th. Hamb. 1656. 8.

†††) David Schirmer's poetiſche Roſengepüſche. Dresden, 1657. 8.

a) Geo. Neumark's poetiſches und muſikaliſches Luſtwäldchen. Hamb. 1652 8. in der zweiten Ausgabe: fortgepflanzter muſikaliſch-poetiſcher Luſtwald. Jena, 1657. 8. (Von ſeinen Kirchenliedern iſt: Wer nur den lieben Gott läßt walten ꝛc. in die meiſten Geſangbücher übergegangen.)

b) Gabr. Voigtländer's allerhand Oden und Lieder ꝛc. (mit Muſikbegleitung) Lübeck, 1650. Fol. (Ueber ihn vergl. Bouterwek, Th. 10. S. 216 ff.)

den Schickſalen zu Lübben), einer der vorzüglichſten Kirchenliederdichter dieſer Zeit *).

Selbſt zwei Dichterinnen, vielleicht die erſten auf teutſchem Boden ſeit der Roswitha, gehören dieſem Zeitraume und der Opitziſchen Schule an, wenn ſie gleich nach ihren Verſuchen in der lyriſchen Gattung der Dichtkunſt nicht über das Mittelmäßige ſich erhoben: Sibylla Schwartz (Tochter eines Bürgermeiſters in Greifswalde, die mit 17 Jahren ſtarb **), und die Schleſierin Katharina Regina von Greiffenberg (geborne von Seyßenegg) ***).

Neben der lyriſch-didactiſchen Form ward die Satyre von zwei ausgezeichneten Köpfen in dieſer Zeit angebaut. Johann Wilhelm Laurenberg †) (Prof. zu Soroe, † 1659), ſchrieb vier didactiſche Satyren in niederteutſcher Mundart, in welchen nicht der ſtrafende, ſondern der ſpottende Ton vorherrſcht. Dagegen neigte ſich Joachim Rachel ††) (aus Lunden in Niederdithmarſen,

---

*) Gerhard's Haus- und Kirchenlieder. Berl. 1666. — Von ihm ſind die kräftigen Lieder: Iſt Gott für mich, ſo trete gleich alles wider mich ꝛc. — Ich ſinge dir mit Herz und Mund ꝛc. — O Welt, ſieh hier dein Leben ꝛc. — Sollt' ich meinem Gott nicht ſingen ꝛc. — Wach' auf, mein Herz, und ſinge ꝛc. — Befiehl du deine Wege ꝛc.

**) Ihr Lehrer Gerlach gab die Gedichte derſelben nach ihrem frühen Tode heraus: Sibylla Schwartzin, von Greiffswald aus Pommern teutſche poetiſche Gedichte. Danzig, 1650. 4.

***) Ihr Vetter gab ihre Gedichte ohne ihr Vorwiſſen heraus: Geiſtliche Sonette, Lieder und Gedichte, zu gottſeeligem Zeitvertreib erfunden und geſetzt durch Katharina Regina von Greiffenberg ꝛc. ihr zu Ehren und Gedächtniß, und zwar ohne ihr Wiſſen zum Druck gefördert durch ihren Vetter Hans Rudolph v. Greiffenberg. Nürnb. 1662. 12.

†) De veer olde beröhmede Schertzgedichte, gedrücket in düſſen itzigen Jahr. (erſchienen wahrſcheinlich um's Jahr 1654. Eine neuere Ausgabe zu Kaſſel im Jahre 1750, mit dem Zuſatze: in nedder-dütſch gerymet durch Hans Willmſen, L. Roſt (unter dieſer Bezeichnung trat er auf), ohne Ort und Jahreszahl. Eine hochteutſche Ueberſetzung, Hamb. 1653. — Ausführlich würdigt ihn Bouterwek, Th. 10, S. 237 — 246.

††) Seine zehen ſatyriſchen Gedichte ſind ſeit 1664 in mehrern Auflagen erſchienen, mehrere ohne Druckort und Verleger, aber zu Berlin, und die letzte (1743. 8.) von Wipfel herausgegeben.

† 1669 als Rector zu Schleswig), gebildet durch Juvenal und Perſius, mehr zur ernſten Satyre. Morhof hielt ihn für den erſten Satyriker in der hochteutſchen Sprache. Seine Charaktere ſind nach dem Leben gezeichnet und die Farben etwas ſtark aufgetragen. Doch fällt er bisweilen ins Breite, und in manchem derben Ausdrucke verräth er den Mangel an geläutertem Geſchmacke.

Die epiſche Dichtkunſt dieſer Zeit gedieh zu keiner fröhlichen Blüthe, wenn gleich der gelehrte Philolog Johann Freinsheim († 1642) den Helden Bernhard von Weimar zum Gegenſtande eines Epos in Alexandrinern erhob *); — der öſtreichiſche Freiherr von Hohenberg in der Epopöe: der Habsburgiſche Ottobert, den Rudolph von Habsburg (1664) in demſelben Versmaaſe feierte; und Sebaſt. Wieland **) in dem Helden von Mitternacht die Thaten Guſtav Adolphs epiſch beſang.

75.

Fortſetzung.

Ein neuer Zeitabſchnitt der Dichtkunſt, die ſogenannte zweite ſchleſiſche Dichterſchule, begann mit Hoffmannswaldau. Chriſtian Hoffmann v. Hoffmannswaldau, (geb. 1618 zu Breslau, † daſelbſt 1639 als kaiſerlicher Rath), hatte ſeine reichen natürlichen Anlagen durch Kenntniß der alten und neuen Sprachen und auf vielen Reiſen gebildet. Opitz war das Muſter ſeiner Jugendarbeiten; bald aber neigte er ſich zur Nachahmung der ſchwülſtigen Italiener (Guarini, Marino ꝛc.) hin. Allerdings wohnte in ihm ein tieferes Gefühl, als in Opitz und in den meiſten Sängern aus deſſen Schule;

*) Freinsheim's Geſang von dem Stamm und Thaten des neuen Herkules. Straßb. 1639. Fol.

**) Der Held von Mitternacht, d. i. der allerdurchlauchtigſte, großmächtigſte Fürſt und Herr Gustavus Adolphus, von Gottes Gnaden ꝛc. durch Joan. Sebastianum Wielandum. Heilbronn, 1633. 4.

allein die meiſten ſeiner lyriſchen Schilderungen ſind im höchſten Grade unſittlich, wenn er gleich ſelbſt ein unbeſcholtenes Leben führte. Neben dieſen zügelloſen ſinnlichen Schilderungen, zeigte ſich in ſeinen dichteriſchen Ergüſſen ein verunglücktes Streben nach Witz, nach Bildern, Wortſpielen, Gleichniſſen und Antitheſen. Der Alexandriner blieb auch ihm das liebſte Versmaas. Die große Bewunderung und Nachahmung, die er fand, zeugen theils von dem verdorbenen Geſchmacke ſeiner Zeit, theils beſtätigen ſie es, daß man ſich nach mehr Leichtigkeit und Gewandtheit in der Sprache, und nach mehr Ausdruck des Gefühls in der dichteriſchen Darſtellung ſehnte, als bis dahin von der Opitziſchen Schule geleiſtet worden war. Er gab, in großem Reichthume, galante Gedichte, Hochzeit- und Begräbnißgedichte, Sonette, Lieder und Epigramme; auch führte er die Heroiden in die teutſche Dichtkunſt ein *).

Obgleich der Schleſier Daniel Caſpar von Lohenſtein (geb. zu Nimtſch 1635, † als kaiſerl. Rath zu Breslau 1683) zu Hoffmannswaldau's Bewunderern und Nachahmern in mehrern Formen der Dichtkunſt, namentlich in den Hyacinthen (Begräbnißgedichten), in den Heldengedichten (Heroiden) u. a. gehörte, und an Schwulſt denſelben übertraf; ſo bewährte er doch in ſeinen Gedichten eine höhere ſittliche Reinheit der Darſtellung, und nahm in ſeinen Trauerſpielen den von ihm verehrten Gryphius zum Muſter. Sein vorzüglichſtes Werk war ſein Heldenroman: Arminius und Thusnelda, (fortgeſetzt von ſeinem Bruder Hans Caſpar von Lohenſtein, und, nach deſſen Tode, beendigt von dem Prediger Wagner zu Leipzig,) obgleich auch in dieſem, bei aller Würde der Geſinnung,

---

*) Die älteſte Ausgabe ſeiner Gedichte, von ihm ſelbſt, erſchien Breslau, 1673. — Nach ſeinem Tode ſammelte Benj. Neukirch dieſelben, zugleich mit mehrern Gedichten ſeiner Nachahmer, in 7 Theilen: von Hoffmannswaldau und anderer Teutſchen neuerleſen- und bisher ungedruckte Gedichte. Leipz. 1695 ff. 8. Neue Aufl. Frkf. u. Leipz. 1725. (von Benj. Neukirch) mit einer Vorrede: von der teutſchen Poeſie. —

ſein Styl nicht ſelten aus dem Großen und Erhabenen, nach welchem er ſtrebte, ins Geſuchte und Schwülſtige fiel *).

Mit weniger Schwulſt als Lohenſtein, mit mehr Schicklichkeit und reinerm Sinne als Hoffmannswaldau, im Ganzen aber ohne höheres dichteriſches Talent, verſuchte ſich Chriſtian Gryphius (Sohn des Andreas, † zu Breslau als Prof. am Eliſabethaneum) in geiſtlichen, dramatiſchen, epigrammatiſchen und Gelegenheitsgedichten **).

Ein Anklang der Hoffmannswaldauiſchen Schule findet ſich in den Schriften des von Schottelius gebildeten Herzogs Anton Ulrich von Braunſchweig (geb. 1633, † 1714), der ſich in geiſtlichen Gedichten, in Singſpielen und dramatiſchen Gelegenheitsgedichten, beſonders aber in Romanen verſuchte, unter welchen die römiſche Octavia (1685), und die durchlauchtigſte Syrerin Aramena (1669), wegen der in ihnen enthaltenen Weltklugheit und Anſpielungen auf die Zeitverhältniſſe und das Hofleben, einen weiten Leſekreis in ihrem Zeitalter fanden.

Allein der treueſte Nachahmer Hoffmannswaldau's war der Lauſitziſche Edelmann Heinrich Anſelm von Ziegler und Kliphauſen († 1697), deſſen ausſchweifende Einbildungskraft nicht nur in ſeiner Heldenliebe der Schrift alten Teſtaments in 16 Liebesbegebenheiten (Leipz. 1691. 8. N. A. in 2 Theilen 1706) und in ſeinen Heroiden, ſondern hauptſächlich in dem, von ſeiner Zeit angeſtaunten, Romane: die aſiatiſche Baniſe, oder das blutige doch muthige Pegu. (2 Thle. Leipz.

*) Die neueſte vollſtändige Ausgabe ſeiner Werke: v. Lohenſtein's ſämmtliche geiſt- und weltliche Gedichte, erſchien Leipz. 1733. 8. — Arminius und Thusnelda erſchien zuerſt im Jahre 1689. Die neueſte Ausgabe, mit einer biographiſchen und kritiſchen Vorrede, und mit Kupfern beſorgte Geo. Chriſt. Gebauer: v. Lohenſteins großmächtigſter Feldherr Arminius, oder Hermann, nebſt ſeiner durchlauchtigſten Thusnelda ꝛc. 4 Theile. Leipz. 1731. 4.

**) Vollſtändig erſchienen ſeine Gedichte in der zweiten Auflage ſ. poetiſchen Wälder. 2 Theile. Frkf. und Leipz. 1707. 8.

1688. und vielmals aufgelegt) glänzte. Selbſt auf die wirkliche Geſchichte verſuchte er dieſen verſchrobenen Geſchmack überzutragen in ſeinem: hiſtoriſchen Schauplatze der Zeit *). Ueberhaupt findet ſich in dieſem ganzen langen Zeitraume kein einziger erträglicher Geſchichtsſchreiber in teutſcher Sprache, wenn man am Anfange deſſelben Pantaleons treuherziges Heldenbuch teutſcher Nation, von ihm ſelbſt aus dem Lateiniſchen ins Teutſche überſetzt, (3 Thle. Baſel, 1568—70. Fol.) ausnimmt, obgleich einige Chroniken, z. B. von Rumpf und Tſchudi über die Schweiz, von Lucas David über Preußen, von Spangenberg über mehrere teutſche Länder, u. a. ihrem Stoffe nach für den Hiſtoriker nicht ohne Werth ſind. Die übrigen beſſern Geſchichtsſchreiber wählten die lateiniſche Sprache für ihre Werke; nur am Ende des Zeitraums machte Arnold's Kirchengeſchichte, nach Stoff und Form, eine ehrenvolle Ausnahme.

76.

Fortſetzung.

Das Wichtigſte, was in dieſer Zeit für die wiſſenſchaftliche Bearbeitung der teutſchen Sprache in grammatiſcher Hinſicht geſchah, verdankte ſie, nächſt Zeſen's Helikon, dem gelehrten Juſtus Georg Schottelius († 1676 als Conſiſtorialrath zu Wolfenbüttel), in ſeiner teutſchen Sprachkunſt (Braunſchw. 1641. 8. N. A. 1651), und in ſeiner ausführlichen Arbeit von der teutſchen Hauptſprache in fünf Büchern. Braunſchw. 1663. 4. Als Dichter war er unbedeutend; doch herrſcht in der Nymphe Germania Todesklage (Braunſchw. 1640. 4.) viel vaterländiſcher Sinn **).

---

*) Er wurde nach Ziegler's Tode fortgeſetzt, und erſchien in 3 Theilen. Leipz. 1728 ff. Fol.

**) Auszüge daraus bei Bouterwek, Th. 10. S. 226 ff. — Seine: ausführliche Arbeit ꝛc. theilte er in fünf Bücher, in wel-

Nach ihm erwarb ſich Sigmund von Birken (unter dem Geſellſchaftsnamen des Erwachſenen) durch ſeine Rede-, Bind- und Dichtkunſt (Nürnb. 1679. 12.) einiges Verdienſt; ein weit größeres aber Daniel Morhof († 1691 als Prof. zu Kiel) durch ſeinen Unterricht von der teutſchen Sprache und Poeſie (Kiel 1682. 8. 2te Aufl. von ſeinem Sohne 1702. 3te A. 1718) um die Theorie. Die dramatiſchen Gedichte Birken's und die teutſchen Gedichte Morhof's, meiſtens Gelegenheitsgedichte (3 Theile. Kiel, 1682. 8.), waren ohne äſthetiſchen Werth. Unter Morhof ſtand, als Theoretiker, Chriſtian Weiſe († 1708 als Rector zu Zittau), der mehr Talent, als Geſchmack in ſeinen theoretiſchen Schriften über Poetik und Rhetorik, und in ſeinen Luſtſpielen, Romanen und Gedichten verrieth. — Als Lexikographen verdienen Kaſpar von Stieler († 1707 zu Erfurt) *), Johann Leonhard Friſch († 1743 zu Berlin als Rector des Berliner Gymnaſiums **), und Steinbach ***) einer ehrenvollen Erwähnung.

Der ſchwülſtige Geſchmack der Hoffmannswaldauiſchen Schule war blos während eines kurzen Zeitabſchnitts die Modethorheit der Teutſchen. Allein die waſſerreiche

chen, außer den Lobreden auf die teutſche Sprache, womit er anhebt, die Wortforſchung, die Wortfügung, die Verskunſt, die Sprüchwörter ꝛc. mit vieler Sachkenntniß und Gründlichkeit behandelt werden.

*) Kaſpar von Stieler ſchrieb unter dem Geſellſchaftsnamen des Spaten: der teutſchen Sprache Stammbaum und Fortwachs, oder teutſcher Sprachſchatz ꝛc. Nürnb. 1691. 4.

**) J. Leonh. Friſch, teutſch-lateiniſches Wörterbuch ꝛc. 2 Thle. Berl. 1741. 4. (Dieſer Zeit gehörten auch Schilter, der Herausgeber des thesaurus antiquitatum teutonicarum, — und Wachter, der Verf. des glossarium germ. — an.)

***) Chſtph. Ernſt Steinbach, M. D., vollſtändiges teutſches Wörterbuch, vel Lexicon germanico-latinum, cum praefationibus et auctoris et J. Ulrici König. 2 Part. Bresl. 1734. 8. (Dieſes teutſch-lateiniſche Wörterbuch führt häufig Stellen aus den teutſchen Klaſſikern damaliger Zeit, z. B. Hoffmannswaldau, Günther u. a., nicht ohne Fleiß, an. Es iſt im Ganzen eine Umarbeitung des Werkes von Stieler, das aber dadurch nicht überflüſſig geworden iſt.)

und nüchterne Schule, welche mit Benjamin Neukirch ihre kurze Herrſchaft begann, war eben ſo wenig geeignet, die ſchöne Literatnr der Teutſchen zur Blüthe zu bringen. Den meiſten aus dieſer Zeit genügte ein ziemlich reiner teutſcher Ausdruck, und ein fließender Reim; nur daß ihren Erzeugniſſen die höhere Lebendigkeit des Gefühls und der Schwung der ſchöpferiſchen Einbildungskraft völlig fremd war.

Die Reihe dieſer nüchternen Dichter eröffnete der Schleſier, Benjamin Neukirch (geb. 1665, † 1729 als Hofrath zu Anſpach), in frühern Zeiten ein warmer Anhänger Lohenſtein's und Hoffmannswaldau's, deſſen Schriften er herausgab, der aber, durch den Vorgang der Franzoſen, durch den Umgang mit Canitz und mit der höhern Geſchäftswelt, zur Natürlichkeit in der Dichtkunſt hingeleitet ward. In ſeinen Oden, Satyren, Epiſteln, Elegieen und Schäfergedichten ſind die gemeinſten Gedanken und alltäglichſten Gegenſtände in leichten Reimen zuſammengeſtellt *).

Von gleichem geringen dichteriſchen Gehalte waren die Erzeugniſſe des gelehrten Geſchichtsforſchers J. Burcard Mencke († 1732 als Prof. der Geſchichte zu Leipzig), die er unter dem Namen: Philander von der Linde in vier Theilen herausgab; des Auguſt Bohſe († 1730 als Prof. zu Liegnitz), der den Namen Talander angenommen hatte; des Chriſtian Heinrich Poſtel († 1705 zu Hamburg), welcher viele Singeſpiele für das Hamburgiſche Theater und ein breites Epos: der große Wittekind **), ſchrieb; der (68) Niederſachſen, deren Gedichte Weichmann unter dem Titel: Poeſie der Niederſachſen (in 6 Theilen, 1721—38) herausgab; des Chriſtian Friedrich Hunold ***) († 1721 zu Halle), wel-

*) Gottſched gab Neukirchs Gedichte heraus. Regensb. 1744. 8.

**) herausgegeben von Weichmann. Hamb. 1724. 8.

***) Der, weiter unten genannte, Wernicke hatte Poſtel's Reimereien ſatyriſch angegriffen. Dagegen ſchrieb Hunold (unter dem

cher ſich Menantes nannte; der geiſtlichen Liederdichter: Erdmann Neumeiſter's (Predigers zu Hamburg), und Benjamin Schmolke's († als Inſpector zu Schweidnitz 1737); des Joh. Valent. Pietſch (Prof. in Königsberg) *); des Ceremonienmeiſters und Hofpoeten Johann von Beſſer **), (erſt am Hofe des Churfürſten Friedrich Wilhelms und Friedrichs 3 von Brandenburg, dann am Dresdner Hofe unter Auguſt 2, † 1729); und des Johann Ulrich König (Beſſer's Nachfolgers am Dresdner Hofe † 1744) ***). Unter den damaligen niederſächſiſchen Dichtern erwarb ſich Barthold Heinrich Brockes (geb. zu Hamburg, † daſelbſt 1747 als Rathsherr) eine vorzügliche Stelle durch ſeine religiöſen Cantaten, und durch ſein phyſikotheologiſches Gedicht: irdiſches Vergnügen in Gott ****).

Von dieſem herrſchenden mattherzigen Tone und einſeitigem Geſchmacke machten nur wenige Dichter dieſer Zeit eine ehrenvolle Ausnahme. Zu ihnen gehört: Friedrich Rudolph Freiherr v. Canitz (geb. zu Berlin 1654, † 1699 daſelbſt als geheimer Staatsrath), ein Weltmann, auf Reiſen gebildet, mit ſcharfer Urtheilskraft und Wärme des Gefühls, ein Nachahmer der Franzoſen, mit vieler Gewandtheit des Ausdruckes, doch ohne höhern Schwung der Einbildungskraft. Seine gelungenſten Erzeugniſſe gehören zur Satyre, zur poetiſchen Epiſtel und zur Fabel *****).

Namen Menantes) zu Poſtel's Vertheidigung eine Satyre auf Wernicke: der thörichte Pritſchmeiſter oder ſchwermende Poete. Koblenz, 1704. 8.

*) Joh. Val. Pietſch, geſammelte poetiſche Schriften; herausgegeben von J. Chriſtoph Gottſched. Leipz. 1725. 8.

**) v. Beſſer's Schriften, ausgefertigt von J. Ulr. König. 2 Th. Leipz. 1732. 8.

***) Des Herrn von König Gedichte. Dresden 1745. 8.

****) Seine Gedichte erſchienen in 9 Bänden, Hamb. 1724—48. 8.

*****) Seine Gedichte erſchienen in vielen Auflagen. Anfangs anonym unter dem Titel: Nebenſtunden unterſchiedener Gedichte. Berl. 1760. 8. und erſt 1719 bei der neunten Auflage mit dem Namen von Canitz. Die vollſtändigſte von König. Berl. 1727, und neu aufgelegt 1750 und 1765.

Kräftiger, als Canitz, war der Ton in Chriſtian Wernicke's Sinngedichten, der als däniſcher Staatsrath zu Paris zwiſchen 1710 — 1720 ſtarb. In Preußen geboren, zu Kiel unter Morhof gebildet, ſcheint er zunächſt im Epigramm als Dichter ſich verſucht zu haben. In ſeinen: Ueberſchriften oder Epigrammata *) geiſelt er die Unvollkommenheiten der Welt und den fehlerhaften Geſchmack der Hoffmannswaldauiſchen und Lohenſteiniſchen Schule mit Witz und Schärfe.

Durch höheres Gefühl und tiefere Wahrheit im Ausdrucke ſtrebte Johann Chriſtian Günther (geb. 1695 zu Striegau in Schleſien, † 1723 zu Jena,) über den ſeit Neukirch's Zeit verdorbenen Geſchmack empor; allein ſein zügelloſes Leben, das ſeinen Tod beſchleunigte, verhinderte die Reife, deren ſein ausgezeichnetes Talent beſonders in der lyriſchen Form bedurfte **). — Ihn übertraf noch an Stärke des lyriſchen Tones, hauptſächlich in ſeinen Oden, Karl Friedrich Drollinger († 1742 als Badenſcher Archivar). Er verband Kraft und Kürze des Gedankenausdruckes mit Wohllaut der Sprache ***).

Als geiſtvoller Satyriker zeichnete ſich am Ende dieſes Zeitraumes Chriſtoph Friedrich Liscov aus; nur daß er ſich gewöhnlich Perſönlichkeiten erlaubte (und wegen ſeiner Ausfälle auf den damaligen engliſchen Geſandten am ſächſiſchen Hofe, in Eilenburg bis zu ſeinem Tode 1760 ge-

---

*) Zuerſt herausgegeben Hamb. 1701. 8. Dann v. Bodmer. Zürich, 1749. 8. N. A. 1763. und eine Auswahl daraus von Ramler. Leipz. 1780. 8. — Sein: poetiſcher Verſuch in einem Heldengedichte ꝛc. Hamb. 1704. 8. iſt eine Satyre, die er unter dem Namen Hans Sachs auf Poſtel ſchrieb.

**) Erſt nach ſeinem Tode erſchienen ſeine Gedichte ſeit 1723 in einzelnen (4) Theilen, und dann vollſtändig, Berl. und Leipz. 1745. 8. (bis 1764 in 6 Auflagen). Ausführlich verbreitet ſich über ihn: Bouterwek, Th. 10. S. 354 — 363.

***) Karl Fr. Drollingers Gedichte. Baſel, 1743. 8. N. A. Frankf. 1745. 8.

fangen gehalten ward). Hauptſächlich traf ſeine Geiſel die Geiſtlichkeit und die ſchlechten Schriftſteller ſeiner Zeit *).

Unter der Unzahl der Romane dieſer Zeit, in welcher auch die ältern: Till Eulenſpiegel, die Meluſine, die ſchöne Magelone, der gehörnte Siegfried u. a. in neuen Formen aufgefriſcht wurden, erhielt gleichfalls die echtteutſche Volksſage von dem Schwarzkünſtler Fauſt (nicht dem Gehülfen Guttenbergs bei Erfindung der Buchdruckerkunſt) in der zweiten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts (z. B. von Wiedemann, 2 Theile, Hamb. 1599. 4.) eine romantiſche Geſtaltung. Später erregte der Simpliciſſimus des Samuel Greifenſon (der unter dem Namen Schleifheim von Sulzfort auftrat) **) allgemeine Theilnahme, weil er, ſtatt der ſchwülſtigen Schilderungen anderer Romanendichter, das Leben in der Wirklichkeit mit lebendigen Farben ſchilderte. Ihm folgten (ſeit 1721) die Robinſonaden, nach der erſten Verteutſchung des brittiſchen Robinſons des Daniel de Foe. Zu dieſen gehörte auch der vielfach verbreitete Roman: die Inſel Felſenburg von Schnabel (4 Theile, Nordhauſ. 1731. 8.) u. a.

Einen eigenthümlichen Charakter behaupteten die humoriſtiſchen, theologiſchen und äſthetiſchen Schriften des Ulrich Megerle, oder des Paters Abraham a Sancta Clara (in Schwaben gebohren 1642, † 1709 als kaiſerl. Hofprediger zu Wien). So wenig ſeine Predigten das Gepräge echter Kanzelberedſamkeit tragen; ſo reich ſind ſie doch, wie ſeine übrigen Schriften, an geſundem Verſtande, an vielſeitigem Witze, und an ſcharfer Rüge menſchlicher Thorheiten in allen Ständen der bürgerlichen Geſellſchaft, ohne Ausnahme der höchſten. Bei häufiger Geſchmack-

*) Er ſelbſt veranſtaltete die: Sammlnng ſatyriſcher und ernſthafter Schriften. Frkf. und Leipz. 1730. 8. Sein Andenken erneuerte Müchler (1806) durch einen neuen ſorgfältigen Abdruck ſeiner Satyren in 3 Theilen zu Berlin.

**) Sam. Greifenſon, der abenteuerliche Simpliciſſimus, bearbeitet von J. C. Wagenſeil. Leipz. 1785. 8. — Eine andere Ausgabe, Magdeb. 1810. 8.

loſigkeit und Derbheit, gehört er doch zu den geiſtreichſten und kräftigſten Schriftſtellern dieſer Zeit *).

Vierter Zeitraum.

Geſchichte der teutſchen Sprachbildung ſeit dem Jahre 1740 bis auf unſere Zeiten.

(von 1740 — 1820.)

77.

Ueberſicht über dieſen Zeitraum.

Die Anfänge einer beſſern Zeit für das teutſche Volksleben und für die teutſche Sprache bezeichneten die erſten Jahrzehende des achtzehnten Jahrhunderts. Allmählig hatte das teutſche Volk die furchtbaren Drangſale des dreiſſigjährigen Krieges verſchmerzt, bei deſſen Ende zum erſtenmale im weſtphäliſchen Frieden zwei fremde Mächte das Geſetz dieſes Friedens vorgeſchrieben hatten. Wenn die eine, Frankreich, den Elſaß in dieſem Frieden auf immer vom teutſchen Reiche trennte; ſo gelangte die andere, Schweden, durch erworbene teutſche Länder ſogar zum Stimmrechte auf dem teutſchen Reichstage. Allein bald zeigte es ſich, daß Schwedens Größe in der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts vorübergehend geweſen, und zunächſt von der Individualität Guſtav Adolphs und ſeines

*) Sein ſatyriſch-religiöſer Roman: Judas, der Erzſchelm, in 4 Theilen, erſchien Salzb. 1688. 4. Außerdem ſchrieb er: Reimb dich, oder ich liß dich. Kölln, 1702. 4. (Darin iſt enthalten S. 1 — 36 ein Jahrgang ganz kurzer Predigten; S. 37 ff. Mercks Wienn; S. 129 ff. Löſch Wienn; S. 167 ff. Große Todten-Bruderſchafft; S. 184 ff. Auff, auff, ihr Chriſten, d. i. eine bewegliche Anfriſchung der chriſtlichen Waffen wider den türckiſchen Blut-Egel; und mehrere Gedächtnißreden.) — Abrahamiſches Beſcheideſſen. Wien, 1719. 4. — Abrahamiſche Lauberhütte. 1721. 4. Hui und Pfui; Salzb. 1710. 4. — Neuausgehecktes Narrenneſt; 3 Th. Wien, 1737. 4. — Wintergrün. Nürnb. 1700. 4 — Abrahamiſches Gehab dich wohl. Wien 1700. 4 ꝛc. — Eine Chreſtomathie aus den Schriften Abrahams a Sancta Clara erſchien zu Wien 1812. 8. in 3 Theilen unter dem Titel: Auserleſene Gedanken, Anekdoten, Fabeln, Schnurren und Mährchen aus den Schriften des Paters Abraham.

Kanzlers Oxenſtierna ausgegangen war. Dagegen blieb Frankreich ein furchtbarer Nachbar für das, in mehr als dreihundert reichsunmittelbare Gebiete zerſtückelte und den vielartigſten politiſchen Intereſſen preisgegebene, Teutſchland, obgleich Ludwig 14 am Ende ſeines Lebens aus dem ſpaniſchen Erbfolgekriege mit einem andern Erfolge heraustrat, als welchen er bei dem Anfange dieſes Kampfes beabſichtigt hatte.

Allein das höhere und kräftige Emporſtreben der teutſchen Völker in dem Laufe des achtzehnten Jahrhunderts zeigte ſich beſonders ſeit der gleichzeitigen Thronbeſteigung (1740) Friedrichs 2, Königs von Preußen, und der Maria Thereſia in den Ländern der öſtreichiſchen Monarchie. Selbſt das in drei blutigen und zweifelhaften Kämpfen von Friedrich erworbene und behauptete Schleſien ward, als die Perle in der preußiſchen Monarchie, eben ſo bedeutend für das politiſche Gewicht dieſes Staates, wie für die teutſche Volksbildung überhaupt; denn wenige Regierungen haben auf das Fortſchreiten der Völker ſo mächtig eingewirkt, als die ſechs und vierzigjährige Regierung des großen Friedrichs über Preußen. Mag auch, (was nicht hieher gehört,) durch ihn die politiſche Trennung zwiſchen dem Norden und Süden Teutſchlands bewirkt, und von ihm ſelbſt die teutſche Sprache weder richtig gekannt, noch geſchätzt worden ſeyn*), weil ſeine Jugend in den Zeitraum einer großen Unvollkommenheit und Unbehülflichkeit dieſer Sprache gefallen war; ſo muß doch, in einer Ueberſicht über die Fortſchritte des teutſchen Volkslebens und des Einfluſſes derſelben auf die teutſche Sprachbildung, ſeine Regierung, welche viele andere teutſche Fürſten faſt unwillkührlich zur

*) Man vergl. ſeine franzöſiſch geſchriebene Abhandlung: über die teutſche Literatur, welche (1780. 8.) Hertzberg ins Teutſche überſetzen ließ. — Gegen dieſe, allerdings nur oberflächlich gehaltene, Schrift erſchienen: J. Fr. Wilh. Jeruſalem, über die teutſche Sprache und Literatur. Berl. 1781. 8. — J. Karl Wetzel, über Sprache, Wiſſenſchaft und Geſchmack der Teutſchen. Leipz. 1781. 8. u. a.

Nachahmung ſeines Beiſpieles beſtimmte, als eine der wohlthätigſten und wichtigſten Erſcheinungen für die Entwickelung des teutſchen Volkes und ſeiner Sprache bezeichnet werden. Denn er entband, ſeit den Zeiten der Kirchenverbeſſerung zum erſtenmale wieder, den menſchlichen Geiſt der Feſſeln, in welche ihn Herkommen, Gewohnheit und Preßzwang geſchlagen hatten. Man lernte ſeit dieſer Zeit richtiger und heller denken; man bewegte ſich freier in allen Formen des bürgerlichen Lebens; mit dem erreichten höhern Wohlſtande aller Volksklaſſen nahm die geiſtige Thätigkeit eine freiere Richtung; — und ſo geſchah es, daß die teutſche Volksbildung, ſo wie die von ihr abhängende Bildung und Reife der teutſchen Sprache, in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts einen ſolchen Rieſenſchritt vorwärts that, daß beide mit ihrer Ankündigung in der traurigen Zeit des ſiebenzehnten Jahrhunderts durchaus nicht verglichen werden können. Denn nicht blos die preußiſche Monarchie unter Friedrich, auch Sachſen unter ſeinem Friedrich Auguſt, Weimar unter dem Herzoge Karl Auguſt, Gotha unter dem Herzoge Ernſt, Braunſchweig-Hannover und Wolfenbüttel unter den edlen guelphiſchen Fürſten ſtrebten ſeit der Mitte des 18ten Jahrhunderts zu einem beſſern Leben auf, und Schriftſteller aus der Mitte dieſer Staaten wirkten äußerſt wohlthätig auf die Fortbildung des teutſchen Volkscharakters und der teutſchen Stammſprache.

Unverkennbar eilte der Norden Teutſchlands dem Süden voraus; allein für ſolche Fürſten, wie Joſeph 2 von Oeſtreich, Karl Friedrich von Baden und einige andere in den ſüdlichen Ländern Teutſchlands waren, ging das Beiſpiel Friedrichs und die hohe Kraft der preußiſchen Monarchie, gegründet auf Freiheit des Geiſtes und raſche Fortbildung in allen Kreiſen des wiſſenſchaftlichen Lebens, nicht verloren. Je weiter und allgemeiner die beſſern Formen des geſellſchaftlichen Zuſtandes, und die regern Ankündigungen des geiſtigen Lebens über alle Gaue Teutſchlands ſich verbreiteten; deſto mehr reinigte ſich auch die teutſche Sprache

von dem ihr aufgedrungenen franzöſiſchen Zuſchnitte, von dem unreifen Geſchmacke des Hoffmannswaldauiſchen Schwulſtes und des Neukirchiſchen Waſſers, und von der Unbehülflichkeit ihres Ausdruckes in wiſſenſchaftlicher Hinſicht.

Denn nun endlich geſchah es, daß auch die Teutſchen, wie die bereits früher in der geiſtigen und politiſchen Entwickelung fortgeſchrittenen gleichzeitigen Völker im Süden und Weſten unſeres Erdtheils, eine eigenthümliche Nationalliteratur erhielten, geſtützt auf die Grundbedingung aller volksthümlichen Bildung: auf die Fortbildung der Nationalſprache. Die Kritik, ſchon früher in den Actis Eruditorum (ſeit 1682) mit Gründlichkeit gehandhabt, gewann, in Hinſicht auf Sprach- und Kunſtlehre, beim Gebrauche der teutſchen Sprache für ihre Zwecke, zuerſt feſte Haltung, und ward bald in der allgemeinen teutſchen Bibliothek und in den entſtehenden Literaturzeitungen auf alle Gebiete des menſchlichen Wiſſens ausgedehnt. Gefeierte Namen, die mit Achtung und Dank auf die Nachwelt übergingen, glänzten auf in den beſondern Sprachgebieten der Proſa, der Dichtkunſt und der Beredſamkeit. Zuerſt begann die Dichtkunſt ein neues friſches Leben unter den Teutſchen, und trieb ſeit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, in allen ihren Gattungen und Formen, ſchönere Blüthen, als wie ſie die unvergeſſenen Tage der Hohenſtaufen auf teutſchem Boden geſehen hatten. Beſonders erreichten die Lyra und das Epos eine hohe Stufe der Vollkommenheit. Die geiſtliche Beredſamkeit ward gleichzeitig von den Teutſchen zu einer ſo trefflichen ſelbſtſtändigen Geſtalt ausgeprägt, daß ſie bald die geiſtliche Beredſamkeit aller andern europäiſchen Völker weit übertraf. Daß aber die weltliche Beredſamkeit hinter ihrer Schweſter zurückblieb, lag in den politiſchen Verhältniſſen und in dem öffentlichen Leben Teutſchlands. Dagegen verlebte jetzt die teutſche Proſa ihre eigentliche Jugendzeit, und erreichte bald ihre männliche Reife. Denn nach-

dem ſie, ſeit Luthers Zeiten, zweihundert Jahre geruht hatte; ſo wirkte in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts der Fortſchritt der Dichtkunſt und der Beredſamkeit auch auf ſie unaufhaltbar ein. Zuerſt ward für die Bedürfniſſe des wiſſenſchaftlichen und namentlich des philoſophiſchen Ausdruckes die didactiſche Proſa, und bald auch die geſchichtliche Proſa von den Teutſchen aus- und fortgebildet; gleichzeitig erhielt ſelbſt der Styl des Briefes mehr Ründung, Gewandtheit und Reife, und nur der Geſchäftsſtyl folgte höchſt langſam, aus leichtbegreiflichen Urſachen, den Fortſchritten aller übrigen Formen der Darſtellung durch Sprache.

Das goldene Zeitalter der teutſchen Sprache begann alſo endlich mit einer Reihe von ausgezeichneten Klaſſikern in allen Formen und Gattungen des Styls, wenn gleich einzelne derſelben mit mehr Vorliebe und Eifer, als die andern, angebaut wurden. Selbſt die bedenkliche Zeit des Rheinbundes, in welcher das teutſche Volksleben, und mit ihm der eigenthümliche Charakter der teutſchen Sprache und ihrer weitern Fortſchritte mächtig bedroht war, ging ohne weſentlichen Nachtheil für die teutſche Sprache vorüber, nachdem die teutſchen Völkerſtämme das Höchſte, was den Menſchen ward, das Leben, an das Edelſte, das ſie auf Erden erreichen und behaupten können und ſollen, an geiſtige und bürgerliche Freiheit, an politiſche Selbſtſtändigkeit und eigenthümliche Sprache, geſetzt, und in den unvergeßlichen Tagen der allgemeinen Begeiſterung dieſe großen Güter des irdiſchen Daſeyns gerettet hatten! —

So lange die Freiheit des Geiſtes und des bürgerlichen Lebens auf teutſcher Erde beſtehen wird; ſo lange wird auch das goldene Zeitalter der teutſchen Sprache dauern. Dies zeigen, in unläugbaren Thatſachen der Geſchichte, die klaſſiſchen Sprachen der Griechen und Römer; ſie ſtiegen und ſanken mit der Freiheit des Geiſtes und des bürgerlichen Lebens. Und ein Aehnliches liegt bereits zweimal in der

Geſchichte der teutſchen Sprache ſelbſt vor, als ſie zuerſt unter den Hohenſtaufen ſtieg, und während der Anarchie des Zwiſchenreiches unaufhaltbar wieder ſank, und als ſie zum zweitenmale in den großen Tagen der Kirchenverbeſſerung und der erkämpften Freiheit des Glaubens ſich ſiegreich fortſchreitend erhob, und dann, ſchon in der zweiten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts, noch mehr aber unter den geiſtestödtenden äußern Verhältniſſen des ſiebenzehnten Jahrhunderts in der traurigen Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege, rettungslos zurückſchritt, bis Volk und Sprache die ſchöne Morgenröthe ſahen, die ihnen mit dem Jahre 1740 aufging, und nun zum drittenmale ein Fortſchritt beider begann, der ihnen bleiben wird, ſo lange die Grundbedingung dieſes Fortſchrittes, die Freiheit des geiſtigen und bürgerlichen Lebens, unverletzt bleibt.

Ein ernſtes Schickſal waltet, nach dem Zeugniſſe der Geſchichte, über den Völkern und Sprachen des Erdbodens, über dem Blühen, Reifen, Veralten und Untergehen beider; allein nur diejenigen Völker leſen vergeblich in dem Buche der Geſchichte, und ſinken unrettbar, bei welchen das Licht des Geiſtes, die verfaſſungsmäßige bürgerliche Freiheit, die Kraft des Nationalcharakters, die Reinheit der Sitten, und mit ihnen die erreichte Reife ihrer Sprache untergeht. Dann freilich bleibt das goldene Zeitalter einer Sprache nur noch eine wehmüthige Erinnerung in der Geſchichte der Vergangenheit!

78.

Ueberſicht über die Denkmäler der Sprache in dieſem Zeitraume*).

Gottſched und die Schweizer.

Thomaſius († 1728) war der erſte geweſen, welcher mit den Vorurtheilen ſeines Zeitalters in die

*) Die Ueberſicht dieſes Zeitraumes mußte auf Kürze berechnet werden; theils weil nicht eine vollſtändige Geſchichte der teutſchen

Schranken trat, als er die teutſche Sprache zum mündlichen und ſchriftlichen Vortrage der Philoſophie gebrauchte. Zwar war ſein Zeitgenoſſe Leibnitz († 1716) ein Geiſt von mehr philoſophiſcher Tiefe und von ungleich vielſeitiger und umſchließender Kenntniß, als er; allein für die teutſche Sprache wirkte Leibnitz zu wenig, weil er zunächſt lateiniſch und franzöſiſch ſchrieb, und weil er nicht als akademiſcher Lehrer eine Schule bildete. Einen größern Einfluß auf die wiſſenſchaftliche Anwendung der teutſchen Sprache behauptete Chriſtian Wolff († 1754) durch ſeine mit mathematiſcher Beſtimmtheit und grammatiſcher Richtigkeit gearbeiteten teutſchen philoſophiſchen Schriften, und durch die philoſophiſche Schule, die er gründete. Mußte gleich das Leibnitz-Wolffiſche Syſtem in ſpätern Zeiten dem „alles zermalmenden" Kant weichen; ſo dürfen doch nie die großen Verdienſte dieſes Syſtems für die Aufregung des philoſophiſchen Forſchens unter den Teutſchen überhaupt, und für die Tiefe und Gründlichkeit, mit welcher ſeit dieſer Zeit die Philoſophie auf den teutſchen Hochſchulen angebaut ward, vergeſſen werden.

Gleichzeitig mit der weitern Verbreitung dieſes philoſophiſchen Syſtems in Teutſchland, das bald auch auf die poſitiven Wiſſenſchaften angewandt ward, begann die Kritik auf dem teutſchen Boden ihre erſten Verſuche, und aus der Mitte jenes Syſtems trat die erſte wiſſenſchaftliche Behandlung der Kunſtlehre, unter der von Alex.

Sprache im Plane dieſes, für akademiſche Vorträge und für das ganze — nicht blos das geſchichtliche — Gebiet der teutſchen Sprache berechneten, Buches lag; theils weil ſich ſeit dem Jahre 1740 die Maſſen der Sprachdenkmäler häufen, und deshalb eine ſtrenge Sonderung des Trefflichen von dem Mittelgute und dem Schlechten unumgänglich nöthig ward; theils weil die Schriftſteller dieſes Zeitraumes dem lebenden Geſchlechte an ſich bekannter ſind, als die der vorigen Zeiträume; theils weil in der folgenden Theorie der Proſa, der Dichtkunſt und Beredſamkeit nicht nur unter den einzelnen Gattungen und Formen des Styls vorzüglich die Klaſſiker aus dieſem Zeitraume wieder genannt, ſondern weil auch — beim mündlichen Vortrage — aus ihren Muſterſchriften die Beiſpiele, als Belege zur aufgeſtellten Theorie, entlehnt werden müſſen.

Gottl. Baumgarten dafür (1758) ausgeprägten Benennung: Aeſthetik, hervor.

Wenn nun auch einige der beſſern Dichter des achtzehnten Jahrhunderts, wie z. B. Haller, ſchon früher ſchrieben, als der Kampf der Kritik zwiſchen Gottſched und den Schweizern begann; ſo war doch dieſer Kampf der eigentliche Wendepunct der vorigen und der neuern Zeit in Hinſicht des Anbaues der teutſchen Sprache.

Joh. Chriſtoph Gottſched *) (1700 zu Judithenkirch in Oſtpreußen gebohren, † 1766 als Prof. zu Leipzig) war zwar als (Wolffiſcher) Philoſoph, als Dichter und Redner nur mittelmäßig, als Ueberſetzer, beſonders der Franzoſen,

---

*) Zuerſt gab er Pietſchens ſchlechte Gedichte heraus. In Leipzig bildete er die früher geſtiftete poetiſche Geſellſchaft (1727) in eine teutſche Geſellſchaft um, die ſeit 1730 ihre Schriften herausgab, und neben welchen, unter Gottſcheds Leitung, ſeit 1732 kritiſche Zeitſchriften erſchienen: Beiträge zur kritiſchen Hiſtorie der teutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit, 8 Theile. Leipz. 1733 — 1744, fortgeſetzt als: neuer Bücherſaal der ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſte, 10 Th. Leipz. 1745 — 50., und dann unter dem Titel: das Neueſte aus der anmuthigen Gelehrſamkeit, 12 Stücke, Leipz. 1751 — 63. 8. — Gottſched's eigene Gedichte, (herausgegeben von Schwabe, Leipz. 1736. 8. und vermehrt in 2 Theilen, 1751) ſind leichte Reimereien ohne Geiſt und Werth; etwas beſſer ſind die Gedichte und Briefe ſeiner Gattin, ob ſie gleich in den äſthetiſchen Grundſätzen ihrem Gatten folgte. Für die Umbildung des teutſchen Theaters — beſonders für die Verdrängung des Hanswurſtes — wirkte er mit Nachdruck und Erfolg. Die Franzoſen waren ſein Vorbild. (Seine] teutſche Schaubühne nach den Regeln und Exempeln der Alten, 6 Th. Leipz. 1741 ff. 8.) — Seine Reden (Gottſched's geſammelte Reden, in 3 Abtheilungen, Leipz. 1749. 8), den franzöſiſchen Eloges nachgebildet, waren logiſch und grammatiſch richtige Chrieen. — Seine kritiſche Dichtkunſt, (ſeit 1730 — 1751) von welcher vier, und ſeine ausführliche Redekunſt, von welcher fünf Auflagen (1728 bis 1759) erſchienen, bereiteten den Uebergang zu beſſern Werken vor, überlebten ihn aber nicht. Allein ſeine teutſche Sprachkunſt (6 Auflagen von 1748 — 1778) übertraf alle frühere Sprachlehren, und ward nach ihm erſt durch Adelung's gediegenere Arbeit verdrängt. — Durch die unter ſeiner Leitung beſtehenden Rednerübungen wirkte er mehrere Jahrzehende hindurch zur weſentlichen Verbeſſerung der geiſtlichen Beredſamkeit ſowohl in Hinſicht auf Stoff und Form, als auf äußere (declamatoriſche und mimiſche) Darſtellung. — Selbſt den Hexameter empfahl Gottſched ſchon vor Kleiſt und Klopſtock, und verſuchte ſich in demſelben in ſ. krit. Dichtk. (1737). S. 355.

treu und ſklaviſch; allein als Sprachlehrer, als Proſodiker, und als Lehrer der teutſchen Sprache auf einer der blühendſten Hochſchulen Teutſchlands, brach er eine neue Bahn. Ging er gleich Anfangs von dem damals noch vorherrſchenden Geſchmacke der Neukirchiſchen Dichterſchule und von der Nachahmung der Franzoſen aus, wozu die Nüchternheit ſeines Geiſtes, welchem tiefes Gefühl und ſchöpferiſche Einbildungskraft mangelte, nicht wenig beitrug; ſo erzeugte doch bald die Feſtigkeit und Richtigkeit ſeiner grammatiſchen Grundſätze, und ſeine raſtloſe Thätigkeit für die Fortbildung des theoretiſchen und practiſchen Theiles der teutſchen Sprache ſowohl in ſeinem unmittelbaren Kreiſe, als in dem übrigen Teutſchlande, eine große und wohlthätige Wirkſamkeit. Wenn er von vielen ſeiner Anhänger überſchätzt ward; ſo iſt er doch auch von Andern zu ſehr verkannt und herabgewürdigt worden. Denn entſchieden ſtand er an Richtigkeit des Ausdruckes und an Sicherheit der Grundſätze höher, als ſeine Gegner, die Schweizer.

Unter dieſen werden zunächſt Joh. Jac. Bodmer (geb. 1698, † 1783 als Prof. zu Zürich) und J. Jac. Breitinger (geb. 1701, † 1776 als Prof. zu Zürich) verſtanden, welchen bald viele Andere, ſelbſt im nördlichen Teutſchlande, als Bekämpfer der Gottſchediſchen Schule ſich anſchloſſen. Bodmer, beſonders durch das Studium brittiſcher Klaſſiker gebildet, gab, als Nachahmung des engliſchen Zuſchauers, in Verbindung mit mehrern Zürchern, (1721) die Diſcurſe der Mahler heraus, (ſeit 1729) fortgeſetzt unter dem Titel: der Mahler der Sitten. In derſelben Zeit begannen ähnliche teutſche Zeitſchriften, zu Leipzig: der Leipziger Spectateur; zu Hamburg der Patriot (von Brockes, Fabricius u. a.), und zu Halle: die vernünftigen Tadlerinnen (unter Gottſched's Leitung). Wenn ſchon in dieſen Zeitſchriften die gegenſeitigen Befehdungen der Nordteutſchen und Schweizer anhoben; ſo gab Gottſched's ſcharfe Kritik über Bodmer's

Ueberſetzung von Milton's verlornem Paradieſe, und über Bodmer's „kritiſche Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poeſie" (Zürich 1740. 8.) zur Vertheidigung Milton's, den Hauptausſchlag zum Kampfe zwiſchen beiden Partheien, von welchen die Schweizer mehr die Sache des Geſchmackes, bei vielen Härten und Fehlern gegen die Sprache, und die Gottſchedianer zunächſt die Richtigkeit der Sprachdarſtellung, bei fühlbarem Mangel des höhern dichteriſchen Geiſtes, vertheidigten. — Was Bodmer ſelbſt als Dichter *) leiſtete, war höchſt unbedeutend; ſeine Kritik **) brach blos die Bahn, auf welcher bald darauf Leſſing und andere mit größerm Erfolge auftraten; und ſelbſt, was er für die Wiederherſtellung der ältern teutſchen Dichterwerke (in der Maneſſiſchen Sammlung, und bei der Herausgabe von Boner's Fabeln) that, hatte, wegen der Fehler in den mitgetheilten Abſchriften und wegen der Lücken in den Gedichten, blos als erſte Anregung jener Studien einigen Werth.

79.

Fortſchritte der Kritik und der Theorie.

Während die Gottſchediſche Schule zunächſt für die Richtigkeit der Sprachdarſtellung und, in einem beſchränkten Sinne, auch für die Verbeſſerung der Kritik und des Geſchmackes durch die Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes (8 Theile, Leipz. 1741 — 45. 8 unter Schwabe's Redaction, doch unter Gottſched's

*) in ſ. Gedichten in gereimten Verſen, 2te Aufl. Zürich 1754. 8. — in ſeinem Epos: Noah, Zürich 1752; N. Aufl. von Sulzer unter dem Titel: Noachide 1765, und die letzte Ausgabe, Baſel, 1781. 8. — in ſeiner Kalliope, 2 Th. Zürich, 1767; — in ſeinen Parodieen Leſſingiſcher Fabeln und Gerſtenberg's Ugelino's. — Nach ſ. Tode erſchienen: Bodmer's Apollinarien von Städlin, Tüb. 1783. 8.

**) Dahin gehören: die kritiſchen Briefe. Zürich, 1746. 8. — Neue kritiſche Briefe. Zürich, 1749. 8. — Wieland gab 1760 eine Sammlung der ſchweizeriſchen Streitſchriften in 4 Bänden heraus.

Theilnahme) wirkte; entwickelte ſich bereits, zum Theile in Leipzig angeregt, ein beſſerer Geiſt in den dichteriſchen Erzeugniſſen von Gellert, Joh. Andr. Cramer, Gärtner, Rabener, Joh. Elias Schlegel, Joh. Adolph Schlegel, Zachariä, Gieſeke, Klopſtock u. a., welche ſie, nach ihrer Trennung von der Gottſchediſchen Schule, in den neuen Beiträgen zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes bekannt machten, die zu Bremen (6 Theile, 1745 ff. 8.) erſchienen.

Bald folgten ähnliche Zeitſchriften: der Freigeiſt (ſeit 1746) unter Mylius, — der Jüngling (ſeit 1747) unter Ebert's, — der nordiſche Aufſeher, (ſeit 1750) unter Cramer's Redaction, welche das erwachte Leſebedürfniß befriedigten, und zugleich zur Berichtigung und Läuterung des Geſchmackes hinwirkten. Unter der großen Zahl ſpäterer Monats- und Wochenſchriften derſelben Gattung, von welchen bereits viele wieder erloſchen ſind, verdienen der teutſche Merkur, von Wieland (ſeit 1773 — 1806) herausgegeben, das teutſche Muſeum, unter Boje's und Dohm's Redaction (1776 — 1787, und fortgeſetzt 1789 — 1793), das Journal von und für Teutſchland (1784 — 1792), von v. Göckingk und v. Bibra redigirt, und die Horen (von Schiller redigirt, 1795 — 1797) u. a. einer ehrenvollen Erinnerung.

Wenn aber auch von Leipzig der beſſere Charakter und Ton der teutſchen Sprachdarſtellung gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ausgegangen war; ſo verbreitete ſich doch bald dieſer beſſere Geiſt allgemein über die teutſchen Gauen, beſonders aber über den dritten Stand, und nur noch einmal ums Jahr 1770 ſah man in dem Dichterbunde zu Göttingen auf einer teutſchen Hochſchule eine ähnliche Erſcheinung, wie ungefähr 30 Jahre früher zu Leipzig.

Unter allen aber, die im achtzehnten Jahrhunderte auf Kritik, Geſchmack und Nationalliteratur mächtig einwirkten,

behauptete Gotthold Ephraim Leſſing (geb. 1729 zu Kamenz, † 1781 als Bibliothekar zu Wolfenbüttel) die erſte Stelle; denn nur ſelten wird, bei den reichſten Naturanlagen, die tiefe Kenntniß der Sprachen des klaſſiſchen Alterthums, mit dem gründlichſten Anbaue der höhern Wiſſenſchaften faſt aus allen Kreiſen des menſchlichen Strebens, mit einem ſo ſeltenen Scharfſinne, mit einer ſo trefflichen und vollendeten Form der Darſtellung, und mit einer ſo ungewöhnlichen Bildung und Reife des Urtheils und Geſchmackes vereinigt erſcheinen, als in Leſſing's Individualität. Was er der teutſchen Bühne ward, bezeugen ſeine Hamburgiſche Dramaturgie (2 Th. 1768. 8.), ſeine Emilia Galotti, und ſein Nathan der Weiſe, zum Theile auch Minna von Barnhelm. Für Kritik und Kunſtwiſſenſchaft wirkte er durch Beiträge zu den Literaturbriefen, und zu der beginnenden Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, durch ſeine Fabeln und Erzählungen, durch viele rein literäriſche Werke, und durch ſeinen Laokoon, oder über die Grenzen der Mahlerei und Poeſie (Berl. 1766. 8. 3te Aufl. 1805). Gegen Klotz waren ſeine antiquariſchen Briefe (2 Theile, 1768. 8) gerichtet, und ſeine Erziehung des Menſchengeſchlechts (Berl. 1780. 8.) ward ſein geiſtreicher Schwanengeſang. Oft angefeindet, oft verkannt und mißverſtanden von ſeinem Zeitalter, dem er in vielen Beziehungen weit vorausgeeilt war, hat erſt die Nachwelt über ſeine unermeßliche Vielſeitigkeit, über die Tiefe, ſo wie über die Gediegenheit und Klarheit ſeines herrlichen Geiſtes zu einem gerechten Urtheile ſich erhoben *).

Einen weſentlichen Antheil hatte Leſſing (nebſt Mendelsſohn, Abbt, Reſewitz, Grillo) c. an den Briefen, die neueſte Literatur betreffend, 24 Bändchen, Berlin 1759 — 1764. 8, durch welche,

*) Sehr richtig würdigt ihn Wachler, in ſ. Vorleſungen über teutſche Nationalliteratur, Th. 2, S. 100 ff.

ſo wie durch die bereits im Jahre 1757 begonnene Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſte *), und durch die, ſeit 1765 erſcheinende, allgemeine teutſche Bibliothek **), der neue Charakter der teutſchen Kritik und Literatur anhob. An Allgemeinheit des Inhalts und an Freimüthigkeit des Urtheils überragte dieſe kritiſche Anſtalt alle früher, gleichzeitig und ſpäter entſtandene kritiſche Blätter, beſonders die ſogenannten gelehrten Univerſitätszeitungen, unter welchen die Leipziger (ſeit 1715 — 1797. 8.) und die Göttinger (ſeit 1739. 8.) die beſten waren. Allein das Anſehen und der Einfluß der allgemeinen teutſchen Bibliothek ſank bereits mit dem Anfange der allgemeinen Literaturzeitung (von 1785 — 1803 in Jena, ſeit 1804 in Halle — Anfangs unter der Redaction von Chſt. Gtfr. Schütz, dann in Verbindung mit J. Sam. Erſch), nach deren Vorbilde zwei mit ihr wetteifernde Literaturzeitungen zu Jena (ſeit 1804 unter Eichſtädt's Redaction) und zu Leipzig (ſeit 1802) entſtanden, welche ſich bis jetzt erhielten, während ähnliche kritiſche Inſtitute (die oberteutſche Literaturzeitung ſeit 1788 erſt in Salzburg, dann in München, und 1819 neu hergeſtellt in München, — die Erlanger Literaturzeitung 1799 f. — die Würzburger Literaturzeitung 1803 — u. a.) bald wieder aufhörten. — Nicht ohne Wirkung in ihrem Zeitalter, beſonders durch den ſchneidenden Ton, in welchem ſie urtheilte, blieb die von

---

*) Die erſten vier Bände erſchienen ſeit 1757 unter Nicolai's und Mendelsſohn's, dann vom fünften bis zwölften Bande unter Chriſt. Felix Weiße's Redaction. Seit 1765 hieß ſie, unter derſelben Redaction, neue Bibliothek rc. 72 Bände; und ſeit 1806 erſchienen noch acht Bände derſelben unter dem Titel: Bibliothek der redenden und bildenden Künſte.

**) Es erſchienen von derſelben ſeit 1765 zuerſt 118 Bände, und dann, als neue allgem. teutſche Biblioth. 107 Bände, bis ſie 1806 von Nicolai († 1811) geſchloſſen ward.

C. A. Klotz redigirte teutſche Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften *).

80.

Fortſetzung.

Nach den unvollkommenen Verſuchen in der Theorie der Dichtkunſt und Beredſamkeit von Chriſtian Weiſe und andern, am Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts, dienten ſelbſt die dahin gehörenden Werke von Gottſched **), Fabricius †), Breitinger ††) u. a. nur zur Bezeichnung des Ueberganges zu einer beſſern und geiſtvollern Behandlung dieſer Theorie. Erſt, nach der feſtern Begründung der Wolffiſchen Philoſophie, war es Alex. Gtli. Baumgarten †††), der die Grundſätze dieſes Syſtems auf die allen Künſten gemeinſame Theorie des Schönen anwandte, und für dieſe neue Wiſſenſchaft den Namen Aeſthetik gebrauchte. Nach ſeinen Grundſätzen hatte, ſchon vor ihm, Meier a) in teutſcher Sprache, unter dem Namen „der ſchönen Wiſſenſchaften" die Kunſtlehre dargeſtellt. Im Geiſte deſſelben Syſtems behandelte Moſes Mendelsſohn b) mehrere wichtige Lehren der

*) Es erſchienen vier Theile (jeder von 4 Stücken). Halle 1768 ff. 8.

**) Sein ſchon genannter Verſuch einer kritiſchen Dichtkunſt und ſeine ausführliche Redekunſt.

†) J. Andr. Fabricius, philoſophiſche Redekunſt. Leipz. 1739. 8.

††) J. Jac. Breitinger, kritiſche Dichtkunſt, und Fortſetzung. Zürich, 1740. 8. — Kritiſche Abhandlung von der Natur, den Abſichten und dem Gebrauche der Gleichniſſe. Zürich, 1740. 8.

†††) Alex. Theoph. Baumgarten, Aesthetica. 2 T. Franc. ad V. 1750 und 58. 8. (unvollendet).

a) Geo. Fr. Meier, Anfangsgründe aller ſchönen Wiſſenſchaften. 3 Th. Halle, 1748 ff. 8.

b) Moſes Mendelsſohn, philoſ. Schriften, 2 Theile. Berl. 1777. 8.

Aeſthetik, vermittelſt einer ſehr geglätteten Sprachdarſtellung, in ſeinen **philoſophiſchen Schriften.** Zunächſt als Eklektiker, und in **alphabetiſcher Ordnung**, entwickelte der Schweizer Joh. Geo. **Sulzer** *) die **allgemeine Theorie der ſchönen Künſte**, wodurch ein früheres Gottſchediſches **) Werk entbehrlich ward. Zwei ſpäter begonnene äſthetiſche Wörterbücher ſind unvollendet geblieben a).

Unter der bedeutenden Zahl derer, welche ſpäter die Aeſthetik anbauten, zeichneten ſich theils durch zweckmäßige Behandlung, theils durch eigenthümliche Anſichten, theils durch Erweiterung und Vervollkommnung des Gebietes derſelben beſonders aus: J. Aug. **Eberhard**, (obgleich in den Grundbegriffen treu dem Wolffiſchen Syſteme b), **Heydenreich** c), Imman. **Kant**, d), J. Gtfr. **Herder** e), Karl Ludw. **Pörſchke** f), Fr. **Schiller** g), Jean Paul

---

*) J. Geo. **Sulzer**, allgemeine Theorie der ſchönen Künſte, 2 Th. Leipz. 1771. 8 — Mit liter. Zuſätzen von **Blankenburg**. 1786 f. und die **neue vermehrte Auflage von Blankenburg** in 4 Theilen. Leipzig, 1792 f. 8 —

) J. Chſtph **Gottſched, Handlexicon, oder kurzgefaßtes Wörterbuch der ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſte. Leipz. 1760. 8.

a) J. Gtfr. **Grohmann**, kurzgefaßtes Handwörterbuch über die ſchönen Künſte. 1 Th. Leipz. 1794. 8. (Mitarbeiter waren **Heydenreich**, **Blümner**, **Webag. Eichſtädt** u. a.) — J. Gtfr. **Gruber**, Wörterbuch zum Behufe der Aeſthetik, der ſchönen Künſte, deren Theorie und Geſchichte. 1 Th. 1 Bd. Weimar, 1810. 8.

b) Joh. Aug. **Eberhard**, **Handbuch der Aeſthetik** für gebildete Leſer aus allen Ständen, in Briefen, 4 Theile. Halle, 1803 ff. 8.

c) Karl Heinr. **Heydenreich**, Syſtem der Aeſthetik. Th. 1. Leipz. 1790. 8. (unvollendet). Später ſchrieb er, nach der Annahme der Kantiſchen Grundſätze, die Aufſätze, die dahin gehören in ſ. **Originalideen**. 3 Theile. Leipz. 1793 ff. 8.

d) Imm. **Kant**, Kritik der Urtheilskraft. Berl. 1790. 8.

e) J. Gtfr. **Herder**, Kalligone. 3 Th. Leipz. 1800. 8.

f) Karl Ludw. **Pörſchke**, Gedanken über einige Gegenſtände der Philoſophie des Schönen. 2 Th. Libau, 1794 und 96. 8.

g) Fr. **Schiller**, über die äſthetiſche Erziehung, in ſ. kleinen proſ. Schriften, Th. 3. und mehrere äſthetiſche Abhandlungen im **zweiten, dritten** und **vierten** Theile derſelben.

Fr. Richter *), Fr. Bouterwek **), Aloys Schreiber a), Wilh. Trgtt. Krug b) u. a.

Der ſyſtematiſche Anbau der teutſchen Sprachlehre gewann, nach Schottelius und Morhof (§ 76), erſt durch Gottſched c) eine neue Richtung. Nach ihm zeichneten ſich in der Behandlung derſelben Heynatz d) und Adelung e) aus, und dieſen Vorgängern folgte, oft mit ſehr unbedeutenden Abweichungen, eine große Zahl von Schriftſtellern. Doch verdienen unter den Neuern Heinſius f), Hünerkoch g), Heyſe h), beſonders aber Roth i) und Jac. Grimm k) genannt zu werden. (Die Theorie des Styls, nach ihrem Anbaue, ſ. § 44). — Der lexikaliſchen Bearbeitung der teutſchen Sprache widmeten, nach v. Stieler und Friſch (§ 76), ihre

---

*) Jean Paul (Fr. Richter,) Vorſchule der Aeſthetik, 3 Theile. Hamb. 1804. 8. N. A. Tübing. 1813.

**) Fr. Bouterwek, Aeſthetik. 2 Theile. Gött. 1806. 8. N. A. 1815.

a) Aloys Schreiber, Lehrbuch der Aeſthetik. Heidelb. 1809. 8.

b) Wilh Tgt. Krug, Aeſthetik (auch dritter Th. ſ. Syſtems der theoret. Phil.) Königsb. 1810. 8.

c) Vergl. § 78 Gottſched's teutſche Sprachkunſt. Leipz. 1748. 8. 6te Aufl. 1778. — Von dem, für Schulen berechneten, Auszuge daraus: Kern der teutſchen Sprachkunſt, erſchien, Frkf. und Leipz. 1786. 8. die achte Auflage.

d) J. Fr. Heynatz, teutſche Sprachlehre. 5te Aufl. Berl. 1803 8.

e) J. Chſtph. Adelung, teutſche Sprachlehre für Schulen. Berl. 1781. 8 6te Aufl. Berl. 1816 8. — Auszug aus der teutſchen Sprachlehre Berl. 1781. 8. 3te Aufl. 1800. 8. — Umſtändliches Lehrgebäude der teutſchen Sprache, zur Erläuterung der teutſchen Sprachlehre für Schulen. 2 Th. Leipz. 1782. 8.

f) Vergl. §. 44.

g) Ludw. Hünerkoch, practiſche teutſche Sprachlehre zum Selbſtunterrichte und für Schulen. Leipz. 1801. 8. — Vergleichende Sprachlehre. Hannov. 1818. 8.

h) J. Chſtn. Aug. Heyſe, theoretiſch-practiſche teutſche Grammatik Hannov 1814. 8. — N. A. 1820. — Kleine theoretiſch-practiſche teutſche Sprachlehre. Hannov. 1816 8. N A. 1819.

i) G. M. Roth, ſyſtematiſche teutſche Sprachlehre für Schulen. Gießen, 1799. 8. — Anfangsgründe der teutſchen Sprache. Gießen, 1801. 8. 2te Aufl. 1813.

k) Jac. Grimm, teutſche Grammatik. 1 Theil. Gött. 1819. 8

Kraft und ihren Fleiß: Adelung *), Voigtel **), Moritz ***), Campe a), Heinſius b) u. a.

Beſonders aber fühlte man gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts das Bedürfniß, das Studium der Klaſſiker des teutſchen Volkes eben ſo, wie das der Klaſſiker des Alterthums, in die höhern und mittlern Bildungsanſtalten aufzunehmen, und ſie, mit demſelben Geiſte und nach denſelben Grundſätzen der Kritik, der Sprachlehre und der Kunſtlehre, ſo wie mit ſteter Rückſicht auf die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Schriftſteller und auf die durch ſie bewirkten Fortſchritte der Sprache im Ganzen, zu erklären c).

81.

Die Sprache der Dichtkunſt ſeit 1740.

Noch auf der Grenzſcheide des vorhergehenden und des neuen Zeitraumes der Geſchichte der teutſchen Sprache trat

---

*) J. Chſtph. Adelung, Grammatiſch-kritiſches Wörterbuch der hochteutſchen Mundart. 5 Bände. Leipz. 1774—86. 2te Aufl. in 4 Theil. Leipz. 1793 ff. 4. — Auszug aus dem grammatiſch-kritiſchen Wörterbuche. 4 Th. Leipz. 1793 ff. 8. — Dazu gehören: D. W. Soltau's Beiträge zur Berichtigung des Adelungiſchen Wörterbuches. Leipz. und Lüneb. 1806. 8. — Zu dem Hauptwerke erſchienen: Supplemente, Heft 1. Berl. 1818. 4.

**) Trgtt. Gotth. Voigtel, Verſuch eines teutſchen Handwörterbuches. 3 Th. Halle. 1793. ff. 8. — Handwörterbuch der teutſchen Sprache, mit beſonderer Rückſicht auf die Synonoymen derſelben. Halle, 1804. 8 (erſchien anonym).

***) Karl Phil. Moritz, grammatiſches Wörterbuch der teutſchen Sprache. 4 Th. Berl. 1795 ff. (Der Verf. ſtarb darüber; daher ſchrieb Th. 2 vom 4ten Bogen an Stutz; den dritten Theil von S. 203 an Stenzel, und den vierten Vollbeding.)

a) Joach. Heinr. Campe, Wörterbuch der teutſchen Sprache. 5 Theile. Braunſchw. 1807 ff. 4. (eigentlich ſtellte es Berndt zuſammen).

b) Theod. Heinſius, volksthümliches Wörterbuch der teutſchen Sprache. 2 Theile. Hannov. 1818 ff. 8. (auf 4 Theile berechnet).

c) Für dieſen Zweck waren berechnet: Joh. Jac. Engel, Anfangsgründe einer Theorie der Dichtungsarten, aus teutſchen Muſtern entwickelt. 1 Th. 2te Aufl. Berl. 1804. 8. — J. Joach. Eſchenburg, Beiſpielſammlung zur Theorie und Literatur der ſchönen Wiſſenſchaften. 8 Theile. Berl. 1788 ff. 8. — K. F. R. Vetterlin, Chreſtomathie teutſcher Gedichte. 3 Theile. Köthen, 1796 ff. 8. —

Albr. v. Haller (geb. 1708 zu Bern, † 1777) als Dichter auf. Frühzeitig trennte er ſich von dem Lohenſteiniſchen Geſchmacke, der auch ihn ergriffen hatte, und Gedankenreichthum Kraft des Ausdruckes und ernſter Sinn bezeichneten ſeine Dichtungen. Allein der Grundton derſelben iſt didactiſch, und häufige Helvetismen erinnern an das Geburtsland des Dichters, das er auch auf dem Titel ſeiner Gedichte — Schweizeriſche Gedichte — *) ſelbſt nicht verläugnete. Die meiſten ſeiner Gedichte fallen in die Zeit von 1725 — 1736. Seine Alpen, ſein Bruchſtück: die Ewigkeit, und einzelne lyriſche Gedichte werden ſeinen Namen erhalten, wenn gleich ſeine geſchichtlich-politiſchen Romane: Uſong, Alfred und Fabius und Cato, nicht ohne innern Grund, ſchon jetzt vergeſſen ſind.

Eben ſo, wie Haller, gehörte auch Fr. v. Hagedorn **) (geb. 1708 † 1754) dem Wendepunkte der Fortbildung der teutſchen Sprache an. Seine Gedichte tragen den Charakter des Leichten, Feinen und Gefälligen; am glücklichſten verſuchte er ſich im Liede und in den kleinern dichteriſchen Formen.

Allein ſeit dem Jahre 1740 begann eine neue Richtung der teutſchen Dichtkunſt durch eine Reihe ausgezeichneter Männer, von welchen mehrere zuerſt an Gottſched ſich angeſchloſſen, bald aber — im Bewußtſeyn ihres innern höhern dichteriſchen Berufs — denſelben verlaſſen, und ſich eine eigene Bahn geebnet hatten. Zu dieſen Männern, welche

---

Fr. Rambach, Odeum. 4 Theile. Berl. 1800. 8. — K. Heinr. Ludw. Pölitz, Vorleſungen über Fragmente aus teutſchen Autoren, als Verſuche in der Interpretation. Görlitz, 1800. 8. Deſſen practiſches Handbuch zur ſtatariſchen und curſoriſchen Lectüre der teutſchen Klaſſiker. 5 Theile. Leipz. 1804 — 1817. 8. — J. Gtfr. Sauer und Gerh. Adam Neuhofer, Vorleſungen über teutſche Klaſſiker. Tüb. 1810. 8. — F. P. Wilmſen, ausgewählte Leſeſtücke aus den teutſchen proſaiſchen Muſterſchriften. Berl. 1810. 8.

*) Sie erſchienen von 1732 — 1777 in eilf Ausgaben.

**) Eine neue und vollſtändige Ausgabe ſeiner poetiſchen Werke beſorgte Eſchenburg in 5 Theilen; Hamb. 1800. 8.

man, im Gegenſatze der Gottſchedianer, nicht ſelten die Leipziger Schule nennt, gehörten: Chſtn. Fürchtegott Gellert (geb. 1715 zu Haynichen, † 1769 als Prof. zu Leipzig), der Fabeldichter, und der Sänger des religiöſen Glaubens, der, als ſolcher, noch immer im Munde des Volkes lebt, wenn gleich ſeine dramatiſchen Schriften, und ſein Roman: Leben der ſchwediſchen Gräfin, bei den Fortſchritten der dramatiſchen und romantiſchen Dichtkunſt bald in Vergeſſenheit geriethen; — Karl Chriſtian Gärtner (geb. 1712 zu Freyberg, † 1791 als Prof. zu Braunſchweig), weniger durch eigene dichteriſche Erzeugniſſe, als durch eine ſtrenge Kritik über die Arbeiten ſeiner Freunde, durch Antheil an der Gottſchediſchen Ueberſetzung von Bayle's Wörterbuche, und durch die Redaction der neuen Bremiſchen Beiträge bekannt; — Johann Elias Schlegel (1718 zu Meißen, † 1749 als Prof. an der Ritterakademie zu Soroe), welcher, ob er gleich den Franzoſen als Vorgängern folgte, doch in der dramatiſchen Dichtkunſt, beſonders im Trauerſpiele, ſich auszeichnete (die Trojanerinnen, Canut, Hermann), und ſich über die Gottſchediſche Mittelmäßigkeit im Drama glücklich erhob; — Joh. Adolph Schlegel (Bruder des Vorigen, geb. 1721 zu Meißen, † 1793 als Conſiſtorialr. zu Hannover), zunächſt als religiöſer Liederdichter und als Ueberſetzer von Batteux Einſchränkung der ſchönen Künſte auf einen einzigen Grundſatz genannt; — Gtli. Wilh. Rabener (geb. 1714 zu Wachau, † 1771 als Oberſteuerrath zu Dresden), der geiſtvollſte Satyrendichter ſeiner Zeit, der beſonders in der lachenden Satyre ſeinen Vorgänger, den ungleich ernſthaftern und bitterern Liſkov, übertraf; — Abrah. Gthe. Käſtner (geb. 1719 zu Leipzig, † 1800 als Prof. zu Göttingen), der, wenn er auch im Lehrgedichte nur unvollkommene Verſuche lieferte, doch im Epigramm ſich über alle ſeine Vorgänger unter den Teutſchen erhob; — Magnus Gtfr. Lichtwer (geb. 1719 zu Wurzen, † 1783 als Regierungsr. zu Halberſtadt) geachtet wegen ſeiner Fa-

beln, wenn auch ſein Lehrgedicht „das Recht der Vernunft“ nur ein in Alexandriner gebrachtes Wolffiſches Naturrecht war; — Joh. Andr. Cramer (geb. 1723 zu Jöhſtadt, † 1783 als Kanzler der Kieler Hochſchule), entſchieden der vielſeitigſte und ausgezeichnetſte Kopf der ſächſiſchen Dichterſchule, als Gelehrter durch ſeine Ueberſetzung und Fortſetzung des Boſſuet, durch ſeinen Antheil an der Ueberſetzung des Chryſoſtomus, durch ſeine poetiſche Ueberſetzung der Pſalmen, und durch dieſe letztere, ſo wie durch ſeine kraftvollen Oden und Lieder, und durch ſeine Kanzelreden, die zuerſt die wahre Sprache der Beredſamkeit trafen, als teutſcher Klaſſiker unvergeßlich; — Juſt. Friedr. Wilh. Zachariä (geb. 1726 zu Frankenhauſen, † 1777 als Prof. zu Braunſchweig), der ſich am gelungenſten in der beſchreibenden Dichtkunſt (z. B. ſeine Tageszeiten) und im komiſchen Epos (der Renommiſt) verſuchte; — Chriſtian Felix Weiße (geb. 1726 zu Annaberg, † 1804 als Kreisſteuereinnehmer zu Leipzig), ein durch ſeine dramatiſchen Arbeiten, beſonders durch die auf teutſchem Boden zuerſt angebaute Operette, durch ſeine Redaction der neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, durch ſeine Jugendſchriften (Kinderfreund, Briefwechſel der Familie des Kinderfreundes) vielfach um die teutſche Literatur und Sprache verdienter Mann.

Wenn, neben dieſen gefeierten ſächſiſchen Dichtern aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, Pyra, (geb. 1715 zu Cottbus, † 1744 zu Berlin als Conrector), ein kräftiger Gegner Gottſched's (in ſeinem „Erweis, daß die Gottſchediſche Schule den Geſchmack verderbe“), und ſein Freund Sam. Gotthold Lange (geb. 1711 zu Halle, † 1781 als Prediger zu Laublingen) der Ueberſetzer des Horaz in teutſche Verſe ohne Reime, und Dichter eigener ſogenannter „Horaziſcher Oden“ leicht vergeſſen und blos unter denen genannt werden können, welche zuerſt in der Nachahmung griechiſcher und römiſcher Sylbenmaaſe im Teutſchen ſich verſuchten; ſo werden ſich doch gewiß, mit

ſenen zugleich, in der teutſchen Nationalliteratur folgende
Namen erhalten: Chriſtian Ewald von Kleiſt (geb.
1715 in Pommern, † 1759 als preußiſcher Major), der
gefeierte Sänger des „Frühlings“, und einiger ſinnvoller
Idyllen und Elegieen; — J. Pet. Uz (geb. 1720 zu
Anſpach, † 1796 als preuß. Juſtizrath daſelbſt), ein kräf-
tiger Dichter, beſonders in der didactiſchen Form, der dem
Horaz nachſtrebte, wenn er gleich in ſeiner „Theodicee“ zu-
nächſt nur die Grundſätze der Leibnitziſchen Philoſophie
dichteriſch einkleidete; — J. Wilh. Ludw. Gleim (geb.
1719 zu Ermsleben, † 1803 als Canonicus zu Halberſtadt),
raſtlos wirkſam für die Ehre und Vervollkommnung der teut-
ſchen Sprache, wenn gleich als Dichter, mit Ausnahme
ſeiner Kriegslieder, im Ganzen nur mittelmäßig und ohne
höhern Schwung der Einbildungskraft; — Joachim
Wilh. v. Brawe (geb. 1738 zu Weißenfels, † 1758),
der, bei ſeinem frühzeitigen Tode, zwei Trauerſpiele: „den
Freigeiſt“ und „Brutus“ hinterließ, welche Leſſing
(Berl. 1768. 8) herausgab; — J. Fr. v. Cronegk
(geb. 1731 zu Anſpach, † 1758 daſelbſt als Hofrath), im
lyriſchen und didactiſchen Gedichte ein gelungener Zögling der
Leipziger Schule, und für ſeine Zeit ausgezeichnet durch
die Trauerſpiele „Kodrus“ und „Olint und Sophronia“
(das letztere unvollendet); — J. Benj. Michaelis
(geb. 1747 zu Zittau, † 1772 zu Halberſtadt), ein belieb-
ter Fabeln-, Lieder- und Satyrendichter; — J. Arnold
Ebert (geb. 1723 zu Hamburg, † 1795 als Prof. zu
Braunſchweig), einer der erſten, der ſich mit Glück in der
poetiſchen Epiſtel und in Ueberſetzungen aus der eng-
liſchen Sprache — z. B. von Young's Nachtge-
danken — verſuchte; — und Karl Wilh. Ramler
(geb. 1725 zu Kolberg, † 1798 als Prof. zu Berlin), als
Oden- und Cantaten-Dichter (Tod Jeſu) mit Ruhm ge-
nannt, zugleich ein gründlicher, vielſeitig gebildeter Mann,
wie er durch ſeine Ueberſetzung Horaziſcher Oden, durch ſeine
(tiefer ſtehende) Ueberſetzung des Martial und Catull, durch

ſeine Ueberſetzung und neue Bearbeitung von Batteux Einleitung in die ſchönen Wiſſenſchaften (4 Theile, 5te Aufl. Leipz. 1803. 8.), durch ſeine „lyriſche Blumenleſe und ſeine Fabelleſe" bewies, wenn er gleich in der Verbeſſerung fremder Gedichte gewöhnlich mehr die grammatiſche Richtigkeit, als den dichteriſchen Charakter im Auge behielt.

Minder bedeutend, als die genannten, obgleich ihren Zeitgenoſſen nicht unrühmlich bekannt, waren folgende Dichter: Nic. Dietr. Gieſeke (geb. 1724 in Ungarn, † 1765 als Sup. zu Sondershauſen), beſonders in den leichtern, kleinern Formen der Dichtkunſt einheimiſch; — Chriſtian Fr. Zernitz (geb. 1719 zu Tangermünde, † 1744 als Gerichtsdirector zu Kloſter Neuendorf), zunächſt im philoſophiſchen Gedichte; — J. Phil. Lorenz Withof (geb. 1725 zu Duisburg, † 1789 daſelbſt als Prof.), gleichfalls in der didactiſchen Form; — Fr. Karl Kaſim. v. Creuz (geb. 1724 zu Homburg, † 1770 als Reichshofrath), wie die beiden vorigen im Lehrgedichte; — J. Fr. Löwen (geb. 1729 zu Klausthal, † 1771 zu Roſtock als Regiſtrator), vorzüglich in der Romanze, im Epigramm u. im geiſtlichen Liede; — Jac. Fr. Schmidt (geb. 1730 zu Blaſienzelle, † 1796 zu Gotha als Prediger), nicht ohne Verdienſt als Ueberſetzer Horaziſcher Oden, und als Dichter orientaliſcher Idyllen (in ſ. poetiſchen Gemählden und Empfindungen aus der h. Schrift; Altona, 1759. 8.); — J. Chſtph. Roſt (geb. 1717 zu Leipzig, † 1765 zu Dresden als Steuerſecretär), bekannt durch lachende Satyren und leichtgehaltene, nicht ſelten ſchlüpfrige Schäfergedichte; — Chſtph. Joſeph Sukro (geb. 1718 in der Neumark, † 1756 als Prof. zu Coburg), blos im didactiſchen Gedichte nicht ohne Werth; — J. Jac. Duſch (geb. 1725 zu Celle, † 1787 als Prof. zu Altona), einer der beſſern lyriſchen und didactiſchen Dichter dieſer Zeit, und zugleich nach ſeinem Romane: „Geſchichte Karl Ferdiners" (N. A. unter dem Titel: „Der Verlobte zweier Bräute" 3 Th. Bresl. 1785. 8.), ſo wie nach ſeinen

„Briefen zur Bildung des Geſchmackes“ (6 Th. Leipz. 1764 ff. 8.) mit Achtung genannt; — J. Nic. Götz (geb. 1721 zu Worms, † 1781 als Sup. zu Winterburg), Verfaſſer von gefälligen Liedern; — Joach. Chſtn. Blum, (geb. 1739 zu Rathenau, † daſelbſt 1790), durch ſeine lyriſchen Gedichte, Spaziergänge und Reden als geſchmackvoller Schriftſteller gekannt; — u. Fr. Andreas Galliſch (geb. 1754 zu Leipzig, † als Prof. daſelbſt 1783), ein warmer Sänger der Natur. — — An dieſe Sänger ſchloß ſich auch Anne Luiſe Karſchin. (geborne Dürrbach) (geb. 1722 bei Züllichau, † 1791 zu Berlin) durch ihre Oden und Lieder an, welche zwar dichteriſches Leben und Gewandtheit der Sprache zeigen, allein im Ganzen nicht ſelten über ihren eigentlichen Werth geſchätzt worden ſind.

82.

Fortſetzung.

Durch eigenthümliche mächtige Dichterkraft, durch Hervorbringung neuer Formen, durch freies Gebieten über die Sprache in ihrem ganzen Umfange, und durch die erſte völlig gelungene Verpflanzung fremder Sylbenmaaſe in die teutſche Dichtkunſt, ohne dabei des einheimiſchen Reims in ſeinen religiöſen Liedern zu vergeſſen, ragt Fr. Gtli. Klopſtock (geb. 1724 zu Quedlinburg, † 1803 zu Hamburg als däniſcher Legationsrath) weit über ſeine Vorgänger empor. Sein Meſſias iſt das vollendetſte Epos in teutſcher Sprache; ſeine Oden ſind von Wenigen erreicht, vielleicht von Keinem übertroffen worden; ſeine religiöſen Lieder ſind voll Einfachheit, Wahrheit, Gefühl und Kraft. Ohne Anhänger der Gottſchediſchen, oder der Schweizer Schule zu ſeyn, ſtand er doch mit den vorzüglichſten Dichtern ſeiner Zeit im freundlichen Verkehr, und ward zuerſt durch ſeinen Antheil an den Bremiſchen Beiträgen bekannt. Den größten Gegenſtänden des irdiſchen Lebens, der Religion, der bürgerlichen Freiheit und dem teutſchen

Vaterlande, weihte er die ganze Kraft und Fülle ſeines reichen Geiſtes. Neben dieſen dichteriſch ausgeprägten Stoffen, welche ihm die Unſterblichkeit ſeines Namens ſichern, erſcheinen freilich ſeine dramatiſchen Gedichte (der Tod Adams, David, Salomo ꝛc.), und ſelbſt ſeine Eigenheiten als Grammatiker (Fragmente über Sprache und Dichtkunſt, Hamb. 1779 f. 8. und Grammatiſche Geſpräche, Altona, 1794. 8. u. a.) im Schatten; allein ſeine Hermannsſchlacht verkündigte die erſte mächtige Vergegenwärtigung des teutſchen Volksthums in dichteriſcher Form *).

Nur Leſſing, allein in ganz anderer Beziehung, kann aus dieſer Zeit mit Klopſtock die Vergleichung in Hinſicht des Einfluſſes auf die Fortbildung der teutſchen Sprache aushalten. (Vergl. § 79).

In einem andern Sinne, als beide, ward Chriſtoph Martin Wieland (geb. 1733 zu Holzheim bei Ulm, † 1813 als Weimar. Hofrath zu Oßmannſtädt) einer der Lieblingsſchriftſteller der teutſchen Nation. Er hat ſich faſt in allen Gattungen und Formen der Dichtkunſt verſucht, und durchgehends, bei der höchſten Verſchiedenheit der behandelten Stoffe, einen geläuterten Geſchmack, einen reichen und feinen Witz, eine hohe Anmuth, Friſche und Gewandtheit der Darſtellung, und ein lebendiges, zartes Gefühl bewährt, wiewohl die Kraft Klopſtocks, die Tiefe Schillers und die vollendete Bilderſprache Herders und Koſegartens ihm nicht einwohnte. Wenn gleich ſein Agathon, ſein neuer Amadis und viele ſeiner Mährchen und Erzählungen ſeinen Namen unter den Teutſchen erhalten werden; ſo wird ihn doch ſein Oberon am längſten überleben. Auch als Ueberſetzer erwarb er ſich große Verdienſte, weil er tief in den Geiſt des überſetzten Schriftſtellers eindrang, und deſſen Eigenthümlichkeiten wiedergab. So den Shakeſpeare (8 Theile, Zürich, 1762 ff. 8.; die zweite

*) Seine ſämmtlichen Werke ſind ſeit 1799 in zwölf Bänden in Leipzig bei Göſchen in [illegible] erſchienen.

Ausgabe in 13 Th. 1775 ff. von Eſchenburg; und von einem Ungenannten in 24 Bänden zu Mannheim, 1780); ſo Horazens Briefe (2 Theile, 3te Ausg. Leipzig 1801. 8.), Horazens Satyren (2 Theile, 3te Aufl. Leipzig 1805 8.), Lucians von Samoſata ſämmtliche Werke (6 Theile; aus dem Griech. Lpz. 1788 ff. 8.), und Cicero's ſämmtliche Briefe (6 Theile, beendigt von Gräter, Zürich 1808 ff. 8.) *).

Zu den bereits verewigten Dichtern aus der zweiten Hälfte des achtzehenten Jahrhunderts gehören die ruhmvollen Namen: Joh. Gtfr. v. Herder (geb. 1744 zu Mohrungen, † 1803 als Vicepräſident des Oberconſiſt. zu Weimar), einer der vielſeitigſten Gelehrten neuerer Zeit, ausgeſtattet mit reicher Einbildungskraft, mit Tiefe und Zartheit des Gefühls, und mit einer aus der Welt des Orients geſchöpften Farbengebung. Was ihm in philoſophiſchen Schriften an Klarheit und Beſtimmtheit abging; das erſetzte er in ſeinen Gedichten durch hohe Lebendigkeit der Darſtellung, und in ſeinen Reden durch kräftige Verſinnlichung des Stoffes **); — Mich. Denis (geb. 1729 zu Schärding, † 1800 als Hofrath zu Wien), der Oſſians Geſänge in Hexametern gab, und ſeine (Sineds) Lieder ihnen folgen ließ; — Karl. Maſtalier (geb. 1731 zu Wien, † 1795 als Prof. daſſelbſt), durch mehrere gelungene lyriſche Gedichte bekannt; — Joh. Gtli. Willamov (geb. 1736 zu Mohrungen, † 1777 zu Petersburg als Prof.), der Wiederherſteller der Dithyramben bei den Teutſchen; — Gtfr. Aug. Bürger (geb. 1748 zu Wolmerswende im

*) Seine ſämmtlichen Werke erſchienen, Leipz. 1794 ff. 8 in 39 Bänden, und in 6 Supplementbänden, welche größtentheils ſeine frühern Arbeiten enthalten.. Eine neue Auflage derſelben, nach einer andern Anordnung, beſorgt Gruber, welcher auch ſeine Biographie unter dem Titel: Chriſtoph Martin Wieland, geſchildert von Gruber, 2 Theile. Leipz. 1815 f. 8 ſchrieb.

**) Seine ſämmtlichen Werke erſchienen in 42 Bänden, ſeit 1805 in Tübingen bei Cotta, abgetheilt in Schriften: zur ſchönen Literatur und Kunſt; zur Philoſophie, und zur Religion und Theologie.

Halberſtädiſchen, † 1794 als Prof. in Göttingen), der zuerſt den Ton des wahren Volksliedes und der Ballade traf; — Ludw. Heinr. Chriſtoph Hölty (geb. 1748 zu Marienſee im Fürſtenthume Calenberg, † 1776 zu Hannover), der milde, ſchwermüthige Sänger der Natur und der Liebe; — Georg Schatz (geb. 1763 zu Gotha, † 1795), ein ſinnreicher Fabeldichter, ein trefflicher Ueberſetzer, und ein geſchmackvoller Theoretiker im Felde der Aeſthetik; — Joh. Gtli. Schummel (geb. 1748 † als Prof. zu Breslau 1814), Verf. des ſatyriſchen Romans Spitzbart; — Joh. Heinr. Jung (geb. 1740, † 1817), Verf. mehrerer myſtiſcher Romane; — Joh. Georg Jacobi (geb. 1740 zu Düſſeldorf, † 1814 als Prof. zu Freyburg), einer der lieblichſten und correcteſten Dichter der Teutſchen; — Fr. Heinr. Jacobi (des vorigen Bruder, geb. 1743 zu Düſſeldorf, † 1819 als Präſident zu München), gehört in dieſe Reihe nur durch ſeinen Roman: Woldemar; — Joh. Karl Aug. Muſäus (geb 1735 zu Jena, † 1787 als Prof. in Weimar), der geiſtvolle und gemüthliche Verfaſſer der phyſiognomiſchen Reiſen, und der Volksmährchen der Teutſchen; — Moritz Aug. v. Thümmel (geb. 1738 zu Schönfeld, † 1817 als Coburgiſcher geh. Rath), entwickelte zuerſt in ſeinem komiſchen Heldengedichte: Wilhelmine, oder der vermählte Pedant, die Vielſeitigkeit ſeines Geiſtes, die ganze Fülle deſſelben aber in der, keiner Theorie der einzelnen Dichtungsarten ſtreng einzuordnenden, Reiſe in die mittäglichen Provinzen von Frankreich in 10 Theilen; — Georg Chriſtian Lichtenberg (geb. 1742 zu Oberramſtädt im Darmſtädtiſchen, † 1799 als Prof. zu Göttingen), einer der vorzüglichſten humoriſtiſchen Schriftſteller und Satyriker neuerer Zeit; — Theod. Gtli. v. Hippel (geb. 1741 in Oſtpreußen, † 1796 als Bürgermeiſter zu Königsberg), einer der vielſeitigſten, geiſtvollſten Schriftſteller, beſonders ausgezeichnet als Humoriſt. Seine wichtigſten Schriften ſind: über die Ehe; Lebensläufe nach aufſteigender Linie (3 Theile in 4 Bänden); Kreuz- und

Queerzüge des Ritters A bis Z. (2 Theile); über die bürgerliche Verbeſſerung der Weiber; Handzeichnungen nach der Natur ꝛc.; — Joh. Sam. Patzke (geb. 1727 zu Frankf. a. d. Oder, † 1786 als Prediger zu Magdeburg), durch religiöſe Cantaten und Lieder bekannt; — Chriſtoph Chriſtian Sturm (geb. 1740 zu Augsburg, † 1786 als Paſtor zu Hamburg), ein trefflicher religiöſer Dichter; — Joh. Fr. Jünger (geb. 1759 zu Leipzig, † 1797 als Hoftheaterdichter zu Wien), ausgezeichnet durch eine ſeltene Leichtigkeit und Gewandtheit in der Darſtellung intereſſanter und komiſcher Charaktere in Romanen und Luſtſpielen, von welchen die letzten zu früh vergeſſen worden ſind; — Balth. Münter (geb. 1735 zu Lübeck, † 1793 als Prediger zu Kopenhagen), einer der vorzüglichſten geiſtlichen Liederdichter; — Chrſtph. Fr. Neander (geb. 1724, † als Propſt in Kurland 1802), ein milder Sänger der Religion; — K. Heinr. Heydenreich (geb. 1764 zu Stolpen, Prof. in Leipzig, † 1801 zu Burgwerben), deſſen Gedichte nicht alle gleichen äſthetiſchen Werth haben, unter welchen aber mehrere lyriſche und didactiſche zu den vorzüglichſten in der teutſchen Sprache gehören; — Gtlo. Wilh. Burmann (geb. 1737 zu Lauban, † 1805 zu Berlin), einer der beſſern teutſchen Fabeldichter; — Heinr. Chrſtn. Boje (geb. 1744 im Holſteiniſchen, † als dän. Staatsrath 1806), durch die Herausgabe des Göttingiſchen Muſenalmanachs und durch ſeinen Antheil an andern äſthetiſchen Zeitſchriften von Einfluß auf die ſchöne Literatur; — Fr. v. Köpken (geb. 1737 zu Magdeburg, † daſelbſt 1811 als Hofrath), durch Skolien und Hymnen rühmlich bekannt; — Joh. Karl Wetzel (geb. 1747 zu Sondershauſen, † 1819), ein origineller Romanendichter; — Fr. Aloys Graf von Brühl (geb. 1739 † 1793), durch einige gute Luſtſpiele bekannt; — Guſtav Fr. Wilh. Großmann (geb. 1746 zu Berlin, † 1796 als Schauſpieldirector zu Hannover), deſſen Luſtſpiel: Nicht mehr als ſechs Schüſſeln, zu den beſſern dramatiſchen Formen gehört; —

J. Chriſtian Brandes (geb. 1735 zu Stettin, † 1799), einer der beliebteſten Schauſpieldichter ſeiner Zeit; — Chſtph. Fr. Bretzner (geb. 1748 zu Leipzig, † 1807 daſelbſt als Kaufmann), im Luſtſpiele und in der Oper nicht ohne Werth; — Chſtph. Otto Freih. v. Schönaich (geb. zu Amtitz 1725, † daſelbſt 1807), durch ſeine Epopöe: Hermann, oder das befreite Teutſchland bekannt; — Fr. Aug. Müller (geb. 1767 zu Wien, † 1807), Dichter einiger braven Heldengedichte: des Richard Löwenherz, Adelbert ꝛc; — Adolph Franz Fr. Lud. v. Knigge (geb. 1752 im Hannöverſchen, † 1796 als Oberamtmann in Bremen), einer der geiſtvollſten und humoriſtiſchen Romanendichter; — Chſtph. Fr. Nicolai (geb. 1733 zu Berlin, † daſelbſt 1811 als Buchhändler), im äſthetiſchen Fache blos durch ſeinen Sebaldus Nothanker noch im Andenken; — Gtli. Konr. Pfeffel (geb. 1736 zu Colmar, † daſelbſt 1809), einer der erſten Fabeldichter der Teutſchen; — Chriſtian Fr. Dan. Schubart (geb. 1739 im Limpurgiſchen, † 1791 als Theaterdirector zu Stuttgart), ein kraftvoller Dichter, und bekannt durch die Eigenthümlichkeit ſeines Weſens und ſeiner Schickſale; — Matthias Claudius (geb. 1743 zu Reinfeld im Holſteiniſchen, † 1815 zu Hamburg), unter dem Namen: der Wandsbecker Bote, ein gemüthlicher Volksdichter; — Wilh. Heinſe (geb. 1749 in Thüringen, † 1803 zu Aſchaffenburg), geachtet durch ſeinen Ardinghello; — Karl Fr. Kretſchmann (geb. 1738 zu Zittau, † 1809 daſelbſt), unter deſſen vielen Gedichten einzelne lyriſche Geſänge, Fabeln und Epigramme ihn überleben werden; — Aloys Blumauer (geb. 1755 zu Steyer, † 1798 zu Wien), bekannt durch ſeine Traveſtirung der Aeneide, und durch lyriſche, ſatyriſche und didactiſche Gedichte; — J. Baptiſt Alxinger (geb. 1755 zu Wien, † als Hofrath daſelbſt 1797), Verf. der Heldengedichte: Doolin von Mainz und Bliomberis, und vieler Gedichte in verſchiedenen Gattungen; — J. Ant. Leiſewitz (geb. 1752 zu Hannover, † 1806 als geh. Juſtizrath zu Braun-

ſchweig), gefeiert wegen ſeines Trauerſpiels: Julius von Tarent; — Salomo Geßner (geb. 1730 zu Zürich, † 1787 daſelbſt als Mitglied des großen Rathes), der vollendetſte Idyllendichter in teutſcher Sprache; — Dan. Schiebeler (geb. 1749 zu Hamburg, † 1771 als Canonicus daſelbſt), im Lehrgedichte, Sonette, in der Oper und Cantate nicht ohne Werth; — Fr. Wilh. Gotter (geb. 1746 zu Gotha, † 1797 daſelbſt als geh. Secretär), ein Dichter voll Wohllaut und Anmuth in der Erzählung und im Drama, doch zunächſt durch das Studium der Franzoſen, Italiener und Britten gebildet; — J. Kaſp. Lavater (geb. 1741 zu Zürich, † daſelbſt 1801), in ſeinen Oden und Liedern einer der kräftigſten lyriſchen Dichter, doch nicht ohne Verſtöße gegen die Richtigkeit der Sprache; — Eulog. Schneider (geb. 1756, Prof. zu Bonn, † 1794) Vf. mehrerer kräftiger Gedichte; — J. Jac. Engel (geb. 1741 zu Parchim im Mecklenburgiſchen, Prof. zu Berlin, † 1802 zu Parchim), ein Mann von vielſeitiger Kenntniß und reifem Geſchmacke, der in die Reihe der Dichter durch ſeinen Edelknaben, dankbaren Sohn und Lorenz Stark gehört; — Aug. Gtli. Meißner, (geb. 1753 zu Bautzen, † 1807 als Conſiſtorialr. zu Fulda), nicht ohne Manier, aber voll Leben ſchrieb er Skizzen, Bianca Capello u. a.; — J. Gtfr. Seume (geb. 1763 zu Poſerna bei Weißenfels, † 1810 zu Töplitz), ein kräftiger Zeichner menſchlicher Größe und Unvollkommenheit, nicht ohne Bitterkeit gegen das menſchliche Geſchlecht, und nicht ohne Härte in der Form; — Fr. Ludw. v. Hardenberg, (Novalis genannt — geb. 1772, † 1801), voll Tiefe des Gefühls, die ſich aber oft in Myſtik verirrte; — Franz Anton Joſeph v. Sonnenberg (geb. 1779 zu Münſter, † 1805 zu Jena), würde, bei längerem Leben, wie ſeine lyriſchen Gedichte, ſein (unvollendetes) Epos: das Weltende, und ſein: Donatoa beweiſen, einer der erſten Dichter des teutſchen Volkes geworden ſeyn; — Geo. Ludw. Spalding

(geb. 1762 zu Barth, † als Prof. zu Berlin, 1811), nicht ohne Werth im Lehrgedichte; — Aug. Wilh. Iffland (geb. 1759 zu Hannover, † 1814 als Generaldirector zu Berlin), erſetzte, was ihm an Tiefe der Einbildungskraft abging, durch gelungene Haltung und Durchführung menſchlicher Charaktere aus dem wirklichen Leben in ſeinen vielen dramatiſchen Werken; — Aug. v. Kotzebue, (geb. 1761 zu Weimar, † 1819 zu Mannheim als ruſſiſcher Staatsrath), ein fruchtbarer Schriftſteller in vielen Formen der Dichtkunſt, voll Witz u. Leben, doch ohne in ſeinen Werken die höhern Geſetze der Kunſt zu erfüllen, und nicht ſelten mit Verſtößen gegen das Schickliche und Sittliche; — Heinr. Joſeph v. Collin (geb. 1772 zu Wien, † 1811 als kaiſerl. Hofrath daſelbſt), durch einige werthvolle Trauerſpiele bekannt; — Joh. Mart. Miller (geb. 1750 zu Ulm, † 1814 daſelbſt als wirklicher geiſtl. Rath), Vf. des in ſeiner Zeit berühmten Romans: Sigwart; — Friedrich Ludwig Schröder, (geb. 1743, † 1816), als Schauſpieler, wie als Schauſpieldichter gefeiert; — Sophie de la Roche, (geborne von Guttermann, 1730 zu Kaufbeuern, † 1807), die Verfaſſerin der Geſchichte des Fräuleins v. Sternheim, und von Roſaliens Briefen; — Sophie Brentano (geb. 1768, † 1806 zu Heidelberg), eine geachtete lyriſche Dichterin; — Karoline Rudolphi (geb. . . † 1812 zu Heidelberg) im Lyriſchen nicht ohne Werth; — Benedicte Naubert (geb. .... † 1819), eine fruchtbare Romanenſchriftſtellerin; — Gerh. Anton v. Halem (geb. 1751, † 1819 als Regierungsrath zu Eutin), durch einzelne lyriſche Gedichte, und durch ſeine Oldenburgiſche Geſchichte rühmlich bekannt; — Karl Theod. Körner (geb. 1791 zu Dresden, † 1813), ein begeiſterter Dichter für Teutſchlands Befreiung; — Ernſt Schulze (geb. 1789 zu Celle, † 1817), der liebliche Sänger der bezauberten Roſe und der Cäcilie; — Fr. Leop. Graf von Stolberg, (geb. 1750 zu Bramſtedt im Holſteiniſchen, † 1819 zu Sonders-

mühlen, ausgezeichneter als kräftiger und tief fühlender lyriſcher Dichter, denn als Dramatiker und als Ueberſetzer des Homer und Oſſian; — Ludw. Theobul Koſegarten (geb. 1758 zu Grevesmühlen im Mecklenburgiſchen, † 1818 als Prof. zu Greifswalde), einer der kräftigſten Sänger der Natur, der Religion und der höchſten Angelegenheiten des Menſchenlebens, nur daß in ſeinen Gedichten nicht ſelten die Richtigkeit der Form vernachläſſigt ward; — und der unvergeßliche Fr. v. Schiller (geb. 1759 zu Marbach im Wirtembergiſchen, † 1805 als Hofrath zu Weimar), als dramatiſcher Dichter der erſte unſers Volkes, in der lyriſchen, epiſchen und didactiſchen Form einer der vorzüglichſten, als philoſophiſcher Denker gründlich und voll eigenthümlicher Anſichten, und als Geſchichtsſchreiber voll heller Blicke, richtiger politiſcher Urtheile und tiefer Charakterzeichnung.

83.

Fortſetzung.

Den gefeierten lebenden Dichtern unſers Volkes windet dereinſt die gerechte Nachwelt den Kranz. Allein ihre Namen dürfen in der Reihe derer nicht fehlen, welche aus der Tiefe ihres individuellen Lebens die Sprache des teutſchen Volkes zu ihrer erreichten Vortrefflichkeit fortführten. — Der Erſte unter dieſen iſt entſchieden Joh. Wolfg. v. Göthe (geb. 1749 zu Frankfurt am Main, Weimariſcher Miniſter).

Noch gehören, mit vielſeitigen Verdienſten um den fröhlichen Anbau der verſchiedenartigſten Gattungen und Formen der Dichtkunſt, zu den lebenden Sängern unſers Volkes und unſrer Zeit: Hans Wilh. v. Gerſtenberg (geb. 1737 zu Tondern im Schleswigiſchen, lebt in

Altona); — Joh. Heinr. Voß (geb. 1751 zu Sommersdorf im Mecklenburgiſchen, privatiſirt zu Heidelberg); — Joh. Gottwerth Müller (geb. 1744 zu Hamburg, lebt zu Itzehoe, Verfaſſer des Romans: Siegfried von Lindenberg, und mehrerer romantiſcher Dichtungen); — Klamer Eberh. Karl Schmidt (geb. 1746 zu Halberſtadt, Kammerſecretair daſelbſt); — Chriſtian Graf von Stolberg (geb. 1748 zu Hamburg, lebt im Holſteiniſchen); — Leopold Fr. Günther v. Göckingk (geb. 1748 zu Grüningen im Halberſtädtiſchen, geh. Finanzr. in Berlin); — Fr. Max. von Klinger (geb. 1753 zu Frankfurt am Main, General zu Petersburg); — Aug. Herm. Niemeyer (geb. 1754 zu Halle, Kanzler der Univerſität daſelbſt); — Karl Victor v. Bonſtetten (geb. 1745 zu Bern, lebt in Dänemark); — Fr. Müller (unter dem Namen: der Mahler Müller bekannt, geb. 1750 zu Kreuznach); — Chſtn. Adolph Overbeck (geb. 1755 zu Lübeck, Syndicus daſelbſt); — Gtlob Adolph Ernſt von Noſtitz und Jänckendorf (unter dem Namen: Arthur vom Nordſtern als Dichter gefeiert, Conferenzminiſter zu Dresden); — Ign. Aurelius Feßler (geb. 1756 zu Preßburg, evangel. Superint. im ſüdlichen Rußlande); — Xav. Bronner (geb. 1758 in Höchſtädt in der Pfalz, Prof. zu Kaſan); — Chſtn. Aug. Tiedge (geb. 1754 zu Halberſtadt, privatiſirt zu Dresden); — Aug. Lafontaine (geb. 1758 zu Braunſchweig, lebt zu Halle); — J. Kaſp. Fr. Manſo (geb. 1759 zu Zella im Gothaiſchen, Prof. zu Breslau); — Aug. Fr. Ernſt Langbein (geb. 1759 zu Radeberg, lebt zu Berlin); — Fr. v. Matthiſſon (geb. 1761 zu Hohendodeleben im Magdeburgiſchen, Wirtemb. Legationsrath in Stuttgart); — J. Gaudenz Freih. v. Salis (geb. 1762 in Graubündten, lebt daſelbſt); — J. Chſtph. Fr. Haug (geb. 1761 zu Stotzingen im Wirtemb., geh. Secretair zu Stuttgart); — Fr. Chſtph. Weiſſer (geb. 1761 zu Stuttgart, Ober-

ſteuerrath daſelbſt); — Karl Philipp Conz (geb. 1762 zu Lorch im Wirtemb., Prof. zu Tübingen); — J. Paul Fr. Richter (Jean Paul — geb. 1763 zu Wunſiedel, lebt mit dem Titel eines Legationsrathes zu Bayreuth); — Karl Müchler (geb. 1763 zu Stargard, Kriegsrath zu Berlin); — Valerian Wilh. Neubeck (geb. 1765 zu Arnſtadt, Phyſicus zu Steinau in Niederſchleſien); — Fr. Guſtav Schilling (geb. 1766 zu Dresden, lebt daſelbſt); — Karl Wilh. Juſti (geb. 1767 zu Marburg, Prof. daſelbſt); — Aug. Wilh. v. Schlegel (geb. 1767 zu Hannover, lebt zu Paris); — Fr. v. Schlegel (geb. 1772 zu Hannover, lebt zu Wien); — Fr. Adolph Krummacher (geb. . . . ., Conſiſtorialr. zu Bernburg); — Fr. Ludw. Zacharias Werner (geb. 1768 zu Königsberg, katholiſcher Pater zu Wien); — Fr. Rochlitz (geb. 1770, lebt zu Leipzig); — J. Dan. Falk (geb. 1768 [oder 1770] zu Danzig, lebt zu Weimar); — Fr. Schulz (pſeudonym: Laun — geb. 1770 zu Dresden, Secretair daſelbſt); — Fr. Kind (geb. 1768 zu Leipzig, lebt zu Dresden); — Fr. Adolph Kuhn (geb. 177 . zu Freyberg, lebt zu Dresden); — Siegfr. Aug. Mahlmann (geb. 1771 zu Leipzig, lebt daſelbſt); — Ernſt Aug. Freiherr v. Steigentesch (geb. 1774 zu Hildesheim, lebt als kaiſ. General zu Wien); — Ludw. Tieck (geb. 1773 zu Berlin); — Adolph Müllner (geb. 1775 zu Langendorf bei Weißenfels, lebt zu Weißenfels); — Jens Baggeſen (geb. 1776, Prof. zu Kopenhagen); — Adam Oehlenſchläger (geb. in Dänemark . . . ., Prof. zu Kopenhagen); — J. D. Gries (geb. 1777 zu Hamburg); — Aug. Klingemann (geb. 1777 zu Braunſchweig, Schauſpieldirector daſelbſt); — Stephan Schütze (geb. . . . ., lebt zu Weimar); — Julius von Voß (geb. . . . ., lebt zu Berlin); — T. H. Friedrich (geb. . . . ., war preußiſcher Oberlandgerichtsrath zu Stettin); — u. a. —

84.

Die Sprache der Beredſamkeit ſeit 1740.

Die Sprache der Beredſamkeit, deren erſte kräftige Ankündigung bei den Teutſchen Luthers Predigten angehört, war in der zweiten Hälfte des ſechszehnten und im ſiebenzehnten Jahrhunderte völlig vernachläſſigt worden. Daß dies in Hinſicht der weltlichen Beredſamkeit geſchah, durfte an ſich nicht befremden; denn die Form der teutſchen Reichsverfaſſung begünſtigte dieſelbe eben ſo wenig, wie die aus den Zeiten des Lehnsſyſtems ſtammenden Verſammlungen der Stände in den einzelnen teutſchen Staaten. Die politiſche Bildung, welche ſeit dem Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts in England begann, und in dieſem Reiche die Blüthe der Parlamentsberedſamkeit beförderte, konnte noch nicht auf Teutſchland wirken, wo weder die herkömmliche öffentliche Verfaſſung und die beſtehende Form des gerichtlichen Verfahrens dafür geeignet, noch auch das teutſche Volk ſelbſt zur politiſchen Mündigkeit und Reife gelangt war. Die ganze weltliche Beredſamkeit bei den Teutſchen beſchränkte ſich in dieſer Zeit auf wenige ſchulgerechte Lobreden, Schulreden und Reden bei akademiſchen Feierlichkeiten. In ihnen fehlte eben ſo der eigenthümliche Charakter der Sprache der Beredſamkeit, wie die Theorie derſelben in den vielen Lehrbüchern der Rhetorik.

Allein die geiſtliche Beredſamkeit erhob ſich ſeit dem Jahre 1740 allmählig über die Unvollkommenheiten der vorigen Zeiten, und namentlich über die bis dahin ſogenannten Predigtmethoden, deren es, nach örtlichen und provinziellen Verhältniſſen, ſehr verſchiedenartige gab. J. Lorenz v. Mosheim (geb. 1694 zu Lübeck, † 1755 als Kanzler der Univerſität Göttingen) war es, der die teutſche Kanzelberedſamkeit in ſeinen heiligen Reden (die zuerſt 1725 ff. 8. in 6 Theilen erſchienen), bereits vor dem Jahre 1740 neu begründete. Iſt gleich die Form ſeiner Darſtellung, bei den großen Fortſchritten der Kan-

zelberedſamkeit ſeit der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, für uns veraltet; ſo darf es doch nicht vergeſſen werden, daß er die Bahn zu dieſen Fortſchritten brach, und daß ſeine heiligen Reden durch Klarheit und Beſtimmtheit der Begriffe, durch tiefen religiöſen Sinn, durch zweckmäßige Verbindung der Glaubens- und Sittenlehre, nicht ſelten durch wahres rhetoriſches Leben, und durch eine im Ganzen reine Sprache in der niedern Schreibart ſich auszeichnen.

Unter den nächſten, die ihm ſich anſchloſſen oder ihm in der beſſern Form der Kanzelberedſamkeit folgten, verdienen: Aug. Fr. Wilh. Sack (geb. 1703 zu Harzgerode, † 1786 als Oberconſiſtorialr. zu Berlin), Fr. Gabr. Reſewitz (geb. 1725 zu Berlin, † 1806 als Abt zu Kloſterbergen), Joh. Joachim Spalding (geb. in Pommern 1714, † 1804 als Oberconſiſtorialr. zu Berlin), u. Wilh. Abrah. Teller (geb. 1734 zu Leipzig, † 1804 als Oberconſiſtorialr. in Berlin), wegen der Faßlichkeit und Reinheit ihres Ausdruckes ehrenvoll genannt zu werden. Allein zu höherer Vollkommenheit gelangten, nach Stoff und Form, J. Fr. Wilhelm Jeruſalem (geb. 1709 zu Osnabrück, † 1789 als Vicepräſid. und Abt zu Wolfenbüttel), und beſonders Joh. Andr. Cramer, der eigentlich unter den Teutſchen die Sprache der Beredſamkeit zu einer beſtimmten und ſelbſtſtändigen Geſtalt ausprägte. Ihm am nächſten ſtanden an lebendiger kräftiger Darſtellung, die nicht ſelten aus Dichteriſche ſtreifte, Balthaſar Münter und J. Kaſp. Lavater, beide auch als Dichter geachtet. Mit weniger Feuer, als Cramer, aber mit reicher Lebensweisheit (zunächſt geſtützt auf einen vernünftigen Eklekticismus in der Philoſophie, und mit Feſthaltung des eudämoniſtiſchen Grundſatzes in der Sittenlehre) und in einer ſorgfältig gehaltnen Sprache ſchrieb Georg Joachim Zollikofer (geb. 1730 zu St. Gallen, † 1788 als reformirter Pred. zu Leipzig), ſeine muſterhaften Kanzelreden. — Durch ihre Faßlichkeit und milde religiöſe Wärme zeichneten ſich

die Predigten J. Geo. Roſenmüllers (geb. 1736 zu Ummerſtadt im Hildburghauſiſchen, † 1815 als Superint. zu Leipzig) aus. Mehr philoſophiſcher Geiſt und eine ernſte, würdevolle Sprache, doch nicht immer frei von einiger Trockenheit, herrſchte in den Kanzelreden Joſias Fr. Chriſtian Löfflers (geb. 1752 zu Saalfeld, † 1816 als Generalſ. zu Gotha). Die Predigten von Heinr. Phil. Konr. Henke (geb. 1752. zu Hehlen im Braunſchweigiſchen, † 1809 als Prof. zu Helmſtädt) bezeichnete ein vorurtheilsfreier, freimüthiger, rein religiöſer Sinn; und die von Chriſtian Victor Kindervater (geb. 1758 zu Neuenheiligen in Thüringen, † 1806 als Generalſup. zu Eiſenach), die Anwendung der kritiſchen Philoſophie auf die Kanzelſprache. Allein alle ſeine Vorgänger übertraf an logiſcher Gründlichkeit und Erſchöpfung der Stoffe, an Neuheit der Erfindung, an Reichthum der Ideen, an Strenge gegen ſich in der Behandlung ſeiner Stoffe, an tiefer Wärme für Religion bei der höchſten Beſtimmtheit und Deutlichkeit der Begriffe, ſo wie an klaſſiſcher würdevoller Haltung der Sprache der Beredſamkeit in der mittlern Schreibart: Franz Volkmar Reinhard (geb. 1753 zu Vohenſtrauß in der Oberpfalz, † 1812 als Oberhofpred. zu Dresden). — Doch dürfen neben ihm Männer, wie Ludw. Theobul Koſegarten, Fr. Wilh. Wedag (geb. 1758 zu Neuenrode in Weſtphalen, † 1799 als reform. Prediger zu Leipzig), J. Fr. Haberfeld (geb. . . . , † 1816 als Generalſup. zu Eiſenach), Chſtn. Fr. Sintenis (geb. 1750 zu Zerbſt, † als Conſiſtorialaſſeſſor daſelbſt 1820), durch Würde des Stoffes, Reinheit der Sprache und vielſeitige lebendige ſtyliſtiſche Darſtellung ausgezeichnet, nicht vergeſſen werden.

Unter den noch lebenden Kanzelrednern gebieten über den Reichthum der Sprache der Beredſamkeit: Aug. Herm. Niemeyer, Wilh. Fr. Hufnagel (geb. 1754 zu Hall in Schwaben, Senior des geiſtl. Miniſteriums zu Frankfurt am Main), J. Gtli. Marezoll (geb. 1761 zu Plauen, Superint. zu Jena); Chſtph. Fr. Ammon (geb. 1766,

Oberhofpred. zu Dresden); Fr. Schleiermacher (geb. 1768 zu Breslau, Prof. zu Berlin); Karl Gtli. Bretſchneider (geb. 1776 zu Gersdorf im Erzgebirge, Generalſup. zu Gotha); Heinr. Gtli. Tzſchirner (geb. 1778 zu Mitweida, Superint. zu Leipzig); Heinr. Aug. Schott (geb. 1780 zu Leipzig, Prof. zu Jena); J. Fr. Krauſe (geb. zu Reichenbach, Generalſ. zu Weimar); Valent. Karl Veillodter (geb. 1769 zu Nürnberg, Prediger daſelbſt); J. H. B. Dräſeke (geb. . . . zu Braunſchweig, Pred. zu Bremen); J. Geo. Aug. Hacker (geb. 1761 zu Dresden, Hofpred. daſelbſt); J. Fr. Wilh. Tiſcher (geb. . . . , Superint. zu Plauen); Jonath. Schuderoff (geb. . . . , Superint. zu Ronneburg); Fr. Ehrenberg (geb. . . . , Hofpred. zu Berlin); Konr. Gtli. Ribbeck, geb. 1753 zu Stolpe in Hinterpommern, Oberconſiſtorialr. zu Berlin) u. a. —

Nur wenige Verſuche ſind in der weltlichen Beredſamkeit, zum Theile blos auf Schul- und akademiſchen Reden beſchränkt, von Engel, Leiſewitz, Schiller, Gedike, Fichte, Gurlitt, Lieberkühn, Jacobs, Göring, Delbrück, Starke, Degen, Feuerbach, Mallinckrodt, Vieth, J. Dan. Schulze u. a. bis jetzt zu nennen.

85.

Die Sprache der Proſa ſeit 1740.

Bei allen gereiften Völkern folgt, nach dem Zeugniſſe der Geſchichte, die klaſſiſche Darſtellung in der Sprache der Proſa zuletzt, wenn bereits die Sprache der Dichtkunſt und der Beredſamkeit zu einer gewiſſen Vollendung ſich erhoben haben; ja einige kultivirte Völker der Vorzeit (wie z. B. Hebräer und Araber) hatten wohl klaſſiſche Dichter, ſie ermangelten aber der Proſaiker, welche mit den Dichtern auf gleiche Linie der ſtyliſtiſchen Vortrefflichkeit geſtellt werden konnten.

So hatte auch die teutſche Sprache weit früher treffliche Dichter, und ſelbſt ausgezeichnete geiſtliche Redner, bevor die Sprache der Proſa zur klaſſiſchen Darſtellung ſich erhob; denn was Luther ebenfalls für die Proſa in ſeiner Zeit gethan hatte, war bis zum Jahre 1740, im ſtrengen Sinne, ohne Nachfolger geblieben, wenn gleich nicht verkannt werden darf, daß Chriſtian Thomaſius, Johann Arndt, ſelbſt Spener, und ſpäter Chriſtian Wolff nicht ohne weſentliche Verdienſte für den Anbau der Proſa gewirkt haben.

Unterſcheiden wir die vier, unter ſich ſelbſt ſehr verſchiedenen, Formen des proſaiſchen Styls: den Lehrſtyl, den Briefſtyl, den geſchichtlichen Styl und den Geſchäftsſtyl; ſo iſt der letzte nur in dem ausgehenden achtzehnten und in dem beginnenden neunzehnten Jahrhunderte von einigen Regierungen und Behörden in den teutſchen Staaten verbeſſert, im Ganzen aber in demſelben das Schwerfällige, Unförmliche und zum Theile Fehlerhafte aus den vorigen Jahrhunderten beibehalten worden.

Allein im Lehrſtyle zeichneten ſich ſeit dem Jahre 1740 verdienſtvolle Schriftſteller aus. Dahin gehören: J. Joach. Winkelmann (geb. 1718 zu Stendal, ermordet 1768 zu Trieſt); — Gellert; — Jeruſalem; — Leſſing; — J. Geo. Sulzer (geb. 1720 zu Winterthur, † 1779 als Prof. zu Berlin); — Moſes Mendelsſohn (geb. 1729 zu Deſſau, † 1786 zu Berlin); — Thomas Abbt (geb. 1738 zu Ulm, † 1766 als Regierungsr. zu Bückeburg); — Helfrich Peter Sturz (geb. 1736 zu Darmſtadt, † 1779 als Oldenburg. Staatsrath); — J. Bernh. Baſedow (geb. 1723 zu Hamburg, † 1790); — Iſaac Iſelin (geb. 1728 zu Baſel, † 1782 daſelbſt als Rathsſchreiber); — Chſtn. Cajus Lorenz Hirſchfeld (geb. 1742 im Holſteiniſchen, † 1792 als Prof. zu Kiel); — Juſtus Möſer (geb. 1720 zu Osnabrück, † 1794 daſelbſt als

geh. Juſtizrath); — J. Geo. Hamann (geb. 1730 zu Königsberg, Packhofverwalter daſelbſt, † 1788 auf einer Reiſe zu Münſter); — J. Geo. Zimmermann (geb. 1728 zu Brugg im Kanton Bern, † 1795 als Leibarzt zu Hannover); — J. Geo. Schloſſer (geb. 1739 zu Frankfurt am Main, † 1799 als Syndicus daſelbſt); — Chſtn. Garve (geb. 1742 zu Breslau, † 1798 daſelbſt); — J. Jac. Engel; — Fr. Karl v. Moſer (geb. 1723 zu Stuttgart, † 1798 zu Münſter); — Immanuel Kant (geb. 1724 zu Königsberg, † 1804 daſelbſt als Profeſſor); — J. Aug. Eberhard (geb. 1738 zu Halberſtadt, † 1809 als Prof. zu Halle); — Gthilf Sam. Steinbart (geb. 1738 zu Züllichau, † 1809 als Prof. zu Frankfurt an der Oder): — J. Gtfr. Herder; — Aug. Ludw. v. Schlözer (gehört hieher nach ſ. politiſchen Schriften, geb. 1735 zu Jagſtadt in Franken, † 1809 als Prof. in Göttingen); — Karl Heinr. Heydenreich; — Fr. v. Schiller; — K. Chſtn. Erh. Schmid (geb. zu Heilsberg im Weimariſchen 1761, † 1812 als Prof. zu Jena); — Karl Ludw. Pörſchke (geb...., † 1812 als Prof. zu Königsberg); — J. Gtli. Fichte (geb. 1762 zu Rammenau in der Oberlauſitz, † 1814 als Prof. zu Berlin); — Joſeph v. Sonnenfels (geb. 1733 zu Nikolsburg, † 1817 als Präſident zu Wien); — Ernſt Platner (geb. 1744 zu Leipzig, † 1818 als Prof. daſelbſt); — J. Gtfr. Karl Chſtn. Kieſewetter (geb. 1766 zu Berlin, † 1819 als Prof. daſelbſt); — Fr. Heinr. Jacobi; — — Gtlo. Ernſt Schulze (geb. 175 . zu Heldrungen, Prof. zu Göttingen); — Karl Leonh. Reinhold (geb. 1758 zu Wien, Prof. zu Kiel); — Fr. v. Gentz (geb. 1764 zu Breslau, kaiſ. Hofrath zu Wien); — J. Gebh. Ehrenr. Maaß (geb. 1766 zu Krottorf im Halberſtädtiſchen, Prof. zu Halle): — Fr. Bouterwek (geb. 1766 zu Oker bey Goslar, Prof. zu Göttingen); — Karl Salomo Zachariä (geb. 1769 zu Meißen, Prof. zu Heidelberg); — Wilh. Trgt. Krug

(geb. 1770 zu Radis bei Wittenberg, Prof. zu Leipzig); — Aug. Wilh. v. Schlegel; — Karl Wilh. v. Humboldt (geb. 1767 zu Berlin, Staatsminiſter daſelbſt); — Fr. Heinr. Alexander v. Humboldt (geb. 1769 zu Berlin, lebt zu Paris); — Fr. Wilh. Joſeph Schelling (geb. 1775, Generaldirector zu München); — Fr. Köppen (geb. . . . ., Prof. zu Landshut); — Jac. Fr. Fries (geb. . . . ., Prof. zu Jena); — Paul Joh. Anſelm v. Feuerbach (geb. 1775 zu Jena, Präſident des Appellationsgerichts zu Anſpach); — J. Gfr. Gruber (geb. 1776 zu Naumburg, Prof. zu Halle); — u. andere.

Faſt gleichzeitig mit dem Lehrſtyle entwickelte ſich bei den Teutſchen die beſſere Form des Briefſtyls. Alle die, von welchen gediegene gedruckte Briefe erſchienen ſind, gehören zugleich den Klaſſikern entweder in der Sprache der Dichtkunſt, oder in der Sprache der Beredſamkeit und Proſa an. Ausgezeichnete Schriftſteller im Briefſtyle waren und ſind: Gellert, Rabener, Klopſtock, Leſſing, Mendelsſohn, Gleim, Fr. Heinr. Jacobi, Iſelin, Schloſſer, Garve, Chſtn. Felix Weiße, Zollikofer, Joh. v. Müller, J. Georg Müller, v. Herder, Eberhard, Franz Volkm. Reinhard, Wieland, v. Bonſtetten, v. Matthiſſon, u. a.

Am ſpäteſten unter den Formen des proſaiſchen Styls bildete ſich die Geſchichtsſchreibung bei den Teutſchen; denn nach dem erſten Anfange im ſechszehnten Jahrhunderte, die Geſchichte in der teutſchen Sprache darzuſtellen, ward bald darauf, wie im Lehrſtyle, ausſchließend die lateiniſche Sprache dafür angewandt. Erſt nach dem Vorgange ausgezeichneter Ausländer, beſonders der Britten, begann auch bei den Teutſchen ein ſelbſtſtändiger geſchichtlicher Styl in der Nationalſprache; doch können — abgeſehen von der Geſchichtsforſchung, welche hier nicht in Anſchlag gebracht werden darf, — Maſcow, Graf v. Bünau, Heyne, Pütter,

Gatterer, Adelung, Mich. Ign. Schmidt; J. Matth. Schröckh, Remer und einige andere, kaum, bei den Unvollkommenheiten ihrer geſchichtlichen Darſtellung, als die erſten genannt werden, welche den geſchichtlichen Styl unter den Teutſchen zu bilden und auszuprägen anfingen.

Sollte die Geſchichtsſchreibung zur Klaſſicität ſich erheben; ſo mußte nothwendig zuvor die Geſchichte ſelbſt aus einem andern und höhern Standpuncte gefaßt werden.

Man mußte die große Wiſſenſchaft, welche die geſammten Aeußerungen der menſchlichen Freiheit in den weiten Kreiſen der Vergangenheit und Gegenwart umſchließt, und in deren Gebiet alle Individuen, alle Völker, Staaten und Reiche, die untergegangenen, wie die beſtehenden, gehören, mit Geiſt auffaſſen; man mußte ſich zu dem pragmatiſchen Charakter der Darſtellung erheben; man mußte das innere und das äußere Leben der Völker und Reiche, nach ihrem nothwendigen Zuſammenhange und nach ihrer Wechſelwirkung, in den verſchiedenen Religionen, in den Geſetzgebungen, in den Verfaſſungen und in den Verwaltungsformen, verſtehen und würdigen lernen; man mußte endlich die Darſtellung der neuern und neueſten Geſchichte gleichmäßig, wie die der alten und mittlern Zeit, behandeln, wenn der geſchichtliche Styl ein höheres Intereſſe für die fortgeſchrittenen und gereiften Stände des teutſchen Volkes haben ſollte. In dieſem Sinne brach Aug. Ludw. v. Schlözer, eben ſowohl ausgeſtattet mit dem Reichthume der alten und neuen Sprachen, wie mit den vielſeitigſten ſtatiſtiſchen, ſtaatsrechtlichen und politiſchen Kenntniſſen, die neue Bahn der Geſchichtsſchreibung bei den Teutſchen. Seit ſeiner Zeit, zum Theile noch mit ihm gleichzeitig, zum Theile nach ſeinem Vorgange, iſt der geſchichtliche Styl mit Geiſt, Kraft, Leben und Würde in der Darſtellung angebaut worden von: Juſtus Möſer; — Ludw. Tim. v. Spittler

(geb. 1752 zu Stuttgart, † 1810 daſelbſt als Miniſter); — Iſaac Iſelin; — J. Gfr. v. Herder; — Joh. v. Müller (geb. 1752 zu Schafhauſen, † 1809 zu Kaſſel als Staatsrath); — Chſtn. Wilh. v. Dohm (geb. 1751 zu Lemgo, preußiſcher Geheimerrath, lebt zu Puſtleben bei Nordhauſen); — Nic. Vogt (geb. ..., lebt zu Aſchaffenburg); — Dietr. Herm. Hegewiſch (geb. 1746 zu Osnabrück, † 1812 als Prof. zu Kiel); — Ernſt Ludw. Poſſelt (geb. 1763 zu Durlach, † 1804 als Prof. zu Heidelberg); — Fr. v. Schiller; — J. Gfr. Eichhorn (geb. 1752 zu Dörrenzimmern in Franken, Prof. zu Göttingen); — Arnold Herm. Ludw. Heeren (geb. 1760 zu Bremen, Prof. zu Göttingen); — J. K. Fr. Manſo; — Georg Sartorius (geb. 1765 zu Kaſſel, Prof. zu Göttingen); — Karl Dietr. Hüllmann (geb. 1765 zu Erdeborn im Mannsfeldiſchen, Prof. zu Bonn); — J. Fr. Ludw. Wachler (geb. 1767 zu Gotha, Prof. zu Breslau); — Karl Ludw. v. Woltmann (geb. 1770 zu Oldenburg, † 1817 zu Prag); — Karl Wilh. Fr. v. Breyer (geb. 1771 zu Heutingsheim im Wirtembergiſchen, † 1818 als Mitglied der Akademie zu München); — Gabr. Gfr. Bredow (geb. 1773 zu Berlin, † 1814 als Prof. zu Breslau); — J. Ernſt Chſtn. Schmidt (geb. 1772 zu Buſenborn im Darmſtädtiſchen, Prof. der Theologie zu Gießen); — Fr. Chſtn. Aug. Haſſe (geb. 1773 zu Rehfeld, Prof. zu Dresden); — Heinr. Zſchokke (geb. 1776 zu Magdeburg, Mitglied des großen Raths zu Aarau); — Heinr. Luden (geb. 1780 zu Lockſtadt im Bremiſchen, Prof. zu Jena); — Fr. Buchholz (geb. ..., Prof., lebt zu Berlin); — Fr. Saalfeld (geb. ..., Prof. zu Göttingen); — Karl v. Rotteck (geb. ..., Prof. zu Freyburg); — Leonard v. Dreſch (geb. ..., Prof. zu Tübingen); — Jul. Franz Scheller (geb. ..., Prof. zu Grätz); — Joh. Voigt (geb. ..., Prof. zu Königsberg). — Im beſchreibenden geſchichtlichen Style zeichneten ſich aus:

Eberh. Aug. Wilh. v. Zimmermann (geb. 1743 zu Uelzen, † 1815 als geh. Staatsrath zu Braunſchweig); — Georg Forſter (geb. 1754 zu Naſſenhuben bei Danzig, † 1794 zu Paris); — Chſtn. Aug. Fiſcher (geb. . . . zu Dresden, Prof., lebt zu Würzburg); — P. J. Rehfues (geb. . . ., geh. Regierungsrath zu Bonn).

Digitized by Google

III.

Theorie der Sprache der Proſa.

86.

Charakter der Sprache der Proſa.

Iſt die Darſtellung der Sprache überhaupt der wörtliche Ausdruck der, in der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit unſers Geiſtes begründeten und zum Bewußtſeyn gelangten, Zuſtände unſrer drei geiſtigen Vermögen; ſo iſt namentlich in der Sprache der Proſa die Bezeichnung der zum deutlichen Bewußtſeyn gebrachten Zuſtände unſers Vorſtellungsvermögens enthalten. Denn, wenn gleich an ſich die drei geiſtigen Vermögen in unzertrennlicher und in ununterbrochener Wechſelwirkung ſtehen, ſo daß kein völlig reiner Zuſtand des einen geiſtigen Vermögens, ohne irgend einen Antheil der beiden andern Vermögen an demſelben, gedenkbar iſt; ſo können wir doch theils im Bewußtſeyn bei jedem einzelnen Zuſtande die unmittelbare Quelle deſſelben in dem einen der drei geiſtigen Vermögen wahrnehmen, theils in der Sprache, als dem Wiederſcheine unſrer innern Zuſtände, dasjenige geiſtige Vermögen mit Beſtimmtheit erkennen und nachweiſen, welches die jedesmalige Darſtellung durch Sprache in den einzelnen ſtyliſtiſchen Formen veranlaßte. In dieſer Hinſicht enthält aber die Sprache der Dichtkunſt die wörtliche Verſinnlichung unſerer zum Bewußtſeyn gebrachten Gefühle, die Sprache der Beredſamkeit die wörtliche Bezeichnung unſerer zum Be-

wußtſeyn gelangten Beſtrebungen und Triebe, und die Sprache der Proſa den wörtlichen Ausdruck unſerer Vorſtellungen, es mögen nun dieſe Vorſtellungen zunächſt entweder in Anſchauungen oder in Begriffen des Verſtandes, oder in Ideen der Vernunft, oder in Idealen der Einbildungskraft — entweder in Urtheilen der Urtheilskraft, oder in Schlüſſen der Vernunft beſtehen.

Durch dieſen Urſprung aller Stoffe der Sprache der Proſa aus dem Vorſtellungsvermögen wird zugleich die Sprache der Proſa als ein in ſich abgeſchloſſenes Ganzes ſtreng begrenzt, und weſentlich von der Sprache der Dichtkunſt und der Beredſamkeit unterſchieden (§ 39. 40), ſo daß, bei der Feſthaltung des ihr eigenthümlichen Charakters, keine Verwechſelung derſelben mit den Formen der Dichtkunſt und Beredſamkeit möglich iſt.

Die Sprache der Proſa ſteht aber eben ſo, wie die Sprache der Dichtkunſt und der Beredſamkeit, nach allen ihren einzelnen Gattungen, Arten und Formen, unter dem Geſetze der Form, weil dieſes, nach ſeinen beiden Eigenſchaften der Correctheit und Schönheit, den höchſten Maasſtab und die unnachlaßliche Bedingung für die Klaſſicität jeder einzelnen ſtyliſtiſchen Form in ſich enthält. Doch muß eben ſowohl in der Sprache der Proſa, wie in der Sprache der Dichtkunſt und Beredſamkeit, in Hinſicht auf die ganze Haltung des Tones der Darſtellung, jedes einzelne ſtyliſtiſche Erzeugniß entweder der niedern, oder der mittlern, oder der höhern Schreibart (§ 41. 42) angehören; nur mit der Einſchränkung, daß in der Sprache der Proſa nie ein größeres ſtyliſtiſches Product ausſchließend in der höhern Schreibart gehalten werden darf, wenn gleich dem Proſaiker in einzelnen Fällen verſtattet iſt, aus der mittlern Schreibart in die höhere überzugehen.

Die Theorie des proſaiſchen Styls iſt nur von Wenigen beſonders, ſondern gewöhnlich im Zuſam-

menhange mit den ſämmtlichen Gattungen und Arten des Styls, behandelt worden. Deshalb muß in dieſer Beziehung auf die Literatur der Theorie des Styls überhaupt (§ 44) verwieſen werden.

Im Einzelnen bearbeiteten die Theorie des proſaiſchen Styls:

G. P. v. Gemünden, Lehrbuch der teutſchen proſaiſchen ſchriftlichen Ausdrucksart. München, 1797. 8.

Traug. Gotthl. Voigtel, Lehrbuch der teutſchen proſaiſchen Schreibart für Akademieen und Gymnaſien. Halle, 1802. 8.

K. G. Rumi, theoretiſch-praktiſche Anleitung zum teutſchen proſaiſchen Style. Wien, 1813. 8. (Vgl. Halleſche LZ. 1814, No. 244.)

Fr Erdm. Petri, Grundſätze proſaiſcher Wohlredenheit. 2te Aufl. Pirna, 1818. 8.

Fr. Aug. Piſchon, Handbuch der teutſchen Proſa, in Beiſpielen von der früheſten bis zur jetzigen Zeit. 1r Theil (enthält die Beiſpiele aus der geſchichtlichen Proſa.) Berl. 1818. 8.

87.

Die einzelnen Gattungen des proſaiſchen Styls.

Das wirkliche (proſaiſche) Leben, aufgefaßt in unſern Vorſtellungen nach ſeinen verſchiedenen Seiten, und dargeſtellt durch Sprache, enthält die Stoffe für die Sprache der Proſa. Durch die Eintheilung dieſer Stoffe nach ihrer weſentlichen Verſchiedenheit von einander, erhalten wir die einzelnen Gattungen des proſaiſchen Styls: den Lehrſtyl; den geſchichtlichen Styl; den Briefſtyl, und den Geſchäftsſtyl.

Ordnen wir nämlich das ganze Gebiet unſerer Kenntniſſe nach ſeinen einzelnen Beſtandtheilen, nach der verſchiedenartigen Darſtellung dieſer Kenntniſſe für beſondere Zwecke des Wiſſens und des wirklichen Lebens, und nach

den vielfachen innern Verhältniſſen der einzelnen Stoffe unſerer Erkenntniß gegen einander, um die eingeſammelten Kenntniſſe und gemachten Erfahrungen entweder theilweiſe, oder als in ſich zuſammenhängende Ganze zu bearbeiten, und Andern mitzutheilen; ſo entſteht der Lehrſtyl nach ſeinen Untergattungen und Arten.

Richten wir dagegen unſere Aufmerkſamkeit auf die Kreiſe der Vergangenheit und der Gegenwart, um theils den innern Zuſammenhang in dem Leben der Individuen, der Völker und der Staaten des Erdbodens aufzufinden, und denſelben, als bereits vergangen oder noch beſtehend und vorhanden, durch Sprache darzuſtellen; theils um die vorhandenen Geſchöpfe und Erſcheinungen in der ſichtbaren Natur, oder die vormaligen Veränderungen in dem Kreiſe ihrer Geſchöpfe und Gebilde durch Sprache zu verſinnlichen; ſo entſteht der geſchichtliche Styl mit ſeinen Untergattungen und Arten.

Wollen wir ferner mit Weſen unſerer Art die entweder ſchon beſtehende Verbindung fortſetzen und unterhalten, oder eine neue Verbindung anknüpfen; ſo entſteht der Briefſtyl mit ſeinen verſchiedenen Formen, der die Beſtimmung hat, an die Stelle der mündlichen Unterhaltung zu treten.

Denken wir uns endlich als Theilnehmer einer bürgerlichen Geſellſchaft und als Mitglieder eines beſondern Standes im Staate, oder vergegenwärtigen wir uns den Staat, zu welchem wir gehören, als ein politiſches Ganzes nach ſeinen innern Verhältniſſen und nach ſeinen auswärtigen Beziehungen auf andere neben ihm beſtehende Staaten, und ſtellen wir alle aus dieſen mannigfaltigen öffentlichen Ankündigungen des Staatslebens und des Bürgerthums hervorgehende Verhältniſſe durch Sprache dar; ſo entſteht der Geſchäftsſtyl nach ſeinen Untergattungen und Arten.

88.

1) Der Lehrſtyl.

Der Kreis der geſammten menſchlichen Erkenntniß aus Begriffen bildet das Gebiet des Lehrſtyls, deſſen eigenthümlicher Charakter darauf beruht, daß er die einzelnen Beſtandtheile der menſchlichen Erkenntniß aus Begriffen zur Einheit der ſtyliſtiſchen Form erhebt und dem Geſetze der Form (der innigſten Verbindung der Richtigkeit und Schönheit in der ſtyliſtiſchen Darſtellung) unterordnet. So weit daher der Kreis menſchlicher Begriffe iſt; ſo weit iſt auch das Gebiet des Lehrſtyls. Vermittelſt der Eigenſchaft der Richtigkeit der Form, ſoll aber innerhalb der Darſtellung die formelle Wahrheit zwiſchen den Begriffen verſinnlicht, und, vermittelſt der Eigenſchaft der Schönheit der Form, die Darſtellung ſelbſt zu einem in ſich vollendeten organiſchen Ganzen erhoben werden, in welchem nicht nur jeder Theil um des andern willen da iſt, und durch den andern bedingt erſcheint, ſondern auch das Ganze ſelbſt, nach dem Leben und der freieſten Verſinnlichung des Stoffes vermittelſt der Form, ein unmittelbares Wohlgefallen bewirkt. Wenn alſo gleich der nächſte Zweck des Lehrſtyls auf Belehrung und Ueberzeugung berechnet iſt; ſo beruht doch die Art und Weiſe, wie dieſer Zweck von dem Styliſten erreicht und die Form zur Einheit verbunden wird, auf ſeiner Individualität, d. h. auf der ihm eigenthümlichen Behandlung und Vollendung der ſtyliſtiſchen Form, durch welche er die dargeſtellten Begriffe und Ideen nicht blos dem Verſtande und der Vernunft mittheilen, ſondern zugleich auch, vermittelſt der Einheit und Vollendung der Form, die Einbildungskraft, ſo wie das Gefühls- und Beſtrebungsvermögen für den dargeſtellten Stoff gleichmäßig beleben und intereſſiren, und überhaupt alle Vermögen des menſchlichen Geiſtes beſchäftigen und in eine freie Thätigkeit verſetzen will. — Denn bei dem urſprünglichen Zuſammenhange aller drei geiſtigen Vermögen des Menſchen unter ſich ſelbſt, kann keine Erkenntniß, ob

ſie gleich zunächſt von dem Vorſtellungsvermögen vermittelt wird, blos todt und unfruchtbar und ohne irgend eine Beziehung auf das Gefühls- und Beſtrebungsvermögen bleiben; ſo wie wieder aus urſprünglichen Gefühlen und Beſtrebungen Begriffe und Ideen des Vorſtellungsvermögens gebildet werden. Von der Art und Weiſe aber, wie die menſchlichen Vorſtellungen in der Form als eine nothwendige und lebensvolle Einheit erſcheinen, hängt zunächſt die Wirkung der dargeſtellten Vorſtellung auf das Gefühls- und Beſtrebungsvermögen ab, und deshalb iſt die bloße Richtigkeit der Darſtellung — mit Ausſchluß der Eigenſchaft der Schönheit — nie ausreichend für eine vollendete Form des Lehrſtyls.

Noch fehlt eine beſondere Theorie des Lehrſtyls; ſo wie überhaupt die Theorie der Proſa im Ganzen weit unvollkommner in den ſogenannten Theorieen des Styls behandelt worden iſt, als die Theorie der Dichtkunſt und der Beredſamkeit.

89.

Eintheilung des Lehrſtyls.

Die Untergattungen des Lehrſtyls können nicht nach dem unermeßlichen Gebiete der wiſſenſchaftlichen Stoffe (wie man dieſelben in der Encyklopädie der geſammten Wiſſenſchaften entwickelt), ſondern nur nach der verſchiedenen Behandlungsweiſe des Stoffes vermittelſt der Form aufgezählt und claſſificirt werden. Dieſe Behandlungsweiſe iſt aber überhaupt fünffach:

a) ſyſtematiſch, wenn man irgend einen Theil, oder ein größeres Gebiet der menſchlichen Erkenntniß in ſich zuſammenhängend, vollſtändig, erſchöpfend, und nach allen ſeinen Umgebungen darſtellt;

b) compendiariſch (epitomatoriſch), wenn man ein abgeſchloſſenes Gebiet der menſchlichen Erkenntniß zwar in ſich zuſammenhängend und erſchöpfend, doch

aber in ſo gedrängten Umriſſen darſtellt, daß dabei die völlige Ausführung der einzelnen Theile der beabſichtigten gedrängten und gleichmäßigen Ueberſicht über das Ganze untergeordnet wird;

c) commentirend, wenn man die einzelnen Theile eines ſyſtematiſch dargeſtellten Ganzen weiter ausführt und erläutert; die mit der ſyſtematiſchen Darſtellung nicht ſelten verbundene Terminologie erklärt, und, der Vergleichung oder des Beweiſes wegen, den ganzen Umkreis verwandter oder widerſprechender Meinungen berückſichtigt u. ſ. w.;

d) populär, wenn man einen wiſſenſchaftlichen Stoff ſo darſtellt, daß man alles von ihm trennt, was den eigentlichen Gelehrten ausſchließend angeht, und nur diejenigen Gegenſtände deſſelben in einer lichtvollen Ueberſicht und leichtfaßlichen Darſtellung behandelt, welche man auch ohne gelehrte Vorkenntniſſe verſtehen kann, und welche zunächſt auf die Anwendung im wirklichen Leben berechnet werden;

e) dialektiſch-kritiſirend, wenn man, nach dem Geſetze der Form, die einzelnen ſtyliſtiſchen Formen prüfet und beurtheilt, um auszumitteln, theils inwiefern und bis wie weit der dargeſtellte Stoff in denſelben behandelt worden ſey, und den Geſetzen der formellen und materiellen Wahrheit entſpreche; theils inwiefern und bis wie weit die Form der Darſtellung ſich der klaſſiſchen Vollendung nähere.

90.

a) Der ſyſtematiſche Lehrſtyl.

Unter einem Syſteme denken wir das aus einem oberſten Grundſatze abgeleitete, logiſch angelegte, in ſeinen Theilen nothwendig zuſammenhängende, gleichmäßig durchgeführte, und nach dem Geſetze der Form durch Sprache dargeſtellte Ganze, in welchem entweder eine ganze Wiſſen-

ſchaft (mithin ein abgeſchloſſener Kreis der menſchlichen Erkenntniß), oder doch ein beſtimmter Theil der wiſſenſchaftlicher Erkenntniß, in materieller Hinſicht den Gegenſtand erſchöpfend, und in formeller Hinſicht den Stoff zur Einheit der Form erhebend, zur Anſchauung gebracht wird.

Ob nun gleich innerhalb der Theorie des Styls nicht über die materielle Wahrheit (über die Uebereinſtimmung des dargeſtellten Gegenſtandes mit den wirklichen Objecten der Erkenntniß) entſchieden werden kann; ſo verlangt doch das Geſetz der Form von dem ſyſtematiſchen Lehrſtyle, daß er, in Hinſicht auf die Richtigkeit der Form, von einem (wenigſtens beziehungsweiſe) oberſten Grundſatze bei dem dargeſtellten Gegenſtande der menſchlichen Erkenntniß ausgehe, aus dieſem zunächſt die einzelnen Theile und die Stellung derſelben unter ſich ſelbſt folgerecht ableite, ſo wie dieſelben gleichmäßig, nach der Wichtigkeit ihres Inhalts, durchführe, und dadurch die Uebereinſtimmung aller dargeſtellten Begriffe unter ſich ſelbſt (oder die formelle Wahrheit) bewirke, — und daß er, in Beziehung auf die Schönheit der Form, die dargeſtellte Form zu einer organiſchen Einheit verbinde, welche, als vollendete Form, durch die in ihr herrſchende Verſinnlichung des Stoffes um ihrer ſelbſt willen gefällt, und von der Einbildungskraft als vollſtändiges Bild von dem Gegenſtande feſtgehalten werden kann.

Die einzelnen Arten des ſyſtematiſchen Lehrſtyls ſind:

a) das Syſtem, von welchem alles gilt, was überhaupt vom ſyſtematiſchen Lehrſtyle verlangt wird.

b) die Abhandlung, welche die ſyſtematiſche und erſchöpfende Darſtellung irgend eines Abſchnittes oder eines einzelnen Theiles aus einem größern wiſſenſchaftlichen Ganzen enthält, und auf welche nach ihrem Verhältniſſe zu dem Ganzen, die aufgeſtellten Grundſätze angewandt werden müſſen.

Als Muſter im ſyſtematiſchen Lehrſtyle bei den Teutſchen verdienen genannt zu werden: Luther, Thomaſius, Wolff, Leſſing, Mendelsſohn, Spalding, Tetens, Möſer, Eberhard, Feder, Steinbart, Kant, Fichte, Reinhold, Herder, Schiller, Georg Forſter, Schloſſer, Fr. Heinr. Jacobi, Heydenreich, Garve, Engel, Reinhard, Gtlo. Ernſt Schulze, Krug, Köppen, Feuerbach, K. Sal. Zachariä u. a.

c) der akademiſche Vortrag (mit einem fehlerhaften Nebenbegriffe gewöhnlich Vorleſung genannt). Umſchließt der einzelne akademiſche Vortrag (gleich einer Predigt oder Rede) ein in ſich abgegrenztes Ganzes von Begriffen; ſo gelten für ihn die für die Abhandlung aufgeſtellten Regeln. Gewöhnlich verſteht man aber eine ununterbrochene Folge einzelner Vorträge darunter, durch welche das Ganze einer Wiſſenſchaft, nach deren innerm nothwendigen Zuſammenhange, mündlich mitgetheilt wird. Geſchieht dies durch wörtliches Ableſen oder Dictirten eines niedergeſchriebenen Heftes; ſo unterſcheidet ſich der akademiſche Vortrag durch kein weſentliches Merkmal von jedem andern wiſſenſchaftlich ausgearbeiteten Buche. Hält ſich der Vortrag zunächſt an die Erklärung eines zum Grunde gelegten Compendiums oder kurzer mitgetheilter Sätze; ſo ſteht die Bearbeitung des Compendiums und der, das Compendium vertretenden, kurzen Sätze unter den Geſetzen des compendiariſchen, ſo wie die Erklärung beider unter den Geſetzen des commentirenden Lehrſtyls. Iſt aber der akademiſche Vortrag, was er ſeyn ſoll, die vorher ſorgfältig durchdachte freie mündliche Mittheilung, und die unmittelbar aus dem Geiſte des Lehrers hervorgehende und auf den Geiſt des Zuhörers einwirkende Verſinnlichung der ſtreng wiſſenſchaftlich

durchgeführten Stoffe vermittelſt einer, im Augenblicke des Vortrages ſelbſt zum Leben gerufenen, und zur möglichſten ſtyliſtiſchen Reife und Vollkommenheit verbundenen, Form der Darſtellung; ſo wird er zwar nicht auf die vollendete Gediegenheit einer niedergeſchriebenen ſtyliſtiſchen Form Anſpruch machen können, dagegen aber, durch die höhere Belebung, welche er aus der unmittelbar thätigen, und die Form erzeugenden, freien geiſtigen Kraft des Lehrers für den Zuhörer erhält, auf den letztern weit tiefer, als das abgeleſene Heft, und in einzelnen Fällen unwiderſtehlich einwirken, weil nothwendig durch die, in Gegenwart der Zuhörer hervorgebrachte, Verbindung des tiefdurchdachten Stoffes mit einer völlig richtigen und äſthetiſch lebensvollen Form eben ſo bei dem Zuhörer, wie bei dem Lehrer, die geſammten geiſtigen Vermögen in ein freies gleichmäßiges Spiel geſetzt werden.

Unter den gedruckten, mithin völlig ausgearbeiteten, akademiſchen Vorträgen zeichnen ſich aus: Gellerts Vorleſungen über die Moral; Heydenreichs Betrachtungen über die Philoſophie der natürlichen Religion; Deſſen philoſophiſches Taſchenbuch für denkende Gottesverehrer, 4 Theile; Kants Vorleſungen über die philoſ. Religionslehre; Fichte's Vorleſungen über die Beſtimmung des Gelehrten, u. a.

Viel Treffliches darüber enthalten: Ludw. Thilo's Grundſätze des akademiſchen Vortrags. Frkf. a. d. Od. 8. und Fr. Schleiermacher's gelegentliche Gedanken über Univerſitäten in teutſchem Sinne. Berl. 1808. 1809. 8. S. 60 ff. Eine Stelle gehört beſonders hieher: „Zwei Elemente ſind dem Kathedervortrage unentbehrlich und bilden ſein eigentliches Weſen. Das eine möchte ich das populäre nennen; die Darlegung des muthmaß-

lichen Zuſtandes, in welchem ſich die Zuhörer befinden; die Kunſt, ſie auf das Dürftige in demſelben hinzuweiſen und auf den letzten Grund alles Richtigen im Richtwiſſen. Dies iſt die wahre dialektiſche Kunſt; und je ſtrenger dialektiſch, deſto populärer. Das andere möchte ich das productive nennen. Der Lehrer muß alles, was er ſagt, vor den Zuhörern entſtehen laſſen; er muß nicht erzählen, was er weiß, ſondern ſein eignes Erkennen, die That ſelbſt, reproduciren, damit ſie beſtändig nicht etwa nur Kenntniſſe ſammeln, ſondern die Thätigkeit der Vernunft im Hervorbringen der Erkenntniß unmittelbar anfachen und anſchauend nachbilden. — Zwei Tugenden müſſen ſich im Univerſitätslehrer vereinigen: Lebendigkeit und Begeiſterung von der einen Seite, Beſonnenheit und Klarheit von der andern, um was die Begeiſterung wirket, verſtändlich und gedeihlich zu machen, damit nicht etwa in den Zuhörern nur dunkele Ahnungen von der Herrlichkeit des Wiſſens entſtehen, ſtatt des Wiſſens ſelbſt. — Wunderbar genug iſt die Gelehrſamkeit eines Profeſſors zum Sprüchworte geworden. Je mehr er beſitzt, deſto beſſer freilich; aber auch die größte iſt unnütz ohne die Kunſt des Vortrags. — Ein Profeſſor, der ein für allemal geſchriebenes Heft immer wieder ablieſet und abſchreiben läßt, mahnt uns ſehr ungelegen an jene Zeit, wo es noch keine Druckerei gab, und es ſchon viel werth war, wenn ein Gelehrter ſeine Handſchrift Vielen auf einmal dictirte, und wo der mündliche Vortrag zugleich ſtatt der Bücher dienen mußte. Jetzt aber kann Niemand einſehen, warum der Staat einige Männer lediglich dazu beſoldet, damit ſie ſich des Privilegiums erfreuen ſollen, die Wohlthat der Druckerei ignoriren zu dürfen; oder weshalb wohl ſonſt ein ſolcher Mann die Leute zu ſich bemüht, und ihnen nicht lieber ſeine ohnehin mit ſtehenbleibenden Schriften abgefaßte Weisheit auf dem gewöhnlichen Wege ſchwarz auf weiß verkauft."

91.

b) Der compendiariſche Lehrſtyl.

Das Compendium iſt das Syſtem im verjüngten Maasſtabe. Es ergehen daher an die Bearbeitung deſſelben alle die Forderungen, nach welchen die Darſtellung des Syſtems formelle Vollendung erhält, nur mit der einzigen hinzukommenden Bedingung: daß die ſtyliſtiſche Form auf eine kurze und gedrängte Ueberſicht über die Wiſſenſchaft berechnet ſey. Zwar darf die Kürze des Compendiums die ſyſtematiſche Haltung und gleichmäßige Durchführung der Wiſſenſchaft nie beeinträchtigen, es muß vielmehr die gedrängtere Form der Darſtellung im Compendium die Ueberſicht über das Ganze noch mehr, als im erſchöpfend ausgeführten Syſteme befördern und erleichtern; allein in Hinſicht der Ausführung der einzelnen Theile, Abſchnitte und Gegenſtände unterſcheidet ſich das Compendium dadurch von dem Syſteme, daß die nähere Erläuterung derſelben beim Compendium dem mündlichen Vortrage oder dem Scharfſinne und eigenem Nachdenken des Leſers überlaſſen bleibt. In ſtyliſtiſcher Hinſicht muß zwar, bei der Ausarbeitung der Compendien, nicht ſelten die höhere Ründung und Vollendung des Periodenbaues der Kürze und Beſtimmtheit des Ausdruckes aufgeopfert werden; allein auch dieſe Kürze und Beſtimmtheit in der Darſtellung, verbunden mit der möglichſten Lebendigkeit und Verſinnlichung des Stoffes vermittelſt der Form, führt bei der compendiariſchen Darſtellung zu Schwierigkeiten, die nicht leicht zu beſeitigen ſind.

Als ſehr zweckmäßig gehaltene Compendien verdienen genannt zu werden: Eſchenburg's Entwurf der Theorie und Literatur der ſchönen Redekünſte; Deſſen Lehrbuch der Wiſſenſchaftskunde; Kieſewetter's Lehrbuch der Hodegetik; Deſſen Logik zum Gebrauche für Schulen; — Rothe's Grundriß der reinen allgemeinen Sprachlehre; Deſſen ſyſtematiſche teutſche Sprachlehre für Schulen; — Heydenreich's Grundſätze der

moraliſchen Gotteslehre; — Ammon's vollſtändiges Lehrbuch der chriſtlich-religiöſen Moral; — Köppen's Grundriß zu Vorleſungen über das Naturrecht; — Maaß'ens Grundriß der Rhetorik; Schott's kurzer Entwurf einer Theorie der Beredſamkeit; u. a.

92.

c) Der commentirende Lehrſtyl.

Ein in ſich abgeſchloſſens Syſtem, beſonders wenn durch daſſelbe eine Wiſſenſchaft neu begründet oder völlig umgeſtaltet wird, verlangt, um ganz verſtanden und erfaßt zu werden, nicht nur einen ſehr wiſſenſchaftlich organiſirten, ſondern auch einen bereits vielſeitig geübten und an allgemeine Ueberſichten gewöhnten Geiſt. Dieſe Ueberſicht zu erleichtern, die einzelnen Theile beſtimmter zu erklären und verſtändlich zu erläutern, die an ſich ſchwierige oder neugewählte Terminologie faßlicher zu entwickeln, die Einwürfe der Gegner gründlich zu beſeitigen, die Theile oder das Ganze des Syſtems mit andern vorhandenen Syſtemen zu vergleichen, und die Grundlehren oder einzelnen Anſichten deſſelben gegen andere Syſteme zu vertheidigen, das Neue und Eigenthümliche in demſelben beſtimmt hervorzuheben, das unbeſtimmt gelaſſene und zu leicht hingeworfene tiefer zu begründen und feſter zu ſtützen, ſo wie das Dunkle zu verdeutlichen, und durch zweckmäßig gewählte Beiſpiele zu verſinnlichen; überhaupt das Syſtem einer Wiſſenſchaft, oder auch nur weſentliche Beſtandtheile derſelben, für einen größern Kreis genießbarer und anwendbarer zu machen; das iſt der Zweck des commentirenden Lehrſtyls, der aber, wenn er ſeiner Beſtimmung entſprechen ſoll, aller Weitſchweifigkeit, aller Einſeitigkeit und Dunkelheit, und namentlich der Durchwäſſerung des darzuſtellenden ſyſtematiſchen Stoffes ſich enthalten muß. — Daraus erhellt, daß der Commentator des Syſtems ſelbſt, im Ganzen und nach deſſen Theilen, ſich bemächtigt haben, damit das Talent viel-

ſeitiger Anſicht und faßlicher Verarbeitung verbinden, und über die Sprache frei und leicht gebieten muß, wenn er ſeiner ſchwierigen Aufgabe genügen will.

Zu dem commentirenden Lehrſtyle gehören auch die Parallelen, in welchen entweder mehrere, in ihren Grundſätzen weſentlich verſchiedene, Syſteme, oder doch einzelne Lehrſtücke derſelben mit einander verglichen, und, vermittelſt der Vergleichung, für die dargeſtellte Wiſſenſchaft ſelbſt erſprießliche Reſultate ausgemittelt werden. Für ihre Darſtellung wird eben ſo ein vielſeitig gebildeter, wie ein völlig unbefangener und ſehr gewandter philoſophiſcher Geiſt, und ein ſicheres Gebieten über die Sprache der Darſtellung erfordert.

Die teutſche Sprache hat z. B. Commentare über Kants Lehren von Kieſewetter, Jac. Sigism. Beck, Tieftrunk; in einem gewiſſen Sinne gehören auch Reinhold's Briefe über die Kantiſche Philoſophie hieher. — Parallelen enthalten die Schriften von Fries: Reinhold, Fichte und Schelling, — und von Thanner: der Transcendentalidealismus in ſeiner dreifachen Steigerung u. ſ. w.

93.

d) Der populäre Lehrſtyl.

Die populäre Darſtellung eines wiſſenſchaftlichen Gegenſtandes beruht, im Gegenſatze gegen die ſyſtematiſche, zunächſt auf derjenigen Behandlung deſſelben, welche alles das von ſich ausſchließt, was entweder blos für die eigentlichen Gelehrten verſtändlich, oder zunächſt für die in die Wiſſenſchaft bereits Eingeweihten von Intereſſe iſt, ſo daß man die populäre Darſtellung theils ohne tiefere wiſſenſchaftliche Vorkenntniſſe verſtehen, theils vermittelſt derſelben von dem Zuſammenhange der Wiſſenſchaft mit dem wirklichen Leben überzeugt werden kann, weil in der erſten Hinſicht vom populären Lehrſtyle die

Ableitung der Wiſſenſchaft aus ihren höchſten Grundſätzen, ſo wie alle Terminologie, Polemik und Literatur ausgeſchloſſen, und in der zweiten Hinſicht in denſelben zunächſt nur das aufgenommen wird, was allgemein verſtändlich und allgemein anwendbar iſt.

Der populäre Schriftſteller muß aber, wenn er nicht ſeicht und oberflächlich werden will, die Wiſſenſchaft, die er faßlich darzuſtellen beabſichtigt, in ihrer Tiefe ergründet und nach ihrem ganzen Umfange erforſcht haben; denn nur dann wird es ihm gelingen, dasjenige deutlich, beſtimmt und allgemein verſtändlich darzuſtellen, was ſelbſt ganz deutlich vor ſeiner Seele ſteht, um auch in der populären Entwickelung den innern nothwendigen Zuſammenhang des Ganzen und der Theile zu verſinnlichen, der innerhalb derſelben blos des ſtreng ſyſtematiſchen Gewandes entkleidet wird. Zugleich muß er Leichtigkeit, Gewandtheit und Lebendigkeit der Darſtellung durch Sprache beſitzen, um, vermittelſt der zur Einheit verbundenen und ſtyliſtiſch vollendeten Form, unmittelbar auf den weiten Kreis derjenigen Leſer zu wirken, welche einer populären Darſtellung bedürfen. Dazu gehört, außer einer leicht zu überſchauenden logiſchen Anordnung und völligen grammatiſchen Richtigkeit, die ſorgfältige Gruppirung der einzelnen Theile des dargeſtellten Stoffes, die Hervorhebung des Wichtigen vor dem minder Wichtigen, und die durchgehends feſtgehaltene Beziehung der dargeſtellten Gegenſtände nach ihrer Anwendbarkeit aufs wirkliche Leben. Dann erreicht der populäre Lehrſtyl ſeine herrliche Beſtimmung, das, was an ſich nur dem Kreiſe des Syſtems angehörte, in ein Gemeingut der ganzen gebildeten Menſchheit zu verwandeln.

Zu dem populären Lehrſtyle gehören:

a) Sprüchwörter, welche, bei allen Völkern alter und neuer Zeit, in einzelnen kurzen Sätzen die anſchaulichſten und verſtändlichſten Lehren der Lebensweisheit und Lebensklugheit enthalten, die gewöhnlich aus Erfahrung und Beobachtung abgeleitet worden, und für

die richtige Auffaſſung und Beurtheilung des wirklichen Lebens beſtimmt ſind. Doch können Sprüchwörter im populären Style nur ſelten, und mit Vorſicht gebraucht werden.

b) Gemeinplätze (loci communes), ſolche einfache und verſtändliche Sätze, deren Sinn ſogleich, ohne weitere Erklärung, einleuchtet. Sie werden im populären Style gewöhnlich Eingangsweiſe gebraucht, um eine wichtigere Belehrung an ſie anzuknüpfen.

c) Sentenzen, oder ſinnvolle Ausſprüche, welche entweder eine allgemein gekannte Wahrheit unter einer neuen Einkleidung enthalten, oder eine neue überraſchende Wahrheit in einer intereſſanten Form ausſprechen. Reichthum der Begriffe bei Kürze der Worte und bei ſicherer Kraft und Beſtimmtheit des Ausdrucks müſſen die Sentenzen im ſtyliſtiſchen Zuſammenhange bezeichnen, ſo daß ſie in demſelben als unwillkührliche Ergießungen des Scharfſinns, nie aber als geſucht und kunſtvoll herbeigezogen erſcheinen.

d) die katechetiſche und ſokratiſche Form. Das Eigenthümliche der katechetiſchen Form beſteht in der mündlichen Mittheilung einzelner Begriffe und ganzer Reihen von Vorſtellungen, welche man ſodann denen wieder abfragt, welchen man ſie mittheilte, um ſich zu überzeugen, ob man von ihnen verſtanden worden ſey, und ob ſie die Fähigkeit beſitzen, dieſelben wieder zu geben. Der Charakter der ſokratiſchen Form hingegen beruht auf derjenigen Fertigkeit des mündlichen Ausdruckes, nach welcher man die erſt mitzutheilenden Begriffe dem zu Unterrichtenden ſo abfragt, daß es ſcheint, als ſey dieſer ſchon vor der Mittheilung in dem Beſitze derſelben geweſen, während er nur die Bedingung dazu in ſich hatte. Beide verlangen eine vollſtändige Bemächtigung der Gegenſtände, welche man Andern unter dieſen Formen mittheilen will, und eine ſorgfältig

berechnete Herablaſſung zu den Eigenthümlichkeiten, Vorkenntniſſen und geiſtigen Bedürfniſſen derſelben.

e) Dies gilt denn in vollem Sinne auch von den Jugendſchriften, durch welche die Entwickelung und Ausbildung des heranwachſenden Geſchlechts in intellectueller, äſthetiſcher und ſittlicher Hinſicht befördert und geleitet werden ſoll. Sie dürfen daher nichts Unverſtändliches und über den geiſtigen Geſichtskreis der Jugend Hinausliegendes in ſich enthalten; ſie müſſen in einer edlen, aber allgemein faßlichen Sprache gehalten, und mit beſtimmter Vergegenwärtigung eines gewiſſen Abſchnitts des jugendlichen Lebensalters geſchrieben, auch muß die ſtyliſtiſche Darſtellung mit der Lebendigkeit durchgeführt worden ſeyn, welche das jugendliche Gemüth anzuſprechen vermag, ohne doch die Jugend zur Vielwiſſerei, zum Nachſprechen auf Autorität, zum Abſprechen über wichtige von ihr noch nicht völlig erkannte Gegenſtände, und zur Halbreife oder frühzeitigen Ueberreife zu verleiten.

f) Die meiſten von dieſen Bedingungen müſſen auch bei dem populären Lehrſtyle in den Volksſchriften feſtgehalten werden. Denn wenn man in dem hieher gehörenden Sinne unter Volk die untern und minder gebildeten Stände der bürgerlichen Geſellſchaft verſteht; ſo haben Volksſchriften die Beſtimmung, dieſer zahlreichen Menſchenklaſſe richtige und beſtimmte Begriffe über die Gegenſtände des öffentlichen und häuslichen Lebens, über Religion, Staatsverfaſſung, bürgerliche Verhältniſſe, Naturgegenſtände, geſchichtliche Vorgänge, über nützliche Erfindungen, und über Vortheile und Bequemlichkeiten des Lebens mitzutheilen, dem Aberglauben und den Vorurtheilen der untern Stände entgegen zu arbeiten, den Kreis ihrer Einſichten zu berichtigen, zu erweitern und zu vervollkommnen, und dies alles in einer faßlichen, edlen, würdevollen Sprache.

Große Verdienſte um den populären Lehrſtyl haben ſich erworben: Gellert, Chſtn. Fel. Weiße, Sander (über die Güte und Weisheit Gottes in der Natur), Hufeland (Kunſt das menſchliche Leben zu verlängern), v. Knigge (über den Umgang mit Menſchen), v. Rochow, Salzmann, Campe, Schlez, Rud. Zach. Becker, Glatz, Dolz, Dinter u.a.

94.

e) Der dialektiſch-kritiſirende Lehrſtyl.

Um auszumitteln, ob der ſtyliſtiſch dargeſtellte Stoff in wiſſenſchaftlicher Hinſicht zweckmäßig und erſchöpfend behandelt worden ſey, und ob die Form der Darſtellung dem Geſetze der Form entſpreche, muß es eine beſondere ſtyliſtiſche Form, den dialektiſch-kritiſirenden Styl, geben, welcher als ſolcher zum Lehrſtyle gehört, weil der Maasſtab für jene Beurtheilung und Prüfung nur wiſſenſchaftlich beſtimmt, und aus den Geſetzen der materiellen und formellen Wahrheit abgeleitet werden kann.

Der dialektiſch-kritiſirende Lehrſtyl zerfällt aber in Dialektik und Kritik. Die Dialektik zeigt ſich, im mündlichen und ſchriftlichen Lehrſtyle, als die Fertigkeit, den Schein von der Wahrheit zu trennen; die Spitzfindigkeiten, welche ſich als Wahrheit ankündigen, in ihrer Blöße darzuſtellen; alle Scheingründe zu vernichten, und die Rechte der Wahrheit zu handhaben; und dies durch die feſte Grenzbeſtimmung zwiſchen Schein, Wahrſcheinlichkeit und Wahrheit. Nach dieſem ihrem Zwecke iſt die Dialektik, in ſtyliſtiſcher Hinſicht, zunächſt auf den dargeſtellten Stoff gerichtet.

Die Kritik hingegen, ſobald ſie in unmittelbarer Beziehung auf den Styl genommen wird, beſteht in der Beurtheilung der ſtyliſtiſchen Producte nach ihrer Angemeſſenheit oder Nichtangemeſſenheit zu dem Geſetze der Form. Sie entſcheidet, ob die für die Darſtellung des Stoffes gewählte Form eben dieſem Stoffe angemeſſen ſey, oder ob eine andere Form hätte gewählt werden ſollen; ob und wie

innerhalb der Form den Geſetzen der Richtigkeit und Schönheit Genüge geleiſtet worden ſey, und zwar nach der weſentlichen Verſchiedenheit der Sprache der Proſa, Dichtkunſt und der Beredſamkeit, ſo wie nach der weſentlichen Verſchiedenheit der niedern, mittlern und höhern Schreibart von einander. Sie entſcheidet alſo aus formellen Gründen über die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit der ſtyliſtiſchen Darſtellung, und vermittelt ein ſicheres Urtheil über den ſtyliſtiſchen Charakter des Schriftſtellers, ob er zu den Klaſſikern gehöre, oder nicht.

Zu dem dialektiſch-kritiſirenden Lehrſtyle gehören:

a) die Diſputation, oder die mündliche Beurtheilung und Prüfung einer ſtyliſtiſchen Form in Hinſicht auf Stoff und Darſtellung gegen den anweſenden Urheber derſelben. Gründliche wiſſenſchaftliche Kenntniſſe, deutliche Vergegenwärtigung des Geſetzes der Form, logiſche Sicherheit und Feſtigkeit, und Gewandtheit im Ausdrucke ſind die Hauptbedingungen, wenn die Diſputation ihren Zweck erreichen ſoll.

b) Die ſchriftliche Prüfung beſteht in der erſchöpfenden Beurtheilung einer ſtyliſtiſchen Ausarbeitung nach Stoff und Form, und nach denſelben Bedingungen, wie bei der Diſputation.

c) Die Recenſion, die ſelbſt, als ſtyliſtiſches Erzeugniß, unter dem Geſetze der Form ſteht, und nach ihrer Vollkommenheit oder Unvollkommenheit von dem Maasſtabe dieſes Geſetzes abhängt, ſoll nicht blos den Inhalt eines vorliegenden Werkes genau und treu angeben (ſonſt wäre ſie blos Relation), ſondern den Geiſt, die Beſtimmung, den wiſſenſchaftlichen und ſtyliſtiſchen Charakter, und die Stellung deſſelben gegen ähnliche ſchon vorhandene Werke, ſo wie überhaupt ſeine Vorzüge, und Fehler und Mängel im Allgemeinen und im Einzelnen gründlich und wahrhaft bezeichnen und das ausgeſprochene Urtheil mit Belegen aus

dem Werke beſtätigen. Der Recenſent muß zugleich durch die Recenſion beurkunden, daß er dem anzuzeigenden Werke theils durch Tiefe und Gründlichkeit der Kenntniſſe, theils durch die ſtyliſtiſche Form der Recenſion völlig gewachſen ſey, und daß er den innern Beruf hatte, ſein kritiſches Urtheil vor dem ganzen gebildeten Publicum darüber abzugeben.

Noch fehlt eine Theorie des dialektiſch-kritiſirenden Lehrſtyls, und beſonders eine Theorie der Recenſionen, zu welcher Greiling's vorläufige Gedanken zu einer Theorie der Recenſionen, in Fichte's und Niethammer's phil. Journale, 1797, St. 6, 119 ff. nur einige Beiträge enthalten. — Bleibt gleich die größere Menge der jährlich erſcheinenden Recenſionen hinter den aufgeſtellten Forderungen an eine befriedigende Recenſion zurück; ſo hat doch unverkennbar der innere und äußere Charakter der Kritik bei den Teutſchen ſeit dem Anfange der allgemeinen teutſchen Bibl. bedeutende Fortſchritte gemacht, und in den Literaturzeitungen von Halle, Leipzig und Jena, in den Götting. gel. Anzeigen, in den Heidelbergiſchen und Wiener Jahrbüchern, im Hermes u. a. erſcheinen einzelne treffliche und gehaltvolle Recenſionen, welche ſich dem aufgeſtellten Ideale nicht ſelten nähern.

95.

2) Der geſchichtliche Styl.

Wenn der Stoff des Lehrſtyls in Begriffen beſteht; ſo beruht der Stoff des geſchichtlichen Styls auf Thatſachen der Erfahrung, auf Erſcheinungen und Vorgängen in der Vergangenheit und Gegenwart. Wenn der Lehrſtyl die einzelnen Theile und die Geſammtheit der Erkenntniß in dem Menſchen zur Einheit der ſtyliſtiſchen Form erhebt; ſo ſtellt der geſchichtliche Styl den Kreis der Erſcheinungen außerhalb des Menſchen unter der Einheit der ſtyliſtiſchen Form

bar. Die Geſammtheit dieſer Erſcheinungen, Vorgänge und Thatſachen nennen wir den Kreis der Erfahrung.

Alle Erſcheinungen und Thatſachen dieſes Kreiſes werden aber entweder als zugleich und neben einander im Raume, oder als nach einander in der Zeit (den beiden Grundformen der Anſchauung) wahrgenommen. Der Kreis der Geſchichte zerfällt daher in die beiden Haupttheile: der Gegenwart und Vergangenheit; denn die Zukunft liegt völlig außerhalb dieſes Kreiſes. Nach dieſer Eintheilung des geſchichtlichen Stoffes kann es daher auch nur zwei Grundformen des geſchichtlichen Styles geben: die Darſtellung der Gegenwart, oder die Beſchreibung; und die Darſtellung der Vergangenheit, oder die Erzählung. Die Beſchreibung verbreitet ſich über die Erſcheinungen und Veränderungen nach ihrem Zugleich- und Nebeneinanderſeyn im Raume, ſo wie die Erzählung über die Thatſachen der Vergangenheit nach ihrer Aufeinanderfolge in der Zeit.

Weil aber alle zugleich und nebeneinander beſtehende Erſcheinungen, ſo wie die geſammten auf einander folgenden Thatſachen unter ſich in einem innern Zuſammenhange ſtehen; ſo bleibt es die Grundaufgabe für den geſchichtlichen Styl: dieſen nothwendigen Zuſammenhang innerhalb des Kreiſes der äußern Wahrnehmung, vermittelſt der Einheit der Form, für den innern Sinn ſo zu verſinnlichen, daß durch die ſtyliſtiſche Darſtellung ein beſtimmtes, wahres und vollſtändiges, ſo wie ein lebensvolles Bild von dem dargeſtellten Stoffe hervorgebracht wird. Denn ſchon ſeinem Stoffe nach iſt der geſchichtliche Styl, unter allen Gattungen und Arten des proſaiſchen Styls, wegen ſeiner völligen Objectivität der höchſten Verſinnlichung fähig. Das Weſen der vollendeten Geſchichtsſchreibung, oder der geſchichtlichen Kunſt, wird alſo in der Hervor-

bringung einer ſolchen ſtyliſtiſchen Form beſtehen, in welcher das Objective des geſchichtlichen Stoffes, durch die innigſte Harmonie der Richtigkeit und Schönheit in der Form, zur Einheit eines vollendeten Bildes für den innern Sinn erhoben wird.

Noch fehlt eine befriedigende Theorie des geſchichtlichen Styls; ſie wird auch erſt dann möglich ſeyn, wenn die Geſchichtsſchreibung bei den Teutſchen, die ſeit den letzten dreißig Jahren in ihrer Entwickelung begriffen iſt, eine feſte Geſtaltung und höhere Reife gewonnen hat. Was in den gewöhnlichen Theorieen des Styls als Theorie des geſchichtlichen Styls vorkommt, iſt völlig unzureichend. — Ein in vielfacher Beziehung gelungener Verſuch dieſer Art iſt: W. Wachsmuth's Entwurf einer Theorie der Geſchichte. Halle, 1820. 8. Allein ſchon ſeit den letzten dreißig Jahren begannen einzelne ausgezeichnete Männer, beſſere Anſichten darüber aufzuſtellen. Sie finden ſich in: J. W. Bartoldy's Einleitung zur Geſchichte des ältern Europa, nach dem Engliſchen des W. Ruſſel, (Berl. 1794. 8.) Th. 1, S. 1. ff. — in Karl Ludw. Woltmann's Plan für hiſtoriſche Vorleſungen (Jena, 1795. 8.) S. 1 ff. und in Deſſen kleinen hiſtoriſchen Schriften, (2 Th. Jena, 1797. 8.) Th. 1, S. 109 ff. — in Bolingbroke's Briefen über das Studium der Geſchichte, überſ. von Vetterlein. 2 Th. Leipz. 1794. 8. — in J. Geo. Müller's Briefen über das Studium der Wiſſenſchaften, beſonders der Geſchichte (Zürich, 1798. 8.) S. 93 ff. — in Fr. Rühs, Entwurf einer Propädeutik des hiſtor. Studiums. Berl. 1811. 8. — in Ludw. Schaaf's Methodik des hiſtor. Unterrichts. Magdeb. 1813. 8. — in Ludw. Wachler's Geſch. der hiſtor. Forſchung und Kunſt. 2 Theile, (in 4 Bänden). Gött. 1812 — 1818. 8. — in Fr. Wilh. Tittmann, über Erkenntniß und Kunſt in der Geſchichte. Dresden, 1811. 8. (Täuſchend iſt der

Titel folgender Schrift: J. Babor, über die philoſophiſche Hiſtoriographie der neueſten Zeit. Olmütz, 1818. 8., weil der Gegenſtand des Buches gar nicht hieher gehört.)

96.

Eintheilung des geſchichtlichen Styles.

Gegenwart und Vergangenheit ſind die beiden weſentlich verſchiedenen Beſtandtheile des Kreiſes der Erfahrung (§ 95); ihnen entſpricht in der ſtyliſtiſchen Darſtellung die Beſchreibung und die Erzählung. Allein, nach der Mannigfaltigkeit der einzelnen Stoffe, welche den Kreiſen der Gegenwart und Vergangenheit angehören, zerfällt ſowohl der beſchreibende, als der erzählende geſchichtliche Styl in mehrere Untertheile.

Zu dem beſchreibenden geſchichtlichen Style gehört die Naturbeſchreibung überhaupt (irrig: Naturgeſchichte genannt), und die Erdbeſchreibung im Beſondern. Die erſte iſt allgemeine Naturbeſchreibung, wenn ſie die geſammte Natur als ein abgeſchloſſenes ſinnlich erſcheinendes Ganzes darſtellt, und zugleich das Verhältniß unſerer Erde, als eines Theiles des Weltganzen, zu den übrigen Himmelskörpern entwickelt. Sie iſt aber beſondere Naturbeſchreibung, wenn ſie, ausgehend von dem Unorganiſchen, ſodann, nach dem Begriffe des Organismus, die einzelnen Gattungen, Arten und Formen der unbelebten und belebten Organiſationen auf unſerm Erdkörper (die Erd- und Steinarten, die Pflanzengattungen, die Thierwelt, und die einzelnen Menſchenſtämme) ſchildert. — Die beſondere Erdbeſchreibung hingegen enthält die Darſtellung der natürlichen Beſchaffenheit unſers Erdbodens (die ſogenannte phyſikaliſche Erdkunde, oder die Beſchreibung der Erde in Hinſicht auf Boden, Klima, Jahreszeiten, Producte, Thiere, Naturveränderungen u. ſ. w.), und den geſammten Kreis der Gegenwart in Hinſicht der geſellſchaftlichen und bürgerlichen Verhältniſſe der einzelnen, auf dem Erdboden neben

einander beſtehenden Völker, Staaten und Reiche (die ſogenannte *politiſche Erdkunde* und die *Staatenkunde* oder *Statiſtik*, mit Einſchluß der *Völkerkunde* und der *Reiſebeſchreibungen*).

Im Gegenſatze des beſchreibenden geſchichtlichen Styls, enthält der *erzählende* geſchichtliche Styl die Darſtellung des unermeßlichen Kreiſes der *Vergangenheit*, indem er im innern Zuſammenhange das entwickelt und ſchildert, was je auf dem Erdboden *war* und *geſchah*. Er umſchließt als weſentliche Untertheile: die *Naturgeſchichte* (die Geſchichte des *Continents* ſelbſt, nach den Veränderungen deſſelben, die Geſchichte des *Meeres*, die Geſchichte der *Thierarten*, und die Geſchichte der *Menſchengattung* nach der phyſiſchen Ankündigung und Verſchiedenheit derſelben) und die *Menſchengeſchichte*, welche alle auf uns gekommene Vorgänge und Thatſachen in ſich begreift, die eine *Wirkung der menſchlichen Freiheit* geweſen ſind.

97.

a) *Der beſchreibende geſchichtliche Styl.*

Der *beſchreibende* geſchichtliche Styl hat die Beſtimmung, die Erſcheinungen, Geſchöpfe und einzelnen Gegenſtände, welche zum *Kreiſe der Gegenwart* theils in der Naturwelt, theils in der Menſchenwelt gehören, einfach, lichtvoll und beſtimmt geordnet (wozu in vielen Fällen die *tabellariſche* Behandlung des Stoffes ſich beſonders eignet), richtig und erſchöpfend bezeichnend, nach ihrem wirklichen Zuſammenhange unter ſich verbunden, und in einer edlen und vollendeten ſtyliſtiſchen Form darzuſtellen. — Im Allgemeinen verſtatten viele einzelne Untergattungen und Arten des beſchreibenden Styls (z. B. die eigentliche Naturbeſchreibung, die Erdkunde u. a.) *nicht* die höhere Lebendigkeit und den zur völligen Ründung und innern Vollendung erhobenen Periodenbau, welche zu den

Grundbedingungen des erzählenden Styls gehören; allein mehrere ſehr gelungene Naturſchilderungen, Reiſebeſchreibungen und ſtatiſtiſche Darſtellungen zeigen doch, daß auch in dem beſchreibenden geſchichtlichen Style eine hohe Vollkommenheit der Form der Darſtellung zu erreichen möglich iſt.

Beſonders gehört die Staatenkunde (Statiſtik) dahin, ſobald dieſelbe nach ihrem wahren Weſen erkannt und als die Wiſſenſchaft dargeſtellt wird, welche die politiſche Geſtaltung der Reiche und Staaten des Erdbodens, nach der Ankündigung ihres innern und äußern Lebens im Kreiſe der Gegenwart, im Zuſammenhange darſtellt *). In dieſem Sinne iſt ſie, nächſt der allgemeinen Geſchichte, die zweite geſchichtliche Grund- und Stammwiſſenſchaft, von welcher, nach ihrem Verhältniſſe zur allgemeinen Geſchichte, Schlözer's ſinnvoller Ausſpruch gilt: „Die Geſchichte iſt eine fortlaufende Statiſtik, und die Statiſtik eine ſtillſtehende Geſchichte". Zur Darſtellung des innern Lebens der Staaten und Reiche gehören aber die Grundbedingungen deſſelben: die Grundmacht des Staates nach Land und Volk; die Kultur des Volkes; die Verfaſſung und die Verwaltung des Staates; ſo wie zur Darſtellung des äußern Lebens der Staaten und Reiche die politiſche Stellung derſelben in der Mitte des geſammten Staatenſyſtems als Mächte des erſten, zweiten, dritten oder vierten politiſchen Ranges; der Einfluß des innern politiſchen Lebens nach Verfaſſung und Verwaltung auf die mehr oder weniger kraftvolle Ankündigung des äußern Lebens, ſo wie die Rückwirkung des äußern Lebens auf das innere; und die Geſammtheit der zwiſchen dem einen Staate und allen übrigen Staaten und Reichen beſtehenden und noch geltenden Verträge.

In ſtyliſtiſcher Hinſicht verdienen unter den teutſchen Schriftſtellern im beſchreibenden Style genannt zu werden:

*) Vergl. Hermes, 1819, St. 3, S. 190 ff.

1) in der Naturbeſchreibung: Blumenbach, Wünſch, Batſch, Link, Geo. Forſter, Alex. v. Humboldt u. a.;

2) in der Erd- und Staatenkunde: Büſching, Normann, Crome, Schlözer, Lüder, Schummel, Gaſpari, Milbiller, Stein, Haſſel, Schorch, Lindner, Gutsmuths u. a.;

3) in teutſchen Reiſebeſchreibungen: Meiners, Risbeck, Geo. Forſter, Pallas, v. Stolberg, Küttner, Seume, Chſtn. Aug. Fiſcher, Ernſt Mor. Arndt, Rehfues u. a.

98.

b) Der erzählende Styl.

Der erzählende geſchichtliche Styl hat die Aufgabe, den ganzen Kreis der Vergangenheit, ſoweit er in beglaubigten Thatſachen vorliegt, in einer vollendeten Form durch Sprache darzuſtellen, und gleichmäßig die Naturgeſchichte und die Menſchengeſchichte (§ 96) zu umſchließen. So reich und intereſſant auch an ſich die Naturgeſchichte iſt; ſo wird ſie doch an Maſſen des Stoffes und an höherem Intereſſe von der Menſchengeſchichte aufgewogen, weil dieſe zunächſt diejenigen Veränderungen und Thatſachen ſchildert, welche als unmittelbare Wirkung der Freiheit erſcheinen. Denn ſo hoch die Welt der Freiheit über dem Kreiſe der Naturnothwendigkeit ſteht; ſo weit übertrifft auch die Menſchengeſchichte an Mannigfaltigkeit, Reichthum und Fruchtbarkeit des Stoffes das Gebiet der Naturgeſchichte. Deshalb wird auch die geſchichtliche Kunſt, oder die höhere Vollendung der Geſchichtsſchreibung, zunächſt auf die Menſchengeſchichte bezogen. Dieſe kann aber dargeſtellt werden: entweder als Geſchichte der Individuen, oder als Specialgeſchichte (einzelner Geſchlechter, Geſellſchaften, Corporationen, Völker, Staaten und Reiche), oder als allge-

meine Geſchichte (Geſchichte der Geſammtheit des menſchlichen Geſchlechts).

Der ſtyliſtiſchen Form nach unterſcheidet ſich die Schilderung von der bloßen Erzählung. Denn, wenn die Erzählung die geſchichtlichen Thatſachen treu, wahr, einfach und ohne höhern Schmuck, ſo wie ohne höhere Kraft und Verſinnlichung des Ausdruckes darſtellt; ſo iſt in der Schilderung die Darſtellung der Individuen und Ereigniſſe zunächſt auf eine lebensvollere Zeichnung, auf eine höhere Verſinnlichung und auf die Vollendung der ſtyliſtiſchen Form zu einem vollſtändigen Bilde berechnet, deſſen ſich die Einbildungskraft bemächtigen und durch deſſen innere Einheit ſie befriedigt werden kann.

99.

Die Untergattungen des erzählenden geſchichtlichen Styls.

a) Die Biographie und Charakteriſtik.

Sie enthält die Darſtellung des Lebens eines Individuums unter einer vollendeten ſtyliſtiſchen Form. Soll ſie befriedigen; ſo muß ſie nicht blos vollſtändig entwickeln, was das dargeſtellte Individuum nach ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit war und leiſtete, ſondern auch wie es das ward, was es war. Dies iſt aber blos dann möglich, wenn — abgeſehen von allen pſychologiſchen Deutungen — aus beglaubigten geſchichtlichen Thatſachen zunächſt das innere Leben, der beſondere Gang der individuellen Entwickelung und Ausbildung des darzuſtellenden Individuums hervorgehoben, und aus dieſem innern Leben die äußere Ankündigung des Individuums mit Nothwendigkeit abgeleitet wird. Der Biograph muß daher eine genaue Kenntniß der perſönlichen Verhältniſſe des darzuſtellenden Individuums mit tiefem philoſophiſchen Geiſte und pſychologiſchen Tacte verbinden, weder als der Lobredner, noch als der Gegner deſſelben erſcheinen, und durchgehends neutral bleiben,

wie es die geſchichtliche Wahrheit verlangt. — Sobald dieſe Bedingungen nicht berückſichtigt werden, erhält man entweder einen *Lebenslauf*, oder einen *Panegyricus*, ſtatt einer Biographie. — Unter allen Biographieen ſind aber die *Selbſtbiographieen* die ſchwierigſten; auch bedürfen ſie einer beſondern Prüfung und Würdigung.

Unterſcheidet man, im ſtrengern Sinne, zwiſchen Biographie und *Charakteriſtik*; ſo beſteht das Eigenthümliche der letzten darin, daß in ihr eine *leitende Idee* zum Grunde liegt, für welche das dargeſtellte Leben eines Individuums zur Verſinnlichung dient. Zwar ſoll ſie die Handlungen und den Charakter des darzuſtellenden Individuums *nicht* nach jener Idee geſtalten und pſychologiſch deuten; wohl aber ſoll ſie das Individuum im Lichte jener Idee erſcheinen laſſen, und die Verwirklichung jener Idee im Leben eines Volkes, oder ſelbſt eines größern Theils der Menſchheit, vermittelſt der Thätigkeit und Kraft des dargeſtellten Individuums verſinnlichen. Daraus erhellt, daß nur *ſolche* Männer ſich zur Charakteriſtik eignen, welche entweder in der politiſchen Welt, oder in den Kreiſen der Wiſſenſchaft und der Kunſt große Veränderungen und Umbildungen bewirkt haben. (z. B. *Alexander*, *Cäſar*, *Karl der Große*, *Gregor 7*, *Wicliff*, *Huß*, *Colom*, *Luther*, *Leibnitz*, *Friedrich 2*, *Kant* u. a.)

Zur *Theorie* der Biographie gehören:

Wiggers, über die Biographie. Mitau, 1777. 8.
Jeniſch, Theorie der Lebensbeſchreibung. Berl. 1802. 8.
K. Ludw. *Woltmann*, Verſuche über die Biographie; in ſ. kleinen hiſtor. Schrift. Th. 1. S. 103 ff.
Ernſt Mor. *Arndt*, Einleitung zu hiſtoriſchen Charakterſchilderungen. Berl. 1810. 8.

Zur *ſtyliſtiſchen* Darſtellung der Biographie gehören als allgemeine Sammlungen:

Stlo. Bened. *Schirach*, Biographie der Teutſchen. 6 Th. Halle, 1770 ff. 8.

J. Matth. Schröckh, allgemeine Biographie. 8 Th. Berl. 1785 ff. 8. — und Deſſen Lebensbeſchreibungen berühmter Gelehrten. 2 Th. N. A. Lpzg. 1790. 8. —
Chſtph. Meiners, Lebensbeſchreibungen berühmter Männer aus den Zeiten der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften. 3 Th. Zürich, 1796 ff. 8. —
Fr. Schlichtegroll, Nekrolog der Teutſchen. Vom Jahr 1790 — 1799, jeder Jahrgang in 2 Bänden. Gotha, 1791 ff. 8. Dazu 2 Supplementbände; und dann Nekrolog der Teutſchen für das 19te Jahrhundert. 5 Theile. Gotha, 1803 ff. 8. —
Pantheon der Teutſchen. 3 Thle. Chemnitz, 1791 ff. 8. —
J. Aug. Eberhard, der Biograph; Darſtellung merkwürdiger Menſchen der drei letzten Jahrhunderte. 8 Theile. Halle, 1802 — 9. 8. —
Zeitgenoſſen. 18 Hefte. Altenb. und Lpz. 1816 ff. 8.
Einzelne vorzügliche Biographieen und Charakteriſtiken bei den Teutſchen von: Hegewiſch (Geſch. der Regierung Karls des Großen und Maximilians 1); Garve (Fragmente über Friedrich 2); Poſſelt (Geſch. Guſtavs 3); Luden (Chriſtian Thomaſius); Schelle (Heydenreichs Charakteriſtik); Heeren (Johann von Müller; Chriſtian Gottlieb Heyne); Gruber (Chriſtoph Martin Wieland); Joh. Voigt (Leben des Prof. Kraus); u. a. — — Selbſtbiographieen von Semler; Büſching; Büſch; Hippel; Bronner; Pütter; Schlözer; Spalding u. a.

Die Anekdote iſt die Darſtellung einer einzigen Begebenheit, oder einer einzigen Aeußerung eines intereſſanten Individuums, welche ſich entweder durch ihre Neuheit und Eigenthümlichkeit, oder durch ihren Zuſammenhang mit andern Ereigniſſen und Äußerungen ſo auszeichnet, daß ſie vereinzelt (gleichſam epigrammatiſch) in einer kleinen, in ſich vollendeten Form dargeſtellt werden kann. Der Form nach muß die Anekdote kurz und kräftig gehalten werden, und der eigentliche Treffpunct (die Pointe) beſtimmt hervortre-

ten. — Weil aber die Anekdote zur Geſchichte ſich nur wie ein kleinſter Theil, und gewöhnlich wie Epiſode, verhält; ſo darf die Zahl derſelben nicht in der wirklichen Geſchichte gehäuft werden.

Der lapidariſche Styl beſteht zunächſt in Inſchriften, welche auf öffentlichen Denkmälern (Ehrenſäulen, Münzen, Grabmälern ꝛc) das Andenken an ausgezeichnete Perſonen oder wichtige Ereigniſſe erhalten ſollen. Ihre Form muß das Gepräge der Wahrheit, Kraft und Kürze an ſich tragen.

100.

Fortſetzung.

β) Die Specialgeſchichte.

Die Specialgeſchichte hat die Beſtimmung, die freien Handlungen und die Schickſale einer Mehrzahl von Individuen nach den höchſten Bedingungen des Geſetzes der Form darzuſtellen. So hebt die Specialgeſchichte vom Familienleben an, erweitert den Kreis ihrer Darſtellung über die Begebenheiten ganzer Geſellſchaften, Corporationen, Stände, Geſchlechter, Orden und Zünfte, oder über die Schilderung der Ausbildung der einzelnen Wiſſenſchaften und Künſte, ſo wie deren Arten und Zweige, und endigt in der Geſchichte der einzelnen Völker, Staaten und Reiche. — Nur geſtützt auf die ſtrengſte Kritik der geſchichtlichen Quellen iſt es möglich, die unzähligen Einzelnheiten der Specialgeſchichte zu einem beglaubigten Ganzen, und, geſtützt auf das Geſetz der Form, die Darſtellung ſelbſt zu einer organiſchen Einheit zu erheben. Denn, weil es freie Weſen ſind, welche die Geſchichte ſchildert; ſo muß durchgehends die Specialgeſchichte das große, oft mannigfaltig verflochtene, und oft höchſt räthſelhafte Spiel dieſer Freiheit, ſo wie das Verhältniß dieſer Freiheit zu dem Gange des äußern Schickſals verſinnlichen, und namentlich in der Geſchichte der Völker, Staaten und Reiche von dem innern bürger-

lichen Leben, als der Grundbedingung ihrer äußern Ankündigung, mithin von der Verfaſſung und Verwaltung der erloſchenen oder noch beſtehenden Staaten und Reiche des Erdbodens ausgehen, um daraus den Gang der Geſchichte derſelben, und die Wechſelwirkung des innern und äußern politiſchen Lebens auf einander, zu erklären. Denn nur, wenn die Verfaſſung der Völker, Staaten und Reiche in den Mittelpunct der geſchichtlichen Darſtellung gebracht wird, iſt es möglich, den innern organiſchen Zuſammenhang aller einzelnen Begebenheiten derſelben, ſo wie entweder ihre Entwickelung, Blüthe und Reife, oder ihr allmähliges Veralten, Sinken und ihren Untergang, mit Beſtimmtheit nachzuweiſen und zur Anſchauung zu erheben. Beſonders iſt dieſe große Aufgabe bei der Specialgeſchichte der europäiſchen Staaten und Reiche, und namentlich ſeit der Zeit des Entſtehens und Ausbildens des Syſtems des politiſchen Gleichgewichts (ſeit 1492), in der Geſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems aus dem Standpuncte der Politik feſtzuhalten und pragmatiſch in einer ſtyliſtiſch vollendeten Form durchzuführen.

Als Hauptarten der Specialgeſchichte erſcheinen daher, außer der Geſchichte einzelner Familien, einzelner Stände, einzelner Verbindungen u. ſ. w. 1) die Völkergeſchichte (Ethnographie), welche die Darſtellung des Eigenthümlichen in der Entwickelung und Ausbildung der einzelnen Völker der Erde — abgeſehen von ihrem bürgerlichen Vereine in Staaten und Reichen — zunächſt in Angemeſſenheit zur phyſiſchen und geiſtigen Individualität (Volksthümlichkeit) derſelben enthält, bis jetzt aber noch nicht wiſſenſchaftlich und befriedigend angebaut worden iſt; 2) die Staatengeſchichte, oder die Geſchichte des innern und des äußern politiſchen Lebens der einzelnen entweder bereits erloſchenen, oder noch beſtehenden Staaten und Reiche des Erdbodens; 3) Die Kulturgeſchichte, oder die allgemeine Schilderung der Entwickelung der geſammten Bedingungen

und Zweige der menſchlichen Kultur ſeit der Entſtehung des menſchlichen Geſchlechts.

Allein, ſo wie die Staatengeſchichte, in Hinſicht der einzelnen Staaten und Reiche, in ſehr viele Untergattungen und Arten zerfallen kann (Geſchichte der europäiſchen oder aſiatiſchen ꝛc. Staaten; der italieniſchen, der teutſchen, der nordiſchen, der ſlaviſchen ꝛc. Staaten u. ſ. w.); ſo umſchließt auch die Kulturgeſchichte, ſobald die einzelnen Bedingungen, Theile und Zweige der menſchlichen Kultur beſonders dargeſtellt, und zum innern nothwendigen Zuſammenhange verbunden werden, eine große Maſſe einzelner geſchichtlicher Gegenſtände. Denn im Allgemeinen muß, nach den beiden weſentlichen Theilen der menſchlichen Natur, zwiſchen der phyſiſchen und geiſtigen Kultur, und bei der letzten wieder, nach den drei urſprünglichen Vermögen des menſchlichen Geiſtes, die intellectuelle, äſthetiſche und moraliſche Kultur unterſchieden werden. Bei der Kulturgeſchichte ſteht alſo kein Volk, und keine einzelne geſchichtliche Thatſache, ſondern der Begriff der Kultur, unmittelbar abſtammend aus der urſprünglichen Vervollkommnungsfähigkeit (Perfectibilität) des menſchlichen Weſens, an der Spitze der Darſtellung, unter welchen Begriff dann alle einzelne Thatſachen des darzuſtellenden Zweiges der intellectuellen, äſthetiſchen und moraliſchen Kultur gebracht, dem Stoffe nach pragmatiſch verbunden, und der Form nach zu einem vollendeten ſtyliſtiſchen Ganzen für die Anſchauung erhoben werden. — Aus dem Begriffe der intellectuellen Kultur gehet aber die Geſchichte der menſchlichen Sprache überhaupt, und die Geſchichte der einzelnen Sprachen (der teutſchen, griechiſchen, arabiſchen ꝛc.), die Geſchichte der Philoſophie überhaupt, und der einzelnen philoſophiſchen Wiſſenſchaften (der Logik, Metaphyſik, Sittenlehre ꝛc.), die Geſchichte der Größenlehre und aller einzelnen zu ihr gehörenden Wiſſenſchaften, die Geſchichte der Rechtsgelehrſamkeit, der Heilkunde, der Theologie,

die Geſchichte der Gewerbe, der Entdeckungen und Erfindungen, die Geſchichte der Geſchichte, oder die Darſtellung der Art und Weiſe, wie bisher die Bearbeitung der einzelnen Theile der Geſchichte geſchehen iſt, mit Einſchluß der Literaturgeſchichte ꝛc. hervor. — Aus dem Begriffe der äſthetiſchen Kultur entſpringt die Darſtellung der Geſchichte der einzelnen ſchönen Künſte und ihrer Theile und Arten (der Dichtkunſt, Beredſamkeit, Tonkunſt, Mahlerei, Plaſtik, Baukunſt, Gartenkunſt, Tanzkunſt, Mimik und Schauſpielkunſt). — Endlich aus dem Begriffe der moraliſchen Kultur wird die Geſchichte des eigentlichen ſittlichen Lebens der Menſchen abgeleitet: die Geſchichte der Sitten überhaupt; die Geſchichte der Religionen; die Geſchichte der verſchiedenen bürgerlichen Verfaſſungen, mit Einſchluß der Geſchichte der Geſetzgebung, der Politik, der Kriege u. ſ. w.

Einzelne Theile und Zweige der Specialgeſchichte ſind trefflich von den Teutſchen neuerer Zeit dargeſtellt worden. Dahin gehören aus der Staatengeſchichte die Werke von Spittler (Entwurf der Staatengeſchichte, und die Specialgeſchichte Wirtembergs und Hannovers), Manſo Geſch. Sparta's und Conſtantins), Möſer (osnabrückiſche Geſchichte), Joh. von Müller (Schweizergeſchichte), Sartorius (Fortſetzung von Spittlers Staatengeſchichte, Geſchichte der Oſtgothen, Geſchichte des hanſeatiſchen Bundes, Geſchichte des Bauernkrieges), Hegewiſch (einzelne Theile der Geſchichte Teutſchlands), Poſſelt (Geſchichte der Teutſchen), Zſchokke (baÿriſche Geſchichte), Schiller (Geſchichte der Niederlande, des dreißigjährigen Krieges), Woltmann (Geſchichte Englands, Geſchichte Frankreichs), Heeren (Geſchichte des europ. Staatenſyſtems), Luden (Geſchichte der ältern Staaten), Niebuhr (römiſche Geſchichte), Voigt (Geſchichte des Lombardenbundes) u. a. — Aus der Kulturgeſchichte im Allge-

meinen: Winkelmann (Geſchichte der Kunſt des Alterthums), Adelung (Verſuch einer Geſchichte der Kultur des menſchlichen Geſchlechts), Eichhorn (allgemeine Geſchichte der Kultur und Literatur des neuern Europa), Wächler (Handbuch der allgemeinen Geſchichte der literariſchen Kultur, Deſſen Geſchichte der hiſtoriſchen Forſchung und Kunſt, und Deſſen Vorleſungen über die teutſche Nationalliteratur), Heeren (Geſchichte des Studiums der klaſſiſchen Literatur, und Deſſen Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmſten Völker der alten Welt), Bouterwek (Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit), Spittler (Kirchengeſchichte), Buchholz (philoſophiſche Unterſuchungen über die Geſchichte der Römer) u. a.

Zur Specialgeſchichte muß auch der Anbau der ſogenannten geſchichtlichen Hülfswiſſenſchaften gerechnet werden: der Chronologie, Genealogie, Heraldik, Numismatik, Diplomatik u. a. (Erdkunde und Staatenkunde gehören nicht zum erzählenden, ſondern zum beſchreibenden geſchichtlichen Style).

101.

Schluß.

γ) Allgemeine Geſchichte.

Die allgemeine Geſchichte (nicht ſelten, aber unrichtig, Weltgeſchichte genannt,) umſchließt den geſammten Kreis der Vergangenheit, nach allen Individuen unſerer Gattung, und nach allen freien Handlungen derſelben, ſo wie nach allen ihren Schickſalen, vom Entſtehen unſers Geſchlechts an bis auf den geſtrigen Tag. Ihr ward die große Abgabe, dieſen unermeßlichen Stoff aus den reinſten und beglaubigtſten Quellen zu ſammeln, nach dem innern Verhältniſſe des Wichtigen oder Minderwichtigen zu vertheilen und zu ordnen, nach dem Geſetze des urſach-

lichen Zuſammenhanges zu einem nothwendigen Ganzen zu verbinden, und nach dem Geſetze der Form zu einer vollendeten ſtyliſtiſchen Form zu erheben. Der menſchliche Geiſt würde unter einer ſolchen Aufgabe, in Hinſicht der Maſſe des Stoffes und der Kritik, erliegen, wenn nicht eines Theils die Specialgeſchichte, nach allen ihren Zweigen, der allgemeinen Geſchichte vorarbeitete, und anderntheils von der allgemeinen Geſchichte alles das ausgeſchieden werden müßte, was für ſich ein ſelbſtſtändiges Ganzes geſchichtlicher Erkenntniß bildet. (So gehört z. B. nicht die Archäologie, die Literärgeſchichte, — und eben ſo wenig die geſammte Specialgeſchichte der Perſer, Griechen und Römer, der Araber, der Franzoſen, der Spanier, der Teutſchen u. ſ. w. in die allgemeine Geſchichte, ſondern nur das, was im Allgemeinen und im Großen theils die Entwickelung und Fortbildung des menſchlichen Geiſtes, theils das politiſche Leben der Völker, Staaten und Reiche vergegenwärtigt und verſinnlicht.)

Obgleich die Methode für die Darſtellung der allgemeinen Geſchichte ſehr verſchiedenartig (geographiſch, — chronologiſch oder annaliſtiſch, — ethnographiſch, — ſynchroniſtiſch, — pragmatiſch) ſeyn kann; ſo gibt es doch, nach dem innern Verhältniſſe gewiſſer Hauptereigniſſe in der allgemeinen Geſchichte gegen einander, welche auf die Geſammtheit aller Völker, Staaten und Reiche des Erdbodens von entſcheidendem Einfluſſe geweſen ſind) nur vier Hauptzeiträume der allgemeinen Geſchichte: die alte Geſchichte, von dem Entſtehen unſers Geſchlechts, oder richtiger: von der Bildung der erſten bürgerlichen Geſellſchaften auf dem Erdboden bis zur Auflöſung des römiſchen Weſtreiches (von x bis 476 nach Chriſtus); die mittlere Geſchichte, vom Untergange des römiſchen Weſtreiches bis zur Entdeckung des vierten Erdtheiles (von 476 — 1492 n. C); die neuere, von Amerika's Entdeckung bis zur franzöſiſchen Revolution, das Zeitalter des politiſchen Gleichgewichts in Europa (von 1492 — 1789); und die neueſte

Geſchichte, von der franzöſiſchen Revolution, oder von der Auflöſung des Lehnsſyſtems in Frankreich, bis auf unſere Tage. Die Unterabtheilung dieſer Hauptzeiträume in mehrere einzelne Zeiträume (Perioden) und Zeitabſchnitte (Epochen) hängt aber ab von dem ſorgfältig berechneten Verhältniſſe der in die Zwiſchenzeit zwiſchen jene Hauptvorgänge fallenden wichtigern und allgemeinern Ereigniſſe zu den Hauptvorgängen ſelbſt. (So z. B. bilden der Untergang des perſiſchen Kaiſerthums durch Alexander, und Auguſts Alleinherrſchaft in Rom, die wichtigſten Zwiſchenzeiträume in der alten Geſchichte; während die Begründung der Staatsverfaſſung der Hebräer durch Moſes, die Vernichtung Karthago's und die Unterjochung Griechenland's durch die Römer, nur denkwürdige Zeitabſchnitte in der Geſchichte des Alterthums begründen.) Der wiſſenſchaftliche Charakter der allgemeinen Geſchichte wird alſo auf der Darſtellung der beglaubigten und merkwürdigen Begebenheiten beruhen, welche den äußern geſellſchaftlichen Zuſtand des menſchlichen Geſchlechts gebildet und verändert haben, nach ihrem innern nothwendigen Zuſammenhange, und unter einer vollendeten ſtyliſtiſchen Form.

Der Behandlung nach, muß die Geſchichte der Menſchheit von der allgemeinen Geſchichte unterſchieden werden, zu welcher ſich die Kulturgeſchichte eben ſo verhält, wie die Specialgeſchichte überhaupt zur allgemeinen. Denn, wenn der Begriff der Kultur an die Spitze der Kulturgeſchichte geſtellt wird; ſo erſcheint der Gattungsbegriff der Menſchheit am Eingange der Geſchichte der Menſchheit. Zwar darf die Geſchichte der Menſchheit nicht aus dieſem Begriffe, oder aus irgend einem philoſophiſchen Syſteme abgeleitet, ſie muß vielmehr aus reinen Thatſachen der Geſchichte gebildet werden. Allein die Auswahl, die innere Anordnung und Vertheilung, ſo wie die nothwendige Verbindung dieſer Thatſachen, muß nach jenem leitenden Begriffe der Menſchheit geſchehen damit aus der zuſammenhängenden Darſtellung mit Beſtimmtheit hervortrete, was

die Menſchheit als Gattung, nach der ihr einwohnenden Freiheit, und nach der unermeßlichen Vervollkommnungsfähigkeit ihrer Anlagen, Vermögen und Kräfte, als ein ſich, durch ſich ſelbſt fortbildendes, Ganzes, in den einzelnen Zeiträumen geworden, wie und wodurch ſie dies geworden, und überhaupt ob und wie ſie vorwärts oder rückwärts geſchritten iſt. Die Geſchichte der Menſchheit iſt daher weder die Darſtellung eines beſtändigen Fortſchreitens, noch die Darſtellung einer fortdauernden Kreisbewegung, noch eines entſchiedenen Rückwärtsſchreitens unſeres Geſchlechts, ſondern vielmehr die Geſchichte der Wirkungen der menſchlichen Freiheit im Großen und Ganzen, in allen Kreiſen des politiſchen, bürgerlichen, religiöſen, wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Lebens. Denn, ſo gewiß, nach dem Zeugniſſe von 6000 Jahren, alle Macht des Reactionsſyſtems, nach ſeinen mannigfaltigen Verzweigungen und Schattirungen, im Ganzen den wirklichen Fortſchritt der Menſchheit in der Annäherung an das große Ziel ihres Daſeyns nicht aufzuhalten vermocht hat; ſo gewiß iſt doch auch kein ununterbrochener Fortſchritt, beſonders in dem öffentlichen Leben einzelner Völker, geſchichtlich nachzuweiſen. Dies darf aber nicht befremden, ſobald die Menſchheit, nach ihrer Geſammtbeſtimmung auf der Erde, aus dem Standpuncte der Entwickelung und Erziehung der Individuen, der einzelnen Völker und der ganzen Gattung für höhere Daſeynszuſtände gefaßt wird.

Die Geſchichtsſchreibung überhaupt, und beſonders die der allgemeinen Geſchichte, konnte ſich nur nach einer beſſern und freiern Geſtaltung der Geſchichtsforſchung zu einer vollkommnern Form der Darſtellung erheben. Bei den Teutſchen namentlich war ſie, ſeit dem Zeitalter der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, zuerſt in den Händen der Theologen (mit dem aus dem Propheten Daniel abgeleiteten Vier-Monarchienſyſteme), und ſeit Erneſti's Zeiten in den Händen der

Philologen, welche in derſelben zunächſt nur die griechiſche und römiſche Geſchichte hervorhoben, und überhaupt — bei völliger Vernachläſſigung der neuern und neueſten Geſchichte — die allgemeine Geſchichte blos als eine Hülfswiſſenſchaft beim Erlernen der alten Sprachen, ſo wie die Rechtsgelehrten die Geſchichte Teutſchlands als eine Hülfswiſſenſchaft für das teutſche Staatsrecht, behandelten. Selbſt in den Händen des gründlichen und kritiſch ſichtenden Gatterer's und derer, die ihm folgten, gewann die Geſchichte nur an Glaubwürdigkeit und an Maſſen, nicht an Selbſtſtändigkeit als Wiſſenſchaft, nicht an innerem Zuſammenhange und völligem Gleichmaaße, geſchweige an Entwickelung der Grundbedingungen des politiſchen Lebens, und an ſtyliſtiſcher Vollendung. (Vergl. Halleſche LZ. 1819, N. 1 ff.) Erſt mit Schlözer begann in Teutſchland der höhere Charakter der allgemeinen Geſchichte. Ihm folgten, mit mehr oder weniger geiſtiger Kraft und Eigenthümlichkeit der Anſichten, ſo wie in Hinſicht der ſtyliſtiſchen Gediegenheit und vollkommnern Ausprägung der Form: Eichhorn, Joh. v. Müller, Woltmann, Heeren, Bredow, Wachler, Breyer, Poſſelt, Buchholz, Saalfeld, Rotteck, Dreſch, Haſſe u. a.; während die Geſchichte der Menſchheit von Iſelin, Kant, Herder, Dominicus, Stapfer, Woltmann, Maier, v. Eggers, Jeniſch u. a. aus einem höhern Standpuncte gefaßt ward.

102.

3) Der Briefſtyl.

Der Brief hat die Beſtimmung, an die Stelle der mündlichen Unterhaltung mit abweſenden Perſonen zu treten, und entweder eine neue Verbindung anzuknüpfen, oder eine beſtehende Verbindung fortzuſetzen. Er iſt daher die An-

rede an eine abweſende Perſon, welche, nach dem Geſetze der Form, das Gepräge der ſtyliſtiſchen Einheit und Vollendung an ſich trägt. Die allgemeinen Regeln für den Briefſtyl ſind, daß man — mit ſteter Berückſichtigung der beiden Grundbedingungen der vollendeten ſtyliſtiſchen Form: der Richtigkeit und Schönheit — *ganz den Verhältniſſen gemäß* ſchreibe, in welchen man zur abweſenden Perſon ſteht, und *denſelben* Ton im Briefe feſthalte, der zwiſchen uns und ihr *bei der mündlichen Unterhaltung* ſtatt finden würde; daß man ſo *einfach* und *natürlich* als möglich ſchreibe, weil das im Briefſtyle vorherrſchende perſönliche Verhältniß faſt in allen Fällen den höhern Schmuck von ſich ausſchließt, der in vielen einzelnen Formen des geſchichtlichen und Lehrſtyls verſtattet iſt; daß man, wo möglich, den Brief, als ein kürzeres ſtyliſtiſches Ganzes, *in einem Fluſſe* vollende, damit er durch die gleichmäßige Farbe und Haltung des Tones ſeine innere organiſche Einheit gewinne; daß man deshalb den Gegenſtand, über welchen man ſchreibt, genau vorher durchdenke, bis der Brief gleichſam als ein vollendetes Ganzes vor der Seele ſteht; daß man ferner die Stimmung, ſo viel als möglich, ſich vergegenwärtige, welche entweder durch unſern Brief in der abweſenden Perſon hervorgebracht werden, oder in welcher ſie ſich befinden kann, wenn ſie unſern Brief erhält; daß man dabei ſeine Individualität (das Ich) ſo wenig als möglich hervorſchimmern, und durchgehends die Beziehung auf die abweſende Perſon (das Du), und die Anrede an dieſelbe vorherrſchen laſſe; daß man endlich bei *beantwortenden* Briefen genau an den empfangenen (und bei der Beantwortung vorliegenden) Brief ſich halte, *bald* antworte, und *beſtimmt* alles berückſichtige, was die abweſende Perſon wiſſen will; zugleich mit *Ordnung* und *innerer Verbindung* der Gegenſtände alles berühre, was der empfangene Brief von uns verlangt; *bittere* und *heftige* Briefe aber nicht eher beantworte, als bis man den empfangenen Brief ohne gereizte Empfindlichkeit

wieder leſen kann, weil ſelbſt Stillſchweigen oft die beſte Antwort iſt.

Man kann den Briefſtyl eintheilen: in den vertraulichen Brief; in den Brief der Convenienz (Wohlanſtändigkeit); in den Brief des Witzes und der Laune, und in den belehrenden (didactiſchen) Brief. (Der förmliche Geſchäftsbrief muß dem Geſchäftsſtyle zugetheilt werden.)

Noch fehlt eine Theorie des Briefſtyls, obgleich die Teutſchen nicht arm an gedruckten gutgeſchriebenen Briefen ſind. — Doch kann verglichen werden: Gellert's practiſche Abhandlung von dem guten Geſchmacke in Briefen, in ſ. ſämmtl. Werken, Th. 4, S. 1 ff. und Stockhauſen's Grundſätze wohleingerichteter Briefe. Helmſt. 1763. 8. — Die vorhandenen ſogenannten Briefſteller können höchſtens das Erlernen des Zufälligen und Techniſchen beim Briefſchreiben befördern und erleichtern; der wahre Charakter des Briefſtyls muß aber aus dem innern Geiſte hervorgehen, und dafür reicht kein Briefſteller aus. Für jenen Zweck ſind die Briefſteller von Heynatz, Moritz (vermehrt und verbeſſert von Theod. Heinſius, 7te Aufl. 1819), Kerndörfer u. a. zu empfehlen.

103.

a) Der vertrauliche Brief.

Der vertrauliche Brief (auch der Empfindungsbrief von den ältern Theoretikern genannt) hat die Beſtimmung, an die Stelle der mündlichen Unterhaltung mit abweſenden Perſonen zu treten, mit welchen wir entweder durch die Bande der Natur, oder durch die ſittlichen Verhältniſſe der Freundſchaft, Liebe und Dankbarkeit aufs innigſte verbunden ſind (mit Aeltern, Geſchwiſtern, Gatten, Kindern, Erziehern, Freunden, Geliebten, Wohlthätern u. a.). Weil in demſelben das natürliche oder

ſittliche Verhältniß der innigſten und vertraulichſten Verbindung, wie in dem Umgange mit dieſen Perſonen ſelbſt, vorherrſcht; ſo darf der Unterſchied des Alters und der bürgerlichen Verſchiedenheit in demſelben nur wenig bemerkbar ſeyn; es ſoll vielmehr im Ganzen der herzliche Ton der Gleichheit beſtimmt hervortreten. In dieſer Hinſicht iſt der vertrauliche Brief der natürliche Erguß eines vollen Herzens, und hat unter allen Gattungen des Briefſtyls den weiteſten Umfang; denn der ganze Kreis des häuslichen Lebens, alle Wendungen und Entwickelungen unſers Schickſals, alle ſtille Freuden der Freundſchaft und Zärtlichkeit, alle geheime Beſorgniſſe und Kümmerniſſe, alle wohlwollende Winke, Rathſchläge und Warnungen, ſo wie alle erquickende Ausſichten und Hoffnungen, — genug alles, was das menſchliche Herz gern an die mittheilt, die ihm theuer und werth ſind, gehört in den Umfang deſſelben. — Für Briefe dieſer Art kann es keine eigentliche Anweiſung geben. Ihr Stoff liegt in den eigenthümlichſten Verhältniſſen der menſchlichen Individualität; allein die Form derſelben wird, wie jedes ſtyliſtiſche Erzeugniß, nach den beiden Grundeigenſchaften der Richtigkeit und Schönheit, und nach der organiſchen Einheit in der Haltung des Ganzen beurtheilt.

Gewiß kommen die trefflichſten Briefe dieſer Art nicht zur öffentlichen Kunde. Allein als Beiſpiele derſelben finden ſich einige in der teutſchen Literatur von Luther, Winkelmann, Leſſing, Abbt, Mendelsſohn, Klopſtock, Gellert, Jacobi, Gleim, Garve, Weiße, Zollikofer, Matthiſſon, Joh. v. Müller u. a.

Ueber den Briefwechſel der Frauenzimmer ſ. Gellerts pract. Abhandl. S. 60 ff. und meine allgemeine Sprachkunde S. 489 f.

104.

b) Der Brief der Convenienz.

Wir verſtehen unter der Beobachtung der Convenienz diejenige Fertigkeit in der öffentlichen geſellſchaftlichen Ankündigung, welche aus der Bekanntſchaft mit dem guten geſellſchaftlichen Tone, mit den im häuslichen und bürgerlichen Leben beſtehenden Formen der Höflichkeit und Schicklichkeit, und mit allen den vielfachen einzelnen Schattirungen, wodurch die Sitten in den gebildeten Ständen bezeichnet werden, hervorgehet. Der Brief der Convenienz (unſchicklich Wohlſtandsbrief genannt) enthält daher den ſchriftlichen Ausdruck jener Fertigkeit in der Briefform, und namentlich mit Beziehung auf einen gegebenen Fall. Er unterſcheidet ſich dadurch von dem Geſchäftsbriefe, daß er zwar von unſerer Bekanntſchaft mit den feinern Verhältniſſen des geſellſchaftlichen Lebens erwartet, nicht aber officiell verlangt werden kann, und daß in demſelben nicht das bürgerliche Verhältniß, in welchem wir zu dem ſtehen, an welchen wir ſchreiben, ſondern das perſönliche Verhältniß gegen denſelben feſtgehalten wird, obgleich jenes bürgerliche Verhältniß doch zunächſt die Urſache iſt, daß wir den Brief der Convenienz ſchreiben, und wir, bei der Abfaſſung deſſelben, zwar wohl einigermaßen die Förmlichkeit der zwiſchen uns und jenem beſtehenden bürgerlichen Verhältniſſe mildern, nie aber ganz unberückſichtigt laſſen dürfen.

Der Brief der Convenienz ſoll nämlich einen gewiſſen Vorgang des Lebens in Beziehung auf jene Verhältniſſe als einen Gegenſtand unſers Gefühls, doch mit Beibehaltung der ſogenannten Courtoiſie unter einer veredelten und geſchmackvollen Form, darſtellen und behandeln, weil der Empfangende, ungeachtet ſeiner Stellung gegen uns im bürgerlichen Leben, unſere Theilnahme an einem eingetretenen Ereigniſſe ſeines Lebens, und deshalb den Ausdruck des

Menſchen, nicht blos des Bürgers, von uns erwarten kann. Wegen dieſer Schwierigkeit bei der Behandlung des an ſich gewöhnlich einförmigen und an ſich armſeligen Stoffes, und wegen der vielfachen Rückſichten, die bei der zur Einheit zu erhebenden Form der Darſtellung feſtgehalten werden müſſen, gehört der Brief der Convenienz zu den undankbarſten ſtyliſtiſchen Formen, und gelingt gewöhnlich nur ſelten. —

Der Brief der Convenienz umſchließt nämlich Dankſagungsbriefe für erzeigte Gefälligkeiten, für Verwendungen in unſern Angelegenheiten, für Theilnahme an unſerm Schickſale; Glückwünſchungsbriefe an Vorgeſetzte und Bekannte, wenn ſie in höhere Stellen aufrücken, oder bei frohen Familienereigniſſen (Geburten, Vermählungen, Geneſung von Krankheiten u. ſ. w.); Condolenzbriefe bei traurigen Familienbegebenheiten; Anwünſchungsbriefe (z. B bei Geburtstagen, am Neujahrstage ꝛc.) u. ſ. w. — Man muß im Briefe der Convenienz ſich eben ſo vor einer übertriebenen Theilnahme und vor dem Ausdrucke erkünſtelter Gefühle, wie vor Weitſchweifigkeit und wortreicher Breite hüten. Sicherheit in der Haltung des conventionellen Tons und der Linie des Schicklichen, Neuheit und Mannigfaltigkeit in den einzelnen Wendungen, Gewandtheit und edle Unbefangenheit im Ausdrucke des angeregten und darzuſtellenden Gefühls, beſonders aber Kürze bei hoher Lebendigkeit, müſſen die Form dieſes Briefes bezeichnen, nach welchem nicht ſelten die höhern Stände den Schreibenden beurtheilen.

105.

c) Der Brief des Witzes und der Laune.

Der Brief des Witzes und der Laune kann zunächſt nur an ſolche Perſonen gerichtet werden, mit welchen wir in vertraulichen Verhältniſſen ſtehen; er ſetzt daher eine lange Bekanntſchaft und das Verhältniß der Gleichheit zu der ab-

weſenden Perſon voraus, verlangt aber zugleich, wenn er gelingen ſoll, eine glückliche natürliche Anlage zum Witze, und eine durch vielſeitige Uebung erlangte Fertigkeit im leichten und gefälligen Ausdrucke deſſelben. Der Ton in dieſem Briefe erhebt ſich mit einer fröhlichen Keckheit über die Formen des bürgerlichen Lebens; er ergreift von den in die Mitte der Darſtellung gezogenen Gegenſtänden zunächſt die heitere, wo möglich die lächerliche Seite; er gibt die eigenen Schwächen preis, und berührt die Schwächen deſſen, an welchen der Brief gerichtet iſt, nicht mit Schärfe und Bitterkeit, ſondern mit gutmüthiger Leichtigkeit; er überſchreitet nie die Grenzlinie des Schicklichen, weil ſelbſt vertrauliche Verhältniſſe das Feſthalten derſelben verlangen; er ſtellt nicht alles witzig dar, weil ſelbſt der echte Witz nur die Würze, nicht die Nahrung im Briefe ſeyn ſoll; zugleich vermeidet er alles, was den Leſenden, ſelbſt in den dargeſtellten Aufwallungen des Scherzes und der guten Laune, reizen oder wenigſtens befremden könnte, weil er die Beſtimmung hat, den Leſenden in eine frohe Stimmung zu verſetzen. Berechnet auf Einheit der ſtyliſtiſchen Form, ſchließt er alles Geſuchte, Erkünſtelte und zu weit Ausgeſponnene von ſich aus, und vereinigt alle ſeine Anſpielungen, Scherze und Aeußerungen in einen gemeinſchaftlichen Mittelpunct.

Briefe dieſer Art von Gellert, Rabener, Leſſing, Wieland u. a.

106.

d) Der belehrende (didactiſche) Brief.

Der didactiſche Brief hat die Beſtimmung, entweder ein wirklich abweſendes, mit uns in Verbindung ſtehendes, oder ein blos gedachtes und angenommenes Individuum über gewiſſe wiſſenſchaftliche Gegenſtände und Theile der menſchlichen Erkenntniß zu belehren. Sobald er blos das Außerweſentliche des Briefſtyls, die Anrede, die zufälligen in der Briefform gewöhnlichen Uebergänge, und den Schluß

mit demſelben gemein hat, übrigens aber den Charakter einer wiſſenſchaftlichen Abhandlung trägt; ſobald gehört er, ſo wenig als der Geſchäftsbrief, zum Briefſtyle, ſondern zum Lehrſtyle. — Soll er unter dem Charakter des Briefſtyls ſtehen; ſo muß er den wiſſenſchaftlichen Stoff unmittelbar für ein, nach allen ſeinen geiſtigen Eigenthümlichkeiten beſtimmt gedachtes, Individuum darſtellen, dieſe Eigenthümlichkeiten, nach den Vorkenntniſſen, den beſondern Anſichten und Verhältniſſen, und nach dem ganz individuellen Geſichtskreiſe der gedachten Perſon, bei der Auswahl, Stellung und Behandlung des wiſſenſchaftlichen Stoffes berückſichtigen, und dieſem Stoffe, vermittelſt der Briefform, eine höhere Deutlichkeit, Lebendigkeit und Beziehung aufs wirkliche Leben geben. Gewöhnlich kann im didactiſchen Briefe zugleich der nähere vertrauliche Ton feſtgehalten werden, weil er entweder von einem Vater an ſeinen Sohn, von einem Lehrer an ſeinen gegenwärtigen oder vormaligen Zögling, oder von dem Freunde an den Freund gerichtet wird. Nur verlangt der Charakter der Briefform, daß der didactiſche Brief ein in ſich abgeſchloſſenes ſtyliſtiſches Ganzes bilde, alle rein wiſſenſchaftliche Terminologie und Polemik von ſich ausſchließe, und nur dasjenige aus den Kreiſen der Wiſſenſchaften darſtelle, was für die Behandlung innerhalb der Briefform ſich eignet.

Hieher gehören: Moſes Mendelsſohn's Briefe über die Empfindungen, im erſten Theile ſ. phil. Schriften; — Duſch, moraliſche Briefe zur Bildung des Herzens; — Reinhold's Briefe über die Kantiſche Philoſophie; — Fr. Heinr. Jacobi über die Lehre des Spinoza in Briefen; — Hoffbauer's Naturlehre der Seele in Briefen; — Heydenreich's Briefe über den Atheismus; — Sintenis, Briefe über die wichtigſten Angelegenheiten der Menſchheit; — (Joh. v. Müller's) Briefe eines jungen Gelehrten an ſeinen Freund; — J. Geo. Müller's Briefe über das Studium der Wiſſenſchaften; —

Eberhard's Handbuch der Aeſthetik in Briefen; — Herder's Briefe, das Studium der Theologie betreffend; Deſſen Briefe zur Beförderung der Humanität; — Tzſchirner's Briefe über Reinhards Geſtändniſſe ꝛc. —

Ueber den Briefwechſel der Gelehrten, vergl. meine allgem. Sprachkunde, S. 487 ff.

107.

Dedicationen.

Dedicationen ſind, der Form nach, Briefe, haben aber die eigenthümliche Beſtimmung, ein herausgegebenes Buch einer oder mehrern Perſonen zu widmen, denen man dadurch öffentlich ſeine Verehrung und Dankbarkeit, oder ſeine Liebe und Anhänglichkeit bezeugen will. Sie gehören daher, als Briefe, entweder zu den Briefen der Convenienz, oder zu den vertraulichen Briefen, und müſſen, ihrem Zwecke nach, ganz individuell ſeyn. — Da ſie nicht Privat- ſondern öffentliche Briefe ſind; ſo dürfen ſie keins der gegenſeitigen Verhältniſſe berühren, das nicht für die Oeffentlichkeit ſich eignet. Zugleich müſſen ſie den Hauptgegenſtand des zugeeigneten Buches in eine gewiſſe Verbindung mit der Perſon bringen, welcher die Zueignung beſtimmt iſt, dabei aber ſich aller Kriecherei, Schmeichelei und Uebertreibung enthalten, und, außer der möglichſten Kürze, das Gepräge der wiſſenſchaftlichen Würde und des höhern Ernſtes, ſo wie der Natürlichkeit und Lebendigkeit in Hinſicht des Tones an ſich tragen. — Endlich darf der Schriftſteller nie ſo tief ſinken, daß er ſie, in Beziehung auf höhere Perſonen, als Erwerbsmittel behandelt.

Vergl. die Zueignung der Schrift von Sonnenfels: Handbuch der innern Staatsverfaſſung, an den Kaiſer Franz; der Grundſätze zur Bildung für Verſtand und Herz von Heydenreich an den König Friedrich Wilhelm 3 u. a.

108.

4) Der Geſchäftsſtyl.

Unter Geſchäften werden, in Beziehung auf die bürgerlichen Verhältniſſe im öffentlichen Staatsleben, alle Aeußerungen der menſchlichen Thätigkeit verſtanden, welche ſich auf jene Verhältniſſe beziehen. Der Geſchäftsſtyl muß daher alle Verhältniſſe und Beziehungen des öffentlichen und bürgerlichen Staatslebens umſchließen und darſtellen. Je nachdem aber der Geſchäftsſtyl entweder das öffentliche Staatsleben, nach welchem der Staat als ein rechtlich abgeſchloſſenes Ganzes erſcheint, oder die beſondern Verhältniſſe der Staatsbürger gegen einander betrifft, zerfällt er in den höhern und niedern Geſchäftsſtyl.

In den meiſten Theorieen des Styls findet man den Geſchäftsſtyl gewöhnlich ausführlich behandelt; z. B. bei Adelung, über den Styl, Th. 2, S. 34 ff.; bei Moritz, Vorleſungen über den Styl, Th. 1, S. 219 ff.; und in meiner allgem. Sprachkunde, S. 455 ff.

Beſondere Anweiſungen zum Geſchäftsſtyle:

Joh. Heinr. Gtlo. v. Juſti, Anweiſung zu einer guten Schreibart und allen in den Geſchäften und Rechtsſachen vorfallenden ſchriftlichen Ausarbeitungen. N. A. Leipz. 1758. 8.

Leonh. Staudner, Rettung des Kanzleiſtyls. Nürnb. 1764. 8.

(Joſ. v. Sonnenfels), Verſuch über Grundſätze des Styls in Privat- und öffentlichen Geſchäften. 2 Th. Wien, 1782. 8. — 4te Aufl. 1820.

J. C. C. Rüdiger, Anweiſung zur guten Schreibart in Geſchäften. Halle, 1792. 8.

J. N. Biſchoff, Handbuch der teutſchen Kanzleipraxis für angehende Staatsbeamte und Geſchäftsmänner, (unvollendet). 1r Th. Helmſt. 1793. 8. und erſtes Buch des zweiten Theils. 1798.

F. C. C. Link, neuer Katechismus des Kanzleiſtyls, herausgegeben v. J. A. Fiſcher. Kob. 1798. 8.
Fr. Rambach, theoretiſch⸗practiſche Anleitung zum Geſchäftsſtyl. Berl. 1799. 8.
G. P. v. Gemünden, der Geſchäftsſtyl für Jederman. N. A. Straubingen 1806. 8.
Theod. Heinſius, Lehrbuch des teutſchen Geſchäftsſtyls. Berl. 1806. 8.
J. D. F. Rumpf, der Geſchäftsſtyl in Amt⸗ und Privatvorträgen. Berl. 1817. 8.

Fr. Karl v. Moſer, Verſuch einer Staatsgrammatik. Frkf. 1749. 8.
J. Steph. Pütter, Anleitung zur juriſtiſchen Praxi; 1r Th. Gött. 1753. 2r Th. 1759. 8. (Von Th. 1 erſchien 1789 die 5te, und von Th. 2 die 4te Aufl.)
Adolph v. Landsberg, Anweiſung zum Militäirſtyle, im Geiſte der neuern Zeit. Dresden, 1815. 8. 2te Aufl. 1817.

109.

a) Der höhere Geſchäftsſtyl.

Der höhere Geſchäftsſtyl (auch Curial- und Kanzleiſtyl genannt) enthält die ſtyliſtiſche Darſtellung des öffentlichen Staatslebens, inwiefern der Staat, an ſich betrachtet, theils als ein rechtlich abgeſchloſſenes Ganzes erſcheint, an deſſen Spitze die Regierung ſteht, theils nach ſeiner Stellung zu allen andern neben ihm beſtehenden Staaten (in der Mitte des geſammten europäiſchen Staatsſyſtems) gedacht wird. Nach dieſer Anſicht wird der höhere Geſchäftsſtyl in den Gerichtsſtyl und in den Hofſtyl, und der letzte wieder in den Hofſtyl für die innern und für die auswärtigen Angelegenheiten eingetheilt.

1) Der Gerichtsſtyl enthält den Ausdruck der Anerkennung der rechtlichen Verhältniſſe der Staatsbürger und der einzelnen Stände im Staate gegen einander ſelbſt,

unter der Garantie und im Namen der Regierung. Durch den Gerichtsſtyl werden daher die wirklichen Rechte der Mitglieder eines Staates näher gegen einander beſtimmt und feſtgehalten, ſo wie die ſtreitigen Rechte der Staatsbürger entſchieden und ausgeglichen. Zu ihm gehören alle Verhandlungen der Gerechtigkeitspflege und Polizei, mithin: Citationen, Protocolle, Relationen, Klagſchriften, Urtheile, Proteſtationen, Appellationen, Läuterungen, Repliken, Dupliken, Exceptionen, Atteſtate, Geburtsbriefe, Kundſchaften, Conſenſe, Contracte, Steckbriefe, Zeugniſſe, Vollmachten, Trauſcheine, Teſtamente, Todtenſcheine u. ſ. w.

2) Der Hofſtyl enthält die Darſtellung derjenigen Verhältniſſe, in welchen der Staat, als ein rechtliches Ganzes, theils zu ſich ſelbſt, theils zu allen auswärtigen Staaten ſteht.

Zu dem Hofſtyle für die innern Staatsangelegenheiten, inwiefern durch die Stellung der Regierung gegen die Geſammtheit der Bürger des Staates, und der Bürger gegen die Regierung, der Ausdruck ihrer gegenſeitigen Rechte und Verhältniſſe vermittelt wird, gehören theils die Bekanntmachungen der Regierungen in Hinſicht auf die öffentlichen Angelegenheiten (Darſtellung der Lage des Reiches, Ausſchreiben ꝛc.), und die Verhandlungen der Regierung mit der Geſammtheit der Bürger ihres eignen Staates (Wahlcapitulationen, neue Verfaſſungen, entweder auf dem Wege des Vertrags, oder als Acte der Souverainetät; Landtagsordnungen; Receſſe; Vergleiche mit einzelnen Ständen; Edicte; Decrete; Mandate; Patente; Dienſtbeſtallungen; Belobungsſchreiben; Privilegien u. ſ. w.); theils die Verhandlungen der Staatsbürger mit der Regierung (Berichte, Beſchwerden und Klagen, Memoriale, Anhaltungsſchreiben, Geſuche, Bittſchriften u. ſ. w.).

Zu dem Hofſtyle für die auswärtigen Staatsangelegenheiten, inwiefern der Staat gegen die andern, neben ihm beſtehenden, Staaten ſeine Rechte und die Rechte ſeiner Bürger und der Stände derſelben geltend macht, ge-

hören theils die öffentlichen Verhandlungen mit andern Staaten (Verträge, Vergleiche, Bündniſſe, Manifeſte und Publicationen überhaupt, Repreſſalien, Kriegserklärungen, Friedensſchlüſſe ꝛc.), theils die geheimen Unterhandlungen mit dem Auslande (diplomatiſche Schreiben und Noten an auswärtige Höfe, an die Geſandten bei denſelben, Mittheilungen der Geſandten beim Auslande an das einheimiſche Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten u. ſ. w.).

110.

b) Der niedere Geſchäftsſtyl.

Der niedere Geſchäftsſtyl, oder der Styl für die Privatgeſchäfte im Staatsleben, enthält die Darſtellung aller derjenigen Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens, welche, ohne Mitwirkung und Dazwiſchenkunft der Obrigkeit, zwiſchen den Staatsbürgern verhandelt und berichtigt werden können (Obligationen, Empfangs- Depoſitions- und Pfandſcheine, Wechſel, Ceſſionen, Cautionen, Schenkungsbriefe, Quittungen, Zeugniſſe, Reverſe, Vollmachten, Abſchiede, Miethsverträge; Ankündigungen von Verkaufsartikeln, Verlobungen, Verheirathungen, Geburten, Todesfällen, Wohnungsveränderungen; Anerbieten zu Geſchäften; Nachfragen u. ſ. w.). Zu dieſem niedern Geſchäftsſtyle muß auch der Geſchäftsbrief gerechnet werden, ſobald er ausſchließend einen Gegenſtand des bürgerlichen Verkehrs betrifft, und mit dem eigentlichen Briefe blos die zufälligen äußern Merkmale der Ueber- Unter- und Aufſchrift gemein hat. —

Wenn gleich der Geſchäftsſtyl, wie jede Gattung und Art des Styls, unter dem Geſetze der Form ſteht; ſo iſt er doch, unter allen ſtyliſtiſchen Formen, bis jetzt noch am meiſten vernachläſſigt, und trägt, mit wenigen Ausnahmen, überhaupt das Gepräge der Vorzeit. Beſonders gilt dies von dem Gerichtsſtyle noch mehr, als von dem Hofſtyle, in welchem einzelne teutſche Regierungen einige Verbeſſerungen

begonnen haben. Zwar werden gewiſſe eigenthümliche Kunſtausdrücke, die einmal zu den herkömmlichen Formen im Staatsleben gehören, nie ganz beſeitigt werden können; auch wird man ihn nicht völlig einer gewiſſen Trockenheit des Stoffes und der Schwerfälligkeit im Periodenbaue zu entkleiden vermögen; allein zur Beſtimmtheit, Deutlichkeit und Verſtändlichkeit im Ausdrucke für alle Stände und Individuen des Volkes ſollte er doch gebracht, und beſonders in ihm die geſuchte Länge und Breite des Periodenbaues, und die Einmiſchung von Provinzialismen und von ſolchen Ausdrücken und Wendungen vermieden werden, die blos dem Gelehrten, und oft blos dem Juriſten völlig verſtändlich ſind.

Die Courtoiſie iſt eine beſondere Eigenthümlichkeit des Geſchäftsſtyls. Sie beſteht in dem beſtimmten Feſthalten der, durch gewiſſe willkührlich angenommene Ausdrücke, Redensarten und Formeln feſtgeſetzten, Bezeichnung der äußern Würde und gegenſeitigen bürgerlichen Verhältniſſe der verſchiedenen Mitglieder des Staates gegen einander ſelbſt, gegen die unmittelbaren Vorgeſetzten, gegen die höhern und höchſten Staatsdiener, gegen Collegia und Dicaſteria, und gegen das Staatsoberhaupt, ſo wie der letztern gegen die einzelnen Staatsbürger, oder gegen gewiſſe Klaſſen und Stände derſelben. So umſchließt die Courtoiſie theils die hergebrachten bürgerlichen Titel und Amtsbenennungen; theils gewiſſe Wendungen des Ausdruckes im Contexte, ſowohl beim Anfange, als in den Uebergängen und am Schluſſe des Schreibens; theils die äußere Form der Geſchäftsaufſätze in Hinſicht auf Papier, Format, Unterzeichnung, Couvert, Aufſchrift u. ſ. w. Die Grundregel bei der Beobachtung der Courtoiſie bleibt: ſie weder aus Unwiſſenheit oder abſichtlich zu vernachläſſigen, noch ſie aus Schmeichelei und Kriecherei zu übertreiben.

IV.

Theorie der Sprache der Dichtkunſt.

III.

Charakter der Sprache der Dichtkunſt.

Wenn die Sprache der Proſa zunächſt die Darſtellung der menſchlichen Vorſtellungen, und die Sprache der Beredſamkeit die Darſtellung der menſchlichen Beſtrebungen und Triebe enthält; ſo beruht der unterſcheidende Charakter der Sprache der Dichtkunſt auf der Darſtellung der individuellen Gefühle. Weil aber das Gefühl nicht unmittelbar als Gefühl in der Sprache dargeſtellt werden kann, ſondern nur mittelbar durch Vorſtellungen, in welche die Gefühle aufgelöſet werden müſſen, bevor ſie in den Kreis der Sprachdarſtellung übergehen können; ſo iſt eben dadurch die häufige Verkennung des Urſprungs der Sprache der Dichtkunſt aus dem tiefbewegten menſchlichen Gefühlsvermögen, ſo wie die unrichtige Auffaſſung des Grundcharakters der Sprache der Dichtkunſt bewirkt worden.

Allein die höchſte und lebendigſte Bewegung und Rührung des Gefühlsvermögens wird nur durch die unermeßlichen Ideale hervorgebracht, welche ſich im innern Heiligthume des menſchlichen Gemüths entfalten, und namentlich durch die drei höchſten und letzten Ideale des Menſchen, die Ideale des Wahren, des Schönen und des Guten. Jedes der drei geiſtigen Vermögen des Menſchen ſtehet

aber zu dieſen Idealen in einem beſondern und eigenthümlichen Verhältniſſe. Die Vernunft, als die höchſte Function des Vorſtellungsvermögens, erkennt in dieſen Idealen ihre eigenen letzten und höchſten Ideen wieder, welche die Thätigkeit der ſchöpferiſchen Phantaſie, durch die Verſinnlichung dieſer Ideen unter der Einheit eines vollendeten Bildes, für die Anſchauung zu Idealen erhebt. Das Beſtrebungsvermögen nimmt in dieſen Idealen die erhabenſten Zielpuncte der menſchlichen Thätigkeit wahr, und ſucht dieſelben in den freien Handlungen zu verwirklichen. Das Gefühlsvermögen hingegen bezieht ſich auf dieſe Ideale als auf die verſinnlichte höchſte Vollendung der menſchlichen Natur; allein eben in dieſer Hinſicht kündigen ſich die Ideale dem Gefühlsvermögen als unermeßlich, grenzenlos und überſchwenglich an.

Ob nun gleich die Ideale in jedem gebildeten und gereiften Individuum der menſchlichen Gattung auf dieſe Weiſe aufs Gefühlsvermögen wirken, und nach dieſer Wirkung aufs Gefühlsvermögen im Bewußtſeyn wahrgenommen werden; ſo entſteht doch nur bei denjenigen Weſen unſerer Gattung die dichteriſche Begeiſterung, in welchen, zu jener unmittelbaren Rührung des Gefühlsvermögens durch die Ideale, die urſprünglich ſchöpferiſche und gleichmäßig entwickelte Kraft der Phantaſie hinzukommt, um vermittelſt der vollendeten Einheit einer dichteriſchen Form das im Gefühlsvermögen wahrgenommene Idealiſche darzuſtellen. In dieſem letzten Sinne iſt aber die dichteriſche Begeiſterung an ſich unerklärbar und ein Geſchenk der Natur an wenige Auserwählte (poëtae non fiunt, sed nascuntur), inwiefern ſie nämlich auf einer gleichmäßigen Stärke und Fülle des tiefbewegten Gefühlsvermögens und der ſchöpferiſchen Einbildungskraft beruht. Denn jene mächtigen und unermeßlichen Gefühle, welche durch das Idealiſche im menſchlichen Gemüthe zum Daſeyn gerufen werden, ſind der Stoff der dichteriſchen Dar-

ſtellung; die Form der dichteriſchen Darſtellung aber entſpringt aus der gleichmäßigen Stärke und Fülle der Phantaſie, jenen Stoff unter einer vollendeten Verſinnlichung zur Einheit des Bildes für die Anſchauung zu erheben. Das innere dichteriſche Leben, d. i. die innige und tiefe Bewegung und Erſchütterung des Gefühls durch das Idealiſche und die durch die Rührung des Gefühlsvermögens aufgeregte, erhöhte und geſteigerte Kraft der Phantaſie zur Hervorbringung einer äſthetiſchen Form, iſt daher die Bedingung der äußern dichteriſchen Darſtellung. Wo jenes innere dichteriſche Leben fehlt, kann die Darſtellung durch Sprache — ſelbſt wenn ſie in techniſcher Hinſicht auf Sylbenmaas und Reim noch ſo vollendet erſchiene — nicht den dichteriſchen Charakter an ſich tragen; allein eben ſo wenig darf auch der dichteriſchen Darſtellung, wenn ſie aus jener Fülle des innern Lebens entſprungen iſt, die äußere Vollendung der Form fehlen, weil ſie nur nach dieſer unter das höchſte Geſetz für alle ſtyliſtiſche Darſtellung, unter das Geſetz der vollendeten Richtigkeit und Schönheit der Form, gebracht werden kann. — Der Charakter eines dichteriſchen Kunſtwerkes beruht alſo darauf, daß in demſelben, als Stoff, reine und unmittelbare Gefühle verſinnlicht, dieſe aber vermittelſt der ſchöpferiſchen Phantaſie zu einer vollendeten Form der Darſtellung für die Anſchauung erhoben werden, ſo daß durch dieſe Form eine ähnliche Rührung des Gefühlsvermögens und eine ähnliche Vergegenwärtigung und Verſinnlichung des Idealiſchen im Bewußtſeyn hervorgebracht, und die Phantaſie des Anſchauenden zugleich durch die vollendete Einheit des ihm dargeſtellten Bildes in ein freies lebensvolles Spiel geſetzt wird.

112.

Fortſetzung.

Durch dieſe Eigenthümlichkeit unterſcheidet ſich der wahre Dichter weſentlich von dem Proſaiker, welcher ſeine

unmittelbaren Begriffe und Ideen darſtellt, und von dem Redner, welcher durch die redneriſche Form unmittelbar auf den Willen wirken und denſelben zu Handlungen beſtimmen will. Beide Zwecke liegen außer dem Kreiſe des Dichters; denn der Dichter folgt ausſchließend dem unermeßlichen Drange ſeiner Gefühle und der in ihrer Wirkung unerklärbaren Kraft ſeiner ſchöpferiſchen Phantaſie. An dieſen Eigenſchaften wird die Sprache der Dichtkunſt erkannt, und durch dieſe Eigenſchaften wirkt ſie auf jedes beſſere Gemüth; Sylbenmaas und Reim ſind nur ihre äußern und zufälligen Merkmale (§ 35 — 37).

Ob aber gleich der Dichter nur zunächſt ſeine individuellen Gefühle in der dichteriſchen Form darſtellt; ſo wird er doch dadurch zum Repräſentanten ſeines ganzen Geſchlechts. Denn die Gefühle, welche in ihm angeregt wären und die Vollendung des Kunſtwerkes bewirkten, entſpringen aus den Idealen, welche ein Gemeingut der ganzen gebildeten Menſchheit ſind. Er verſinnlicht daher die reine Menſchheit in der Unendlichkeit ihrer Gefühle, und ſeine Begeiſterung erhebt ihn über die Schranken des Individuellen, und ſtellt ihn in den Mittelpunct ſeines ganzen Geſchlechts. Zu dieſem ſpricht er; in dem Charakter und in dem Namen deſſelben ſchildert er; ſo wie er fühlt, können und ſollen alle Individuen ſeiner Gattung fühlen; denn in ihnen allen iſt dieſelbe Unermeßlichkeit des Gefühls und dieſelbe Richtung auf das Idealiſche begründet. Mag alſo auch das Idealiſche unerreichbar bleiben für die Verwirklichung deſſelben in freien guten Handlungen; ſo wird es doch nach ſeiner Unermeßlichkeit im Gefühle wahrgenommen, und unter der möglichſt höchſten Verſinnlichung in der vollendeten ſchönen Kunſtform dargeſtellt.

Die ſcharfſinnigſten und vorzüglichſten Unterſuchungen über das Weſen und den Charakter der Dichtkunſt finden ſich bei den Schriftſtellern über Aeſthetik überhaupt; unter den ältern bei Meier, Leſſing (Laokoon), Mendelsſohn, Eſchenburg, Eber-

hard, Dalberg, Herder u. a.; und unter den neuern bei Kant, Heydenreich, Schiller, (kleine proſ. Schriften, Th. 4.) Bouterwek, Pörſchke, Wilh. v. Humboldt, Aloys Schreiber, Jean Paul Fr. Richter (Vorſchule der Aeſthetik) u. a. — Einzeln ward die Theorie der Dichtkunſt, ſo wie die der Beredſamkeit, im ausgehenden ſiebenzehnten und angehenden achtzehnten Jahrhunderte, gewöhnlich aber nur als Proſodie — (Opitz, Harsdörfer, Birken, Neumark, Morhof, Buchner, Weiſe, Hübner, Neukirch u. a.) — dargeſtellt, bevor noch die Kunſtlehre als ſelbſtſtändige Wiſſenſchaft (ſeit Baumgarten) angebaut worden war. Die meiſten der ältern Schriften dieſer Art ſind höchſt unbedeutend.

Zu den beſſern einzelnen Bearbeitungen der Dichtkunſt gehören:

J. Chph. Gottſched, Verſuch einer kritiſchen Dichtkunſt. 4te Aufl. Leipz. 1751. 8.

J. Jac. Breitinger, kritiſche Dichtkunſt. Mit Vorrede von Bodmer. Zürich, 1740. 8.

(Krauſe) von der muſikaliſchen Poeſie. Berl. 1753. 8.

Chſtn. Heinr. Schmid, Theorie der Poeſie. Lpz. 1767. 8.

Joh. Jac. Engel, Anfangsgründe einer Theorie der Dichtungsarten aus teutſchen Muſtern entwickelt. 1r Th. Berl. 1783. 8. 2te Aufl. Leipz. 1804. 8.

B. Ortmann, Umfang der heutigen Poeſie. 1r Th. Sulzb. 1795. 8.

Joſeph Loreye, Theorie der Dichtkunſt, durch lateiniſche und teutſche Muſter beleuchtet. 2 Theile. Tüb. 1801. 8.

(Chſtn. Aug. Clodius), Entwurf einer ſyſtematiſchen Poetik. Leipz. 1804. 8.

113.

Eintheilung der Dichtungsarten.

Wenn der Stoff aller dichteriſchen Darſtellung in den ſubjectiven Gefühlen des Dichters beſteht; ſo müſſen auch

gleichartige und verwandte Gefühle, die in dem Gemüthe des Dichters auf das genaueſte verbunden ſind, in der dichteriſchen Darſtellung einander ähnlich und verwandt ſeyn. Darauf beruht der Grundſatz für die Eintheilung der Dichtungsarten.

Eine Dichtungsart iſt nämlich eine Klaſſe von Werken der Dichtkunſt, deren gemeinſamer Charakter aus einer verwandten individuellen Stimmung im Gefühlsvermögen des Dichters hervorgehet. Die in den einzelnen dichteriſchen Gattungen verwandten Formen führen alſo jedesmal auf eine ähnliche Bewegung und Rührung des Gefühlsvermögens, und auf die Fähigkeit des Dichters zurück, dieſes individuelle Gefühl durch die ſchöpferiſche Kraft der Phantaſie in der Darſtellung zur Einheit der Form zu erheben. Es gibt daher ſo viele verſchiedene Klaſſen von Dichtungsarten, als es verſchiedene Grundtöne des Gefühls für die äſthetiſche Darſtellung gibt.

1) Diejenigen dichteriſchen Formen, in welchen das im Gemüthe des Dichters aufgeregte Gefühl der Freude und des Entzückens, oder der Wehmuth und Traurigkeit, als ſolches, in der idealiſirten Darſtellung zur Einheit des Bildes erhoben wird, ſo daß die Darſtellung den unmittelbaren Ton und Ausdruck des Gefühls wiedergibt, bilden den Umfang der lyriſchen Dichtkunſt.

2) Der Charakter der didactiſchen Dichtkunſt hingegen beruht darauf, daß die äſthetiſche Form gewiſſe allgemeine Begriffe und Ideen der Vernunft verſinnlicht, die, durch ihre Verbindung und Vergeſellſchaftung mit beſtimmten Gefühlen, eine höhere Bewegung des Gefühlsvermögens und ein freies Spiel der Phantaſie hervorbringen, und vermittelſt der dichteriſchen Form als äſthetiſche Einheit erſcheinen.

3) Die dichteriſche Darſtellung kann ferner einzelne Handlungen, Thatſachen und Individuen,

ſo wie den Zuſammenhang der menſchlichen Handlungen innerhalb des beſtimmt abgeſchloſſenen Kreiſes der Freiheit verſinnlichen, dieſe freie Wirkſamkeit der handelnden Weſen idealiſiren, und die hohe Bewegung des Gefühls, hervorgebracht durch die Vergegenwärtigung der Wirkungen der menſchlichen Freiheit, vermittelſt einer vollendeten äſthetiſchen Form bezeichnen; dies iſt der Charakter der epiſchen Dichtkunſt.

4) Der Charakter der dramatiſchen Dichtkunſt beſteht darin, daß der Zuſammenhang der freien menſchlichen Thätigkeit vermittelſt der äſthetiſchen Form durch die dargeſtellten handelnden Perſonen ſelbſt (ohne Wahrnehmung der Individualität des Dichters) vor unſerer Anſchauung erſcheint, wo zunächſt nur durch die künſtleriſche Darſtellung der Handlung auf der Bühne das Weſen des dramatiſchen Kunſtwerkes erſchöpft und vollendet wird.

5) Endlich gibt es gewiſſe dichteriſche Kunſtwerke, deren Charakter ſich zwar bald der einen, bald der andern dieſer Klaſſen zunächſt nähert, bald aber auch aus dem Verſchmelzen der Eigenthümlichkeit mehrerer Klaſſen hervorgehet. Man kann ſie, weil die ſchöpferiſche Phantaſie nicht gewaltſam in eine der angeführten Klaſſen der Dichtungsarten ſich einzwängen läßt, die gemiſchten Formen der Dichtkunſt nennen, und in einer Ergänzungsklaſſe aufführen.

114.

1) Die lyriſche Form der Dichtkunſt.

Der Charakter der lyriſchen Dichtkunſt iſt (nicht Erregung, ſondern) idealiſche Darſtellung (Objectiviſirung) beſtimmter individueller Gefühle unter der Einheit einer vollendeten äſthetiſchen Form. Bei den Erzeugniſſen der lyriſchen Form der Dichtkunſt beſteht daher der Stoff derſelben in den

ſubjectiven Gefühlen des Dichters, die, als ſolche, zwar ganz individuell, aber, nach ihrem Zuſammenhange mit den höchſten Idealen der Menſchheit, ſo geläuterte und rein menſchliche Gefühle ſind, daß ſich jedes gebildete Individuum in denſelben, als in ſeinen eigenen, wieder erkennt. Ob nun gleich alle lyriſche Gedichte den gemeinſchaftlichen Charakter an ſich tragen, daß in ihnen der unmittelbare und reine Ton des individuellen Gefühls enthalten iſt; ſo kann dieſer Ton doch, als Ton der Freude, bis zur höchſten Stufe derſelben, zum Ausdrucke des Entzückens, und als Ton der Traurigkeit, bis zur höchſten Steigerung derſelben in der tiefſten Wehmuth, nach ſehr verſchiedenen Graden der Stärke und der Fülle des Gefühls ſchattirt erſcheinen. — Dieſe Schattirungen in dem Tone des dargeſtellten Gefühls beſtimmen den verſchiedenartigen Charakter der einzelnen Untergattungen der lyriſchen Form der Dichtkunſt. Sie ſind: a) das Lied; b) die Cantate; c) die Elegie; d) die Heroide; e) die Ode; f) die Hymne; g) die Dithyrambe; h) das Sonett; i) die Endreime; k) das Madrigal; l) das Rondeau und Triolet; m) die Rhapſodie.

115.

a) Das Lied.

Der Charakter des Liedes beruht auf der Darſtellung nur Eines Gefühls, welches die Seele ſanft bewegt hat, unter der Einheit einer vollendeten äſthetiſchen Form. Im Liede ſtehet das Gefühl mit ſich ſelbſt im Ebenmaaſe, und dadurch unterſcheidet ſich das Lied von der Ode, welche, im höhern Schwunge der dichteriſchen Begeiſterung, das im Gefühle ſich ankündigende Unendliche, bei ſtarker Vergegenwärtigung der Schranken der Endlichkeit, darſtellt.

Der Ton des Liedes, an ſich, iſt der Ton reiner Freude, der Beruhigung und der Hoffnung. Dieſer Ton wird angeregt durch die Richtung des Gefühls

auf ein Gut, nach welchem man ſich ſehnt, oder deſſen Beſitz und Genuß man feiert, oder das der Phantaſie überhaupt lebhaft vorſchwebt. Denn dadurch unterſcheidet ſich das Lied von der Elegie, daß der in demſelben herrſchende Ton der Freude nicht durch Beimiſchung des Gefühls der Wehmuth verdunkelt wird.

Man theilt das Lied in das geiſtliche und weltliche.

Das geiſtliche Lied enthält den Ausdruck und die Darſtellung der erhabenen Rührung, die uns bei der Betrachtung der Allvollkommenheit Gottes, ſeiner Allheiligkeit und Allſeligkeit, und bei der Vergegenwärtigung ſeiner Verhältniſſe zu uns und unſerer Verhältniſſe zu ihm ergreift, die für uns die wohlthätigſten und beſeligendſten ſind, und die unſer ganzes gegenwärtiges und künftiges Daſeyn umſchließen *).

Das weltliche Lied hingegen iſt die Darſtellung eines beſtimmten, durch die Zuſtände und Vorgänge des wirklichen Lebens und die Erſcheinungen in der Natur angeregten, Gefühls. Als Lied der Liebe ſchildert es die Begeiſterung, die durch einen geliebten Gegenſtand in dem Gefühle bewirkt wird. Als Trinklied ſtellt es die Freude ſinnlich vollkommen dar, welche der Wein gewährt. Als Gelegenheitsgedicht bezieht es ſich auf eine denkwürdige Begebenheit des häuslichen oder öffentlichen Lebens (Geburtstags-, Hochzeits-, Trauergedichte, zur Feier von Feſten ꝛc.). — Eben ſo können Naturgegenſtände und andere Vorgänge des Lebens, ſo-

*) Die geiſtliche Dichtkunſt überhaupt begreift in ſich das geiſtliche Lied im engern Sinne, als die reichſte Gattung der religiöſen Dichtkunſt, die geiſtliche Ode und Hymne, und die geiſtliche Elegie. Wenn ſich, in dem erſten, Dank gegen Gott, Bewunderung ſeiner Erhabenheit und Größe, die Hoffnungen für Gegenwart und Zukunft, und die Vergegenwärtigung der menſchlichen Pflichten ankündigen; ſo verſinnlicht die religiöſe Ode und Hymne den unendlichen Abſtand des endlichen Geſchöpfs von dem Unendlichen, und die religiöſe Elegie enthält den Ausdruck der Klage und Wehmuth über die ſittlichen Verirrungen der Menſchen.

bald ſie den Zuſtand eines beſtimmten Gefühls in dem Dichter zum Bewußtſeyn erheben, den Stoff zum Liede darbieten.

Volkslied nennt man dann das weltliche Lied, wenn die Darſtellung deſſelben durch das allgemeine Intereſſe ſeines Stoffes und durch die höchſte Einfachheit des Ausdruckes verſtändlich, genießbar und anziehend für alle Stände des Volkes wird. (Ueber das Volkslied iſt Schiller in ſ. kl. proſ. Schriften, Th. 4, S. 199 ff zu vergleichen.)

Das geiſtliche Lied iſt bei den Teutſchen am vollkommenſten angebaut. Luther, Gellert, J. Andr. Cramer, J. Ad. Schlegel, v. Cronegk, Klopſtock, Münter, Lavater, Sturm, Zollikofer, Voß u. a.

Im weltlichen Liede: die Minneſänger und Meiſterſänger; — Opitz, Flemming, v. Haller, v. Hagedorn, Gellert, Zachariä, v. Cronegk, Uz, Leſſing, v. Kleiſt, Gleim, C. Fel. Weiße, Ramler, Karſchin, Götz, Michaelis, Pfeffel, Blum, J. Geo. Jacobi, Kretſchmann, Gotter, Bürger, J. Mart. Miller, Hölty, Claudius (Asmus), Schubart, v. Thümmel, v. Göckingk, Voß, v. Göthe, v. Schiller, v. Alxinger, Blumauer, Klamer, Schmidt, Overbeck, v. Herder, v. Matthiſſon, Koſegarten, Heydenreich, Mahlmann, Tiedge, Langbein, v. Salis, Manſo, v. Halem, Conz, Neubeck, Baggeſen, A. W. Schlegel u. a.

116.

b) Die Cantate.

Die Cantate ſtellt Gefühle dar; ſie gehört alſo zur lyriſchen Form der Dichtkunſt. Sie hat aber keinen eigen-

thümlichen innern Charakter, und iſt blos eine Untergattung des Liedes. Ihre Eigenthümlichkeit iſt daher eine äußere, und beruht auf ihrer Beſtimmung für die muſikaliſche Darſtellung; mithin iſt die Cantate ein Erzeugniß der lyriſchen Dichtkunſt, deſſen Inhalt der muſikaliſchen Darſtellung fähig, und auf dieſe Darſtellung in der Anlegung und Durchführung des Ganzen berechnet iſt.

Dem Tone und Ausdrucke des Gefühls nach, der in ihr herrſcht, nähert ſich die Cantate bald dem Liede, bald der Ode und Hymne, bald der Elegie; ja in längern Cantaten kann eine große Abwechſelung und Mannigfaltigkeit des lyriſchen Tones in den Arien und Chören ſtatt finden, ſobald nur durch die Recitative die Uebergänge aus dem einen Gefühle in das andere gehörig geleitet werden. Dieſer Abwechſelung und Schattirung der dargeſtellten Gefühle ungeachtet, müſſen doch die einzelnen Theile der Cantate Ein äſthetiſches Ganzes bilden, deſſen Vollendung auf der wahren und naturgemäßen Zeichnung, Haltung und Durchführung der dargeſtellten individuellen Gefühle beruht.

Da aber die Cantate zunächſt und durchgehends auf die muſikaliſche Darſtellung berechnet iſt, und nur durch dieſe erſt als Kunſtwerk vollendet wird; ſo muß der Dichter dem Tonkünſtler vorarbeiten, und darf bei der Wahl des Stoffes und des Metrums, bei dem Wechſel der Chöre, Arien und Recitative, und ſelbſt bei dem Gebrauche der einzelnen Vocale, den Tonkünſtler nie aus den Augen verlieren. Deshalb ſollten Dichter und Tonkünſtler, bei der Cantate, auf halbem Wege ſich begegnen; der Dichter ſollte Kenner der Tonkunſt ſeyn, und der Tonkünſtler der dichteriſchen Begeiſterung zu folgen vermögen.

Man kann die Cantaten, wie das Lied, in religiöſe und weltliche eintheilen. Die erſten ſind entweder überhaupt zur Feier der Größe Gottes und ſeines Verhältniſſes gegen die Menſchen, oder zur Verſinnlichung und Darſtellung gewiſſer Thatſachen und Lehren einer poſitiven Religion beſtimmt; die zweiten aber feiern irgend einen

Gegenſtand des wirklichen Lebens, der Kunſt und der bürgerlichen Verhältniſſe u. ſ. w. (z. B. Geburtstagscantaten, Cantaten bei Einweihungen oder bei Feſtlichkeiten gewiſſer Anſtalten ꝛc.). Beide können *dramatiſch* von dem Dichter angelegt ſeyn, obgleich dieſe Art der Einkleidung keinesweges weſentlich iſt, weil die dichteriſche Begeiſterung und die muſikaliſche Darſtellung eben ſo wenig, wie das Intereſſe bei der Anſchauung der äſthetiſchen Form, dadurch einen höhern Schwung erhält.

Die *äußere* Einrichtung der Cantate beruht auf der Abwechſelung der *Recitative*, der *Arien* und des *Chors*. Das *Recitativ* hat die Beſtimmung, die darzuſtellenden Gefühle und die Wirkung derſelben auf die Zuhörer zu veranlaſſen und vorzubereiten, und überhaupt die Stimmung anzukündigen, welche das Kunſtwerk hervorbringen ſoll. — In der *Arie* darf nur Ein beſtimmtes Gefühl dargeſtellt werden, deſſen Ausdruck ſorgfältig in der Einheit des Grundcharakters der muſikaliſchen Begleitung gehalten ſeyn muß. *Duett*, *Terzett* u. ſ. w. ſind an ſich blos veränderte Geſtaltungen der Arie, durch welche aber der Dichter und Tonkünſtler Gelegenheit bekommt, die darzuſtellenden Gefühle mannigfaltiger ſchattiren und reicher durchführen zu können. Das *Arioſo* iſt eine Arie im verjüngten Maasſtabe, und tritt gewöhnlich dann im Recitative ein, wenn ein angeregtes Gefühl ſtark genug wird, die ruhige Betrachtung, die im Recitative vorherrſcht, zu unterbrechen, und ſich im Ausdrucke einer höhern innern Bewegung anzukündigen (z. B. ein Wunſch, eine Bitte, ein kleines Gemählde, ein Gedanke, der dem Gefühle näher vergeſellſchaftet iſt, als andere ꝛc.). Etwas reicher, als das *Arioſo*, wird die *Cavatine* ausgeführt, die, in Hinſicht auf Erfindung der Melodie und auf die ganze Ausführung, der Arie größtentheils ähnlich, nur aber ihrem Umfange nach beſchränkter und kürzer iſt, weil die in der Arie übliche Abtheilung in zwei oder mehrere Haupttheile, und die derſelben eigenthümliche Wiederkehr und weitere Ausmahlung des Hauptgedankens

der Melodie in der Cavatine wegfällt. — Der Chor endlich vereinigt das Geſammtgefühl, das durch die einzelnen Theile der Cantate vorbereitet worden iſt, und enthält, als Reſultat, entweder den Schluß des ganzen Kunſtwerks (Finale), oder doch den Schluß der jedesmaligen einzelnen Abſchnitte einer längern Cantate. Da der Chor der Repräſentant der innern Stimmung der ganzen Gemeine iſt; ſo muß er die Geſammtheit aller für den dargeſtellten Gegenſtand intereſſirten Individuen ausdrücken, und ſich mit der höhern Kraft bewegen, welche dem Ausdrucke eines Geſammtgefühles angemeſſen iſt.

Ramler, Niemeyer, Patzke, Schiebeler, Zachariä, Küttner, Rochlitz, Mahlmann, — Meißner (Lob der Muſik). u. a. —

117.

c) Die Elegie.

Der eigenthümliche Charakter der Elegie beruht auf der Darſtellung eines aus Wonne und Wehmuth gemiſchten Gefühls, doch ſo, daß das Gefühl der Luſt das Gefühl der Unluſt überwiegt. In dieſe Stimmung wird der Geiſt verſetzt, wenn er ſich mit ungetheiltem Intereſſe ein Gut vergegenwärtigt, das er entweder nie zu erreichen befürchtet, oder deſſen Beſitz und Genuß er verfehlt, oder wieder verloren hat, und wo dennoch, durch die von der Phantaſie verſinnlichte Idee dieſes Gutes, das Entzücken bei der Betrachtung deſſelben, oder die Sehnſucht nach demſelben, oder die Erinnerung an die ehemals im Beſitze deſſelben genoſſene Seligkeit, überhaupt alſo das Gefühl der Luſt bald ſtärker, bald ſchwächer das Gefühl der Unluſt überwiegt, und dadurch diejenige dichteriſche Begeiſterung herbeiführt, in welcher die Elegie entſteht. An der Hervorbringung derſelben hat daher die Vergegenwärtigung der höchſten Ideale der Menſchheit den nächſten Antheil; eine Vergegenwärtigung, die in der Sprache als Ton der Freude und Wonne ſich

ankündigt; doch miſcht ſich in dieſe Wonne die Wehmuth des Unvermögens, den erſehnten Gegenſtand entweder jetzt überhaupt nicht zu beſitzen, oder ihn verloren zu haben, oder ihn nie beſitzen zu können. Dieſe Wehmuth des Unvermögens ſpricht ſich aus als Ton der Traurigkeit; allein aus der Verſchmelzung beider, der Wonne und Wehmuth, entſteht in der Darſtellung jene milde Schattirung des Gefühls, wodurch dem Bewußtſeyn zwar keine bleibende (weil ein gemiſchtes Gefühl kein bleibender Zuſtand ſeyn kann), aber eine unendlich ſüße Stimmung mitgetheilt wird. Der Zauber der Vergangenheit und Zukunft umſchwebt die Elegie; nur die Gegenwart verliert jedesmal in ihr bei der Zuſammenſtellung mit Vergangenheit und Zukunft, und darin liegt der Grund der in der Elegie herrſchenden Wehmuth.

Je nachdem die Elegie entweder Liebe, oder Freundſchaft, oder irdiſche Güter, oder überſinnliche (der Religion und ſittlichen Ordnung der Dinge zugehörende) Gegenſtände, die auf das Gefühl eingewirkt haben, ſchildert, trägt ſie auch bald mehr bald weniger die Farbe der veredelten Sinnlichkeit, oder der höhern ſittlichen Würde.

Klopſtock, v. Kleiſt, Hölty, v. Göthe, Voß, v. Stolberg, Kl. Schmidt, v. Matthiſſon, v. Salis, v. Schiller, Heydenreich, J. Geo. Jacobi, Gotter, Koſegarten, Manſo, Tiedge u. a.

118.

d) Die Heroide.

Die Heroide iſt, ihrem Charakter nach, eine Untergattung der Elegie; denn in derſelben herrſcht, wie in der Elegie, der Grundton eines aus Wonne und Wehmuth gemiſchten Gefühls. Die bald ſtärkere, bald ſchwächere Farbengebung in der Darſtellung dieſes gemiſchten Gefühls be-

ruht aber theils auf dem in der Heroide verſinnlichten Stoffe, theils auf der Lebendigkeit und Stärke der Individualität des Dichters. Doch ſpricht derſelbe in der Heroide nicht in ſeiner Perſon; er leiht vielmehr die Innigkeit ſeines Gefühls einem Verſtorbenen. Wenn gleich dadurch in der Heroide eine gewiſſe Einförmigkeit nicht ganz zu vermeiden ſcheint, und überhaupt dieſe Form der Dichtkunſt weit weniger, als die andern, von klaſſiſchen Dichtern angebaut worden iſt; ſo beruht doch unverkennbar das hohe Intereſſe, das dieſe dichteriſche Form gewährt, auf der ſtillſchweigenden Annahme einer fortdauernden Verbindung zwiſchen den Vollendeten und ihren zurückgebliebenen Geliebten, und zwar auf einer Verbindung, die von allen Mängeln der Sinnlichkeit, von allen auf Erden beſtehenden Ungleichheiten der Verhältniſſe befreit, und von der Ruhe und Seligkeit vollendeter Geiſter umfloſſen iſt.

Die Benennung der Heroide iſt zufällig. Sie gehört dem Ovid an, welcher in 21 Heroiden ausgezeichnete und nun vollendete Individuen aus dem heroiſchen Zeitalter unter der dichteriſchen und epiſtoliſchen Form aufführte. — Unter den Teutſchen ward die Heroide wenig angebaut. Kaum verdienen die Verſuche in derſelben von Hoffmannswaldau, Lohenſtein, v. Trautzſchen u. a. genannt zu werden. Beſſer iſt eine Heroide von Schiebeler; die vorzüglichſten aber ſind von Wieland (ſeine acht Briefe der Verſtorbenen an hinterlaſſene Freund eim zweiten Supplementbande ſ. ſämmtl. Werke, S. 201 ff.).

119.

e) Die Ode.

In dem Menſchen liegt die Sehnſucht, das Streben nach dem Idealiſchen. Allein je mehr bei der Betrachtung eines idealiſchen Gegenſtandes die Phantaſie begeiſtert und das Gefühl gerührt und erſchüttert wird; deſto mehr kündigt ſich auch im Gefühle der unermeßliche Abſtand zwiſchen

dem Endlichen und Unendlichen an. Die hohe Begeiſterung nun, wo der Dichter ſeine endliche Kraft an die Unendlichkeit des ihm im Ideale vorſchwebenden Gegenſtandes hält, und, von deſſen Erhabenheit durchdrungen, das Unvermögen der endlichen Kraft fühlt, jenen Gegenſtand zu erreichen oder zu verwirklichen, denſelben aber doch, im höchſten Schwunge der Begeiſterung, darzuſtellen und zu verſinnlichen ſucht, — bewirkt die Entſtehung der Ode. Sie iſt daher der Ausdruck der höchſten dichteriſchen Bewegung eines endlichen Geiſtes. In ihr triumphirt das Gefühl über die Kraft des Willens, weil das Gefühl das Idealiſche aufzufaſſen und die Phantaſie daſſelbe im freieſten Fluge der Darſtellung wenigſtens zu verſinnlichen, das Beſtrebungsvermögen aber daſſelbe nie zu verwirklichen vermag. — Das gemiſchte Gefühl der Luſt und Unluſt iſt in der Ode vorherrſchender Ton; das Gefühl der Luſt, aufgeregt durch die Erhabenheit des idealiſchen Gegenſtandes und durch die Kraft der Phantaſie, das Idealiſche darzuſtellen; das Gefühl der Unluſt, veranlaßt durch die Unmöglichkeit, das Ideal in der Wirklichkeit auszuführen; doch ſo, daß, in dem Augenblicke der Begeiſterung, das Gefühl der Luſt das Gefühl der Unluſt überwiegt, weil, durch den aufgeregten Schwung der Phantaſie und durch die erhöhte Kraft des Gefühls, das vereitelte Beſtreben des Willens, das Idealiſche zu verwirklichen, verdunkelt und das Bewußtſeyn ausgefüllt wird von dem Entzücken über die Verſinnlichung des Ideals in der Darſtellung.

Weckherlin, Opitz, Flemming, Tſcherning, v. Haller, v. Hagedorn, J. A. Cramer, Withof, Uz, v. Cronegk. Karſchin, J. Geo. Jacobi, Zachariä, Wieland, Ramler, Klopſtock, Blum, v. Gerſtenberg, Lavater, Denis, Niemeyer, Bürger, die Stolberge, Kretſchmann, Eul. Schneider, Schubart, Voß, v. Schiller, Koſegarten, Heydenreich, v. Herder u. a.

120.

f) Die Hymne.

Die Hymne iſt, dem Charakter nach, von der Ode nicht verſchieden, ſondern eine Untergattung der Ode, mit der Beziehung des dargeſtellten ſubjectiven Gefühls auf einen beſtimmten Gegenſtand. Denn wenn die Ode im Allgemeinen jeden als unendlich gefühlten Gegenſtand idealiſch darſtellen kann; ſo iſt der Gegenſtand der Hymne entweder Gott ſelbſt, oder ein allegoriſches und als Gottheit perſonificirtes (z. B. Tugend, Natur), wenigſtens ein durch die Darſtellung aus der Reihe des Endlichen herausgehobenes, und nach ſeiner höhern, überirdiſchen Kraft gefeiertes Weſen (z. B. die Sonne). — In Hinſicht auf den lyriſchen Schwung und die Kraft der Darſtellung ſteht die Hymne, an ſich, nicht höher, als die Ode; denn in beiden hängt die Höhe des Schwunges und die Fülle der Darſtellung nicht ſowohl von dem verſinnlichten Gegenſtande, ſondern von der individuellen lebendigen Kraft und Begeiſterung des Dichters ab.

v. Kleiſt, Klopſtock, J. A. Cramer, Wieland, Lavater, Fr. Leop. Gr. zu Stolberg, Blum, Herder, Koſegarten, Kretſchmann, Voß ꝛc.

121.

g) Die Dithyrambe.

Die Dithyrambe iſt griechiſchen Urſprungs und eine ſpecielle Hymne mit dem beſtimmten Gegenſtande des Bachus als Gottheit. Sie war, ihrem Urſprunge nach, der Ausbruch einer trunkenen Begeiſterung, und ward bei den Griechen zu einem regelloſen Tanze geſungen. Dieſe Geſetzloſigkeit zeigte ſich auch in ihrem Inhalte und Sylbenmaaſe. Bei der Wiedererweckung der Dithyrambe von neuern Dichtern mußte nothwendig der Anſtrich der griechiſchen Oertlichkeit und Eigenthümlichkeit wegfallen.

Soll ſie noch unter äſthetiſchen Geſetzen ſtehen; ſo darf ſie zwar die Form eines beſtimmten Metrums überſchreiten, und ſich mit Willkühr, ſelbſt ohne die innere nothwendige Folge des dargeſtellten Gefühls, bewegen, welches durch den Wein geſteigert ward; allein ſie darf weder gegen die Richtigkeit, noch gegen die Schönheit der Form verſtoßen, denn ſie ſoll nicht wirkliche Trunkenheit, ſondern das hohe Frohgefühl ſchildern, mit welchem der Wein den Dichter erfüllt.

Willamow, Voß, Schiller u. a.

122.

h) Die Rhapſodie.

Die Rhapſodie unterſcheidet ſich von der Ode und Hymne weder durch die Verſchiedenheit des dargeſtellten Gegenſtandes, noch durch die Verſchiedenheit der Stärke des Ausdruckes der Gefühle, ſondern daß in der Rhapſodie der dargeſtellte Gegenſtand entweder wegen ſeiner Unermeßlichkeit und wegen der zu ſtarken Bewegung des Gefühls nicht völlig erſchöpft und ausgeführt, oder daß, eben wegen dieſer zu ſtarken Glut des Gefühls, kein beſtimmtes Metrum in der Form feſtgehalten wird. Die Rhapſodie iſt der Dithyrambe in der äußern Form, nicht aber in Hinſicht des dargeſtellten Gegenſtandes, ähnlich.

Koſegarten; — Ramler (allgemeines Gebet); — Stolberg (Freiheitsgeſang aus dem zwanzigſten Jahrhunderte).

123.

i) Das Sonett.

Der Charakter des Sonetts iſt lyriſch; denn es ſtellt Ein Gefühl und zwar ein beſtimmtes Gefühl (gewöhnlich das Gefühl der Liebe) dar. Die Eigenthümlichkeit des Sonetts beruht aber nicht ſowohl auf ſeinem innern Charakter, ſondern hauptſächlich auf dem urſprünglichen Mechanismus ſeiner äußern Form.

Dieſe beſteht in vierzehn gleich langen Verſen (zwei Quadrainen und zwei Terzetten), wovon die erſten acht in zwei vierzeilige Strophen, die letzten ſechs in zwei dreizeilige Strophen eingetheilt ſind.

Weckherlin, Opitz, Flemming, Gryphius, Lohenſtein, Hoffmannswaldau, — Weſtermann, Fr. Schmit, Bürger, Schiebeler, A. W. Schlegel, Neubeck, Manſo u. a.

124.

k) Das Madrigal, Rondeau und Triolet.

Das Madrigal gehört, wie das Rondeau und Triolet, zur lyriſchen Dichtkunſt, weil ſie, wie das Sonett, Ein vorherrſchendes Gefühl ausdrücken und darſtellen. Sie waren ſonſt gewöhnlicher, als jetzt, und können, als ſanft verhallende Töne des Gefühls und leichte Spiele des Witzes, wohl ein augenblickliches Intereſſe erregen, aber keinen bleibenden Eindruck hervorbringen.

Der ehemals genau beſtimmte äußere Mechanismus dieſer dichteriſchen Formen (beim Madrigal nie unter ſechs, und nie über eilf Zeilen, — beim Triolet acht Zeilen) iſt ganz durchbrochen worden, ſo daß man alle kleinere lyriſche Ergüſſe, die weder Sonett, Rondeau noch Triolet ſind, und in denen Zärtheit des Gefühls, Feinheit der Wendungen und leicht tändelnder Witz ausgedrückt wird, Madrigale nennt. (Hagedorn, Götz, J. G. Jacobi, v. Göthe, Voß, Manſo ꝛc.). —

Das Rondeau iſt eine dichteriſche Tändelei, wo in jeder Strophe nur zwei Reime abwechſelnd vorkommen, die erſte Zeile nach der dritten wiederhohlt wird, und der Refrain die erſten zwei Zeilen wiederhohlt, auf welche, vor dem Refrain, fünf Zwiſchenzeilen folgen. (Hagedorn ꝛc.).

Das Triolet iſt die abgekürzte Form des Rondeau, wo nach der dritten Zeile die erſte, und nach der ſechſten die erſte und die zweite Zeile wiederhohlt werden. —

Doch haben ſich neuere Dichter auch hiervon Ausnahmen erlaubt. (Hagedorn, Göthe, Tiedge ꝛc.).

Noch muß der Endreime (bouts rimés) als einer äſthetiſchen Spielerei gedacht werden, wo ein Andrer dem Dichter die Reime nach einer ganz willkührlichen Zuſammenſtellung gibt, wobei abſichtlich die Verwandtſchaft und Aehnlichkeit der Begriffe in den gewählten Endſylben vermieden wird. Dieſe aufgegebenen Endſylben muß aber der Dichter zu einem äſthetiſchen Ganzen ausbilden, indem er die Anfänge der Zeilen erfindet, welche durch jene Reime geſchloſſen werden.

125.

ε) Die didactiſche Form der Dichtkunſt, oder das Lehrgedicht.

Der Charakter der didactiſchen Form der Dichtkunſt beruht auf der idealiſirten Darſtellung von Begriffen und Ideen der Vernunft, mit welchen beſtimmte Gefühle vergeſellſchaftet ſind, in der Einheit einer äſthetiſch vollendeten Form. Nicht Belehrung alſo, wie es die Beſtimmung des proſaiſchen didactiſchen Styls iſt, ſondern äſthetiſche Darſtellung und lebensvolle Verſinnlichung gewiſſer Wahrheiten und Lehren aus den Kreiſen der Wiſſenſchaften und Künſte, oder dichteriſche Schilderung der großen Erſcheinungen im menſchlichen Daſeyn; das iſt die Aufgabe an die didactiſche Dichtkunſt, wenn ihre Erzeugniſſe dem Geſetze der Form entſprechen ſollen. In dem Lehrgedichte muß daher ein Gefühl, das durch die Thätigkeit der Vernunft in der Hervorbringung der Ideen angeregt ward, vorherrſchen. Doch werden dieſe Ideen nicht nach ihrem Verhältniſſe zum Gebiete der menſchlichen Erkenntniß, ſondern nach ihrer Wirkung auf das Gefühlsvermögen im Lehrgedichte dargeſtellt; deßhalb darf die Darſtellung des Lehrgedichts nie den Anſtrich einer ſyſtematiſchen Abhandlung oder einer ſchulgerechten Chrie enthalten, weil beides dem naturgemäßen Erguſſe des angeregten Gefühls widerſtreitet. —

Nur alſo ſolche Ideen der Vernunft, oder ſolche Theile der menſchlichen Erkenntniß überhaupt, mit welchen ſich Gefühle vergeſellſchaften können (die alſo äſthetiſch darſtellbar ſind), eignen ſich zum Gegenſtande des Lehrgedichts, nicht aber Theile der Logik, der Sprachlehre, der Größenlehre u. ſ. w. weil dieſe nie das Gefühl erheben und die Phantaſie begeiſtern können. Beſonders werden die Ideen der practiſchen Vernunft (Freiheit, Sittlichkeit, Tugend, Unſterblichkeit, Gottheit, das Weltall ꝛc.), die an ſich ſchon in der Seele nicht ohne eine höhere Rührung des Gefühls zum Bewußtſeyn gelangen, wegen ihres Zuſammenhanges mit den geläutertſten und erhabenſten Gefühlen, der dichteriſchen Darſtellung am meiſten fähig ſeyn.

Das Satyriſche im Lehrgedichte iſt nicht weſentlicher Charakter deſſelben, ſondern zufällige Einkleidung; eben ſo die Darſtellung allgemeiner Wahrheiten in der epiſtoliſchen Form. — Opitz, Lichtwer, Withof, v. Haller, v. Hagedorn, Duſch, Gellert, Leſſing, J. A. Cramer, Uz, Käſtner, Zachariä, Wieland, v. Cronegk, Gleim, (Halladat), Conz, Heydenreich, Manſo, v. Schiller, Tiedge, Chſtn. Schreiber, Spalding u. a.

126.

3) Die epiſche Form der Dichtkunſt.

Der Charakter der epiſchen Form der Dichtkunſt beruht auf der Darſtellung und Verſinnlichung des Kreiſes der äußern Natur und der menſchlichen Freiheit, nicht aber, wie die äußern Gegenſtände und Ereigniſſe rein geſchichtlich erſcheinen, ſondern nach der Art und Weiſe, wie die Anſchauung derſelben auf das Gefühl wirkt, und wie durch die hohe Bewegung des Gefühlsvermögens die ſchöpferiſche Phantaſie zur Hervorbringung einer vollendeten Form der Darſtellung veranlaßt wird. Nicht alle Erſcheinungen der Natur, nicht alle Individuen und Thatſachen der Geſchichte eignen ſich zur epiſchen Darſtellung; blos diejenigen

können den Stoff zu einem epiſchen Gedichte darbieten, welche das Gefühl tief rühren und bewegen, und welche, in Angemeſſenheit zu dieſer Aufregung des Gefühls, von der Phantaſie *zur Einheit Eines Bildes erhoben werden können*, welches reines Wohlgefallen erregt.

Der epiſche Dichter unterſcheidet ſich zugleich dadurch weſentlich von dem Hiſtoriker, daß er ſogar die *wirklichen* Begebenheiten und die menſchlichen Individuen nach dem Maasſtabe ſeiner Ideale geſtaltet, und dabei kein anderes Geſetz, als das Geſetz der Form, anerkennt. So kann er die Schatten der Vergangenheit heraufführen und unter den Spiegel ſeiner äſthetiſchen Bilder bringen; er kann die Begebenheiten der Gegenwart unter einer idealiſchen Hülle für Gefühl und Phantaſie verewigen; ja er kann ſelbſt, durch die ihm einwohnende ſchöpferiſche Kraft, eine *Vergangenheit und Gegenwart* mit Vorgängen und Individuen bilden, die nirgends anders, als in dem Kreiſe der Dichtung leben, die aber von dem Dichter, nach der Aehnlichkeit der Ankündigung wirklicher Thatſachen der Geſchichte, unter idealiſchen Formen dargeſtellt werden. Sogar *abwärts* von dem Menſchen kann der epiſche Dichter (z. B. in der Fabel) die Sphäre der *unbelebten* und der thieriſchen Organiſationen, und *aufwärts* die Sphäre überſinnlicher Weſen mit der Sphäre der Menſchheit in Wechſelwirkung bringen, doch jedesmal nach dem Verhältniſſe derſelben zur freien Thätigkeit des Menſchen. Denn abwärts kann die Thätigkeit der Freiheit durch die Wirkungen des Inſtincts verſinnlicht werden, und aufwärts kann die Verbindung des Wunderbaren und Unbegreiflichen mit der Wirkſamkeit der menſchlichen Freiheit dieſe zu einer Höhe führen, die ſie blos in der idealiſchen Darſtellung, nie aber in der Wirklichkeit, erreichen kann.

127.

a) *Die Epopöe* (das Heldengedicht).

Der Charakter der Epopöe beruht auf der zur äſthetiſchen Einheit vollendeten Darſtellung des *Kampfes der*

menſchlichen Freiheit mit der Macht des Schickſals. — Das Heldengedicht verſinnlicht die Thätigkeit eines freien, aber unter den Schranken der Endlichkeit und unter dem Einfluſſe der Naturnothwendigkeit und den Machtſchlägen des Schickſals wirkenden, Weſens. Mag alſo gleich der Held, der im Vordergrunde der Dichtung ſteht, entweder mehr nach ſeiner phyſiſchen Kraft, oder nach ſeinem geiſtigen Vermögen, oder nach ſeiner ſittlichen Freiheit im Kampfe erſcheinen; ſo iſt doch das Anſtreben gegen große Schwierigkeiten, in deren Beſiegung ſich die Thätigkeit des Helden zeigt, und durch die er unſere Theilnahme und Bewunderung erregt, die Hauptaufgabe der Epopöe. — Unter dieſer Bedingung darf es auch nur Ein Individuum ſeyn, das im Mittelpuncte der dichteriſchen Darſtellung ſtehet. Auf dieſen Helden muß ſich alles beziehen; alles muß um ſeinetwillen da ſeyn; nichts darf in die Darſtellung aufgenommen werden, das nicht in näherer oder entfernterer Verbindung mit ihm, und zwar nach dem Verhältniſſe ſtände, in welchem er ſeine Kraft thätig beweiſet. — Das Erſte daher, worauf es bei der Epopöe ankommt, iſt die verſinnlichte Darſtellung, Haltung und Durchführung des Helden, und der Aeußerung ſeiner Kraft. Das Zweite iſt die Darſtellung der Macht des Schickſals, gegen welche er kämpft. Zu dem Schickſale gehört in der Epopöe alles, was außerhalb der Individualität des Helden ſeine Kraft in Thätigkeit ſetzt und zum Kampfe auffordert. Dies können theils Naturkräfte, theils die Vorgänge ſeines eignen Lebens, theils Menſchen, die ihm entgegenſtreben, theils höhere Weſen ſeyn, die ſeine Kräfte prüfen oder unterdrücken wollen. Zwiſchen ſeiner Kraft aber und der Macht des Schickſals muß in der Darſtellung das beſtimmteſte Verhältniß herrſchen. Wäre die Macht des Schickſals ſtärker, als die Kraft, die gegen ſie ankämpft; ſo wäre der Sieg im Voraus entſchieden. Wäre die Kraft des Helden, als ſolche, durchaus überwiegend über die

Gewalt des Schickſals, das ſie in Thätigkeit ſetzt; ſo könnte der Held nicht der Gegenſtand unſerer Bewunderung werden. Nur dadurch, daß, bis zum Schluſſe der Epopöe, mit der ſich verſtärkenden Macht des Schickſals auch die Kraft des Helden ſich in einer immer höher ſteigenden Anſtrengung zeiget, wird das Intereſſe an der Darſtellung durchgehends erhalten und geſteigert. Mag dann der Held ſiegen oder unterliegen; ſo ſtreitet beides nicht mit dem Charakter der Epopöe; nur muß der Held, wenn er unterliegt, als ein Weſen unterliegen, das bis zum letzten Augenblicke auf unſere Achtung und Bewunderung gerechten Anſpruch behält. — Selbſt der überirdiſche und göttliche Held muß, ſobald er in der Epopöe erſcheint, als Menſch, im Vollgefühle und in der Vollkraft menſchlichєr Freiheit wirken, und ſo den großen Kampf mit der andringenden Macht des Schickſals beſtehen. — Die einzelnen Beziehungen und Handlungen, welche aus dem feſtgezeichneten Charakter des Helden und aus dem Verhältniſſe des Schickſals zu ſeiner Freiheit abgeleitet werden, muß der Dichter in den einzelnen Acten und Epiſoden der Epopöe durchführen. Uebrigens iſt das Wunderbare (die Maſchinerie) kein weſentliches Erforderniß für die Epopöe, wenn gleich in den meiſten dichteriſchen Formen derſelben überſinnliche Weſen und Wirkungen geſchildert werden, welche den Kreis der Naturgeſetze überſteigen.

Von dem Lyriſchen iſt das Epiſche dadurch weſentlich verſchieden, daß in dem erſten die höchſte Kraft des intenſiven Lebens des Gefühls, in dem letzten die höchſte Kraft der extenſiven Thätigkeit verſinnlicht erſcheint. Die ſinnlich vollendetſte Objectivität iſt daher der Charakter des Epos, ſo wie die ſinnlich vollendetſte Subjectivität der Charakter der Lyra.

Das komiſche Heldengedicht iſt nicht ſowohl eine Unterart der Epopöe, als vielmehr, nach vielen vorhandenen Formen, das völlige Gegenſtück der eigentlichen Epopöe. Denn in demſelben beruht der äſthetiſche

Charakter auf der Verbindung des Humoriſtiſchen, Scherzhaften, Lächerlichen, Satyriſchen und Wunderbaren — oft auch des Romantiſchen — in der dichteriſchen Form.

Schönaich (Hermann, oder das befreite Teutſchland). Klopſtock's Meſſias. J. J. Bodmer's Noachide. Wieland's Oberon. — Zachariä's Schöpfung der Hölle. — (Geßner's Tod Abels iſt ein idylliſches Epos. Zu dieſer Gattung gehört auch die Luiſe von Voß; Parthenais von Baggeſen u. a.) — Alxinger's Doolin von Mainz, und Bliomberis. — v. Sonnenberg's Weltende und Donatoa. — Müller's Richard Löwenherz; Alfonſo; Adelbert der Wilde ꝛc. —

Unter den komiſchen Heldengedichten: Zachariä's Renommiſt; Thümmel's Wilhelmine; Prätzel's Feldherrnränke u. a.

128.

b) Die Romanze und Ballade.

Der Stoff der Romanze iſt epiſch, inwiefern er zunächſt Handlungen, Individuen und Begebenheiten enthält; die Darſtellung der Romanze nähert ſich aber, unter allen epiſchen Formen, am meiſten dem lyriſchen Tone, weil Gefühle die Grundlage der dargeſtellten Handlungen und Begebenheiten ſind. Der Stoff zur Romanze kann aus der Mythologie, aus dem heroiſchen Zeitalter, aus dem Kloſterleben, oder aus den alltäglichen Vorgängen des Lebens entlehnt ſeyn; nur muß ein höheres Gefühl, gewöhnlich die Uebermacht des Gefühls der Liebe, bisweilen aber auch die Stärke der Freundſchaft und des religiöſen Gefühls, als Grundton des Ganzen und als die Quelle der geſchilderten Handlungen erſcheinen, und dieſes Gefühl muß, erhoben bis zur Stärke der Leidenſchaft, den Kampf mit allen ſich ihm entgegenſtellenden Schwierigkeiten und Hinder-

niſſen beſiegen. Die Länge oder Kürze der Form hängt ausſchließend von der Schilderung und Durchführung dieſes Kampfes ab, ſo wie das Ende des Kampfes entweder traurig oder erfreulich ſeyn kann; nur daß das Gefühl der Luſt an der Form, welches durch die verſinnlichte Macht des Gefühls über das ihm widerſtrebende Schickſal angeregt wird, am Schluſſe der Form das Gefühl der Unluſt überwiegen, und einen entſchiedenen Sieg über daſſelbe feiern muß.

Die Benennung Romanze ſtammt aus der verderbten lateiniſchen (romaniſchen) Sprache, in welcher man ſeit dem 10ten Jahrhunderte erdichtete Erzählungen von kriegeriſchen und verliebten Abenteurern ſchrieb. Zwiſchen ihr und der Ballade kann durchaus, ſelbſt nach den vorliegenden Muſtern der beſten klaſſiſchen Dichter, kein charakteriſtiſcher Unterſchied angegeben werden. Beide bezeichnen eine und dieſelbe dichteriſche Form. — Der Ton der Romanze nähert ſich am meiſten dem Tone des Volksliedes und muß allgemein verſtändlich ſeyn. — Uebrigens gehört die Maſchinerie (das Einmiſchen überſinnlicher Weſen, Geiſter, Naturkräfte ꝛc.) nicht zum Weſen der Romanze, und viele Romanzen ermangeln derſelben. — Bürger; v. Schiller; v. Stolberg; Hölty; Gotter; v. Göthe; Langbein; Heydenreich; Tiedge; Löwen; Zachariä; Michaelis; Jacobi; Pfeffel; Koſegarten; A. W. Schlegel ꝛc.

129.

c) Die Legende.

Der Charakter der Legende beruht auf der äſthetiſchen Darſtellung einer ungewöhnlichen Handlung oder Begebenheit, deren Stoff aus der kirchlichen Ueberlieferung entlehnt iſt. Die kirchlichen Ueberlieferungen enthalten aber für die dichteriſche Behandlung ſehr verſchiedenar-

tige Stoffe. Es gehören zu ihr eben ſowohl die Sagen von großen Aufopferungen im Dienſte der Tugend, als auch die Ueberlieferungen von vollbrachten Wunderthaten der ſogenannten Heiligen, und manche lächerliche Nachricht, die aller geſchichtlichen Beglaubigung ermangelt. — Der Dichter, der den aus der Tradition entlehnten Stoff bearbeitet, iſt aber unbekümmert um deſſen geſchichtliche Wahrheit, und berückſichtigt blos ſeine Darſtellbarkeit für äſthetiſche Zwecke. —

Die Legende kann, als ein dichteriſches Ganzes, unter einer ernſthaften und unter einer komiſchen Einkleidung erſcheinen. In der erſten liegt das Außerordentliche, Uebernatürliche und Wunderbare in den Aeußerungen eines geſteigerten religiöſen Gefühls, deſſen Beſtrebung mit einem alle Erwartung übertreffenden Erfolge gekrönt wird. In der zweiten wird das Wunderbare in der Begebenheit, unter der Vorausſetzung, daß die Begebenheit ſelbſt der Erfolg eines ſich verirrenden Gefühls war, als ein Gegenſtand dargeſtellt, der Lachen erregt. — (Herder, über die Legende, in ſ. zerſtreuten Blättern, Th. 6. S. 247 ff.) —

In der ernſthaften Form: A. W. Schlegel; Herder; Koſegarten; — in der komiſchen: Pfeffel, Langbein ꝛc.

130.

d) Die poetiſche Erzählung.

Unter allen epiſchen Dichtungsarten iſt der Begriff der poetiſchen Erzählung der weiteſte und allgemeinſte. Alles, was aus dem Kreiſe des Wirklichen und Möglichen äſthetiſch darſtellbar und zur Einheit der Form zu verbinden iſt, eignet ſich zum Stoffe der poetiſchen Erzählung. Dadurch aber unterſcheidet ſich die poetiſche Erzählung vom Epos, daß in derſelben die dargeſtellte Handlung, in dem Epos aber das handelnde Individuum (der Held) den

Mittelpunct der Darſtellung bildet, ſo daß in der poetiſchen Erzählung die Individuen blos zur Verſinnlichung und Durchführung der darzuſtellenden Handlung oder Begebenheit dienen.

Man unterſcheidet zwiſchen der komiſchen und ernſthaften poetiſchen Erzählung. Die komiſche Erzählung iſt es entweder nach dem Stoffe und der Form zugleich, oder nach der Form allein. Verſinnlicht ſie Thorheiten und Fehler; ſo geſchieht es blos, um ein Gefühl der Luſt durch die Darſtellung anzuregen, und nicht, wie in der Satyre, dieſe Thorheiten zu geiſeln und die Unvollkommenheiten in der ſittlichen Welt, an das Ideal der Sittlichkeit ſelbſt zu halten und zu ahnden. Die ernſthafte poetiſche Erzählung hingegen beruht zunächſt auf der ſentimentalen Darſtellung, und athmet die reinſte und tiefſte Empfindſamkeit. Hat ſie zugleich eine ſittliche Beziehung; ſo darf doch das Wohlgefallen an dem verſinnlichten ſittlichen Zwecke nicht ſtärker ſeyn, als das Wohlgefallen an der vollendeten äſthetiſchen Form. — Leichtigkeit und Natürlichkeit in der Darſtellung ſind Hauptbedingungen der poetiſchen Erzählung; auch iſt derſelben eine gewiſſe Ausführlichkeit erlaubt; nur darf dieſe nicht in Breite ausarten. Uebrigens ſind Reim und Metrum überhaupt nur zufällige Eigenſchaften der äußern Form der poetiſchen Erzählung.

Gellert, v. Hageborn, v. Kleiſt, Wieland, Leſſing, v. Gerſtenberg, Roſt, Michaelis, Karſchin, Burmann, Jacobi, Gleim, v. Göckingk, Langbein, v. Nicolay, Gotter, Pfeffel, Koſegarten, v. Kotzebue, Lafontaine, Meißner, Muſäus, Fr. Schulz, Jünger, Mahlmann u. a.

131.

e) Der Roman.

Der Charakter des Romans beruht auf der idealiſchen Darſtellung der menſchlichen Gattung und der Schickſale und

gegenſeitigen Verhältniſſe und Beziehungen ihrer Individuen auf einander, nach allen möglichen Aeußerungen der Freiheit dieſer Individuen, und nach allen möglichen Schattirungen des öffentlichen, häuslichen und einzelnen Lebens, unter der Bedingung, daß dieſe Individuen nach ihren Verhältniſſen und Aeußerungen unter der *Einheit einer äſthetiſchen Form* dargeſtellt werden können. Das Gebiet des Romans iſt daher von der einen Seite von ungleich *weiterm* Umfange, als das Gebiet der Geſchichte, weil nicht blos der Kreis des Wirklichen, ſondern auch der *Kreis des Möglichen* in demſelben liegt; von der andern Seite aber wird er dadurch *beſchränkt*, daß nnr das äſthetiſch Darſtellbare in denſelben aufgenommen werden darf. So wenig alſo auch der Hiſtoriker der Richter des Romanendichters ſeyn kann; ſo beſtimmt iſt doch der Dichter des Romans an das Geſetz der Form gebunden, nach welchem er in Hinſicht auf die Erfindung der Charaktere und der Handlung, und in Hinſicht auf die Haltung und Durchführung des Ganzen zur Bewirkung eines Geſammteindrucks auf das Gefühl, beurtheilt werden muß.

Man kann drei Hauptgattungen des Romans annehmen, nach der *Verſchiedenheit der Quellen des Stoffes*, und nach dem *Grundtone des Gefühls*, der in demſelben herrſcht: den *lyriſchen*, *didactiſchen* und *epiſchen* Roman. Der *lyriſche* Roman iſt ausſchließend der Darſtellung und Verſinnlichung *von Gefühlen* nach allen ihren Schattirungen, beſonders des Gefühls der Liebe nach ſeinen unendlich verſchiedenen Ankündigungen, beſtimmt (z. B. Werthers Leiden). Der *didactiſche* Roman hat die Aufgabe, *den Menſchen*, wie er ſeyn ſoll, und das *menſchliche Leben* überhaupt nach ſeiner idealiſchen Haltung darzuſtellen (z. B. *Clariſſa* ꝛc.). Der *epiſche* Roman endlich kann Helden im Kampfe gegen ihr widriges Schickſal ſchildern, und ſich dem Epos ſelbſt nähern (*Klinger's* Raphael de Aquilas, und Giafar ꝛc.); er kann aber auch nur eine ins Große geſpon-

nene poetiſche Erzählung ſeyn. Er kann ferner große und intereſſante Individuen des Alterthums oder der neuern Zeit idealiſirt und pſychologiſch darſtellen; und endlich kann er die Weſen der überſinnlichen Welt mit ſeiner Darſtellung in Verbindung bringen, ſobald dadurch der äſthetiſche Cauſalzuſammenhang nicht verletzt wird. (Die dramatiſirte und epiſtoliſche Einkleidung iſt beim Romane zufällig.)

Die Theorie des Romans ward bearbeitet von: v. Blankenburg in ſ. Verſuche über den Roman. Leipz. 1774. 8. und von Karl Nicolai, Verſuch einer Theorie des Romans. 1r Theil. Quedlinburg, 1819. 8. — Allein die Praxis iſt hier der Theorie weit vorausgeeilt. — Wieland, Hermes, Nicolai (Sebaldus Nothanker), Miller (Sigwart), Duſch (Karl Ferdiner), Muſäus, v. Göthe, v. Schiller, v. Klinger, Müller (in Itzehoe), Fr. Heinr. Jacobi, Lafontaine, Kotzebue, Heinſe, Sintenis, Koſegarten, Anton Wall (Heyne), Fr. Laun (Schulz), Jünger, Schilling, Hippel, Knigge, Jean Paul Fr. Richter, Engel, Langbein, Meißner, Feßler u. a.

132.

f) Die Fabel.

Der Charakter der Fabel beruht auf der Darſtellung menſchlicher Zuſtände und Handlungen in dem, der menſchlichen Freiheit verwandten, Kreiſe des Inſtincts in der Thierwelt, unter der Einheit einer vollendeten äſthetiſchen Form. Nur die ſogenannte äſopiſche (die Thier-) Fabel verdient ausſchließend den Namen der Fabel; denn blos der Kreis des Inſtincts in der Thierwelt enthält ein Analogon der menſchlichen Freiheit, und kann die Wirkungen der letzten unter einem fremdher entlehnten Bilde verſinnlichen. Der Menſch ſoll nämlich, im äſthetiſch vollendeten Bilde,

ſein eigenes Bild, nach ſeinen Fehlern und Mängeln unter der Hülle der Dichtung erblicken (mutato nomine de te fabula narratur). Sobald in der Darſtellung an die Stelle der Thiere Menſchen, oder Gegenſtände der lebloſen Natur treten, verdient die äſthetiſche Form nicht mehr den Namen der Fabel, ſondern der poetiſchen Erzählung; denn die charakteriſtiſche Verſinnlichung, welche der Fabel, als äſthetiſchem Ganzen, zukommt, beruht darauf: daß der Charakter der handelnden Thiere allgemein bekannt iſt, und daß man ſtillſchweigend annimmt, der Dichter ſchildere nicht die Thiere um ihrer ſelbſt willen, ſondern er meine eine unter ihrem Charakter verſinnlichte menſchliche Individualität. Manche Theoretiker haben übrigens den Kreis der Fabel dadurch zu ſehr beſchränkt, wenn ſie annahmen, daß ſie blos Klugheitslehren ſinnlich darſtellen ſoll; ſie kann und darf auch ſittliche Mängel und Unvollkommenheiten aufſtellen und verſinnlichen.

Boner, — Burcard Waldis, Lichtwer, Gellert, v. Hagedorn, Leſſing, Gleim, v. Kleiſt, Michaelis, Willamow, Nicolay, Zachariä, Meißner, Pfeffel, Burmann, Kl. Schmidt, Ramler, v. Göckingk, Götz, Claudius (Asmus), Weppen, Langbein, Herder, Voß, Tiedge u. a.

133.

4) Die dramatiſche Form der Dichtkunſt.

Der Charakter der dramatiſchen Dichtkunſt beruht darauf, daß der nothwendige Zuſammenhang einer Handlung in der vollendeten äſthetiſchen Form vermittelſt der Thätigkeit der handelnden Weſen ſelbſt (ohne Wahrnehmung der Individualität des Dichters) hervorgebracht, und auf der Bühne durch deren Repräſentanten, durch die Schauſpieler, für die Anſchauung verſinnlicht, ſo wie überhaupt das dramatiſche Kunſtwerk durch

die theatraliſche Darſtellung als ſchöne Form vollendet wird. Denn obgleich jede dramatiſche Form, zunächſt betrachtet als dichteriſches Kunſtwerk, in ſich vollendet ſeyn muß; ſo erhält ſie doch ihren eigentlichen dramatiſchen Charakter vermittelſt der theatraliſchen Darſtellung.

Soll aber die dramatiſche Form Ein äſthetiſches Ganzes ſeyn; ſo muß Eine Hauptperſon in dem Mittelpuncte derſelben ſtehen, auf welche ſich die ganze Verwickelung und Entwickelung des im Drama geſchürzten Knotens bezieht. Durch die äußere Form des Drama, nach der Eintheilung in Acte (Aufzüge) und Scenen (Auftritte), wird die äſthetiſch berechnete Folge in der Handlung fortgeführt, und dadurch die innere nothwendige Einheit des Ganzen, als eines äſthetiſchen Kunſtwerks, vollendet.

Gth. Ephr. Leſſing, Hamburgiſche Dramaturgie. 2 Th. N. A. 1786. 8. — (v. Einſiedel), Grundlinien zu einer Theorie der Schauſpielkunſt. Leipz. 1797. 8. — Aug. Wilh. Schlegel, über dramatiſche Kunſt und Literatur. 2 Theile (in 3 Abth.) Heidelberg, 1809 ff. 8. — Schiller, die Schaubühne als eine moraliſche Anſtalt betrachtet, in ſ. kl. proſ. Schriften. Th. 4. S. 1 ff.

134.

a) Das Trauerſpiel.

Das Trauerſpiel iſt eine äſthetiſch vollendete dramatiſche Darſtellung, welche durch die Verſinnlichung der Art, wie die Freiheit des im Mittelpuncte der Handlung erſcheinenden Helden gegen die Macht des auf ihn eindringenden Schickſals anſtrebt, und durch die Verſinnlichung des endlichen Unterliegens deſſelben unter dieſer Macht, das gemiſchte Gefühl der Luſt und Unluſt anregt und lebendig erhält, bis, in dem Augenblicke der Vollendung der Handlung, das Uebergewicht der Luſt über das Gefühl der Unluſt durch das reine Wohlgefallen an der ſelbſt in ihrem

Unterliegen hohen geiſtigen oder ſittlichen Kraft des Helden bewirkt wird.

So nahe auch das Trauerſpiel dem Epos verwandt iſt; ſo unterſcheidet es ſich doch dadurch weſentlich von demſelben, daß in dem Trauerſpiele die ganze Darſtellung Handlung iſt, und daß in ihm blos der Kreis der handelnden Individuen, und unter dieſen wieder hauptſächlich der Held der Darſtellung, nie aber der darſtellende Dichter ſelbſt in der Mitte derſelben wahrgenommen wird. — Durch den Kampf aber, in welchem die Kraft des Helden mit der Macht des Schickſals in der Darſtellung erſcheint, werden die Gefühle der Luſt und Unluſt gleich ſtark angeregt, die beide in dem Anſchauenden während der Handlung gegen einander anſtreben, indem das Gefühl der Luſt durch die lebhafte Verſinnlichung der hohen Kraft des Helden, das Gefühl der Unluſt hingegen durch die auf ihn eindringende und ihn überwältigende Macht des Schickſals genährt wird, bis endlich in dem Augenblicke, wo der Held unterliegt, das Wohlgefallen an der hohen geiſtigen oder ſittlichen Nothwendigkeit in der Handlungsweiſe des Helden, ſo wie zugleich das Wohlgefallen an der Vollendung der äſthetiſchen Form, in uns das Uebergewicht des Gefühls der Luſt über das Gefühl der Unluſt hervorbringt.

Der Held des Trauerſpiels, wie er in der Kraft ſeiner Freiheit dargeſtellt wird, erſcheint entweder als ein Unglücklicher, der ohne ſeine Schuld leidet und gegen ein widriges Verhängniß (Fatum) ankämpft, oder als ein Verirrter, deſſen ſittliche Kraft zwar eine fehlerhafte Richtung genommen hat, die aber doch durch die Art und Weiſe ihrer Ankündigung das Intereſſe des Anſchauenden feſſelt. Allein je mehr ſittlich und rein menſchlich der Held des Trauerſpiels erſcheint; je weniger er durch eigene Schuld, je mehr er um ſeiner ſittlichen Größe und Erhabenheit willen leidet; je mehr die Kraft, die er entfaltet, aus ſeinem innerſten Weſen hervorgehet und mit der Steigerung der auf ihn eindringenden Leiden und Gefahren ebenfalls immer höher

ſteigt; je ſicherer er, bis zum letzten entſcheidenden Augenblicke, die Macht der Freiheit der Macht des Schickſals entgegenſtellt; deſto mehr werden auch alle edle Gefühle der Sympathie, des Erhabenen, Großen und Pathetiſchen in dem Anſchauenden aufgeregt und bis zur Vollendung der äſthetiſchen Form lebendig erhalten. Die hohe Kunſt des Trauerſpieldichters beſteht alſo zunächſt darin, die Freiheit des Helden und die Macht des Schickſals, ſelbſt während der ununterbrochenen Steigerung ihres Kampfes, bis zum Augenblicke der Entſcheidung ſo im Gleichgewichte zu erhalten, daß das Intereſſe an demſelben ununterbrochen genährt und befriedigt wird.

Der Chor im Trauerſpiele ging bei den Griechen aus nationalen Verhältniſſen und aus der örtlichen Einrichtung ihrer dramatiſchen Darſtellungen hervor. Für die Teutſchen ſcheint er, ſelbſt nach dem, was Schiller in der Vorrede zu ſeiner Braut von Meſſina darüber geſagt hat, entbehrlich zu ſeyn, wenn gleich die Anwendung deſſelben in einzelnen dramatiſchen Werken, beſonders deren Stoffe aus der Welt des Alterthums entlehnt ſind, nicht ohne Wirkung ſeyn kann. — Man vergleiche darüber meine allgem. Sprachkunde, S. 717 ff.

Leſſing, Weiße, Leiſewitz, v. Schiller, v. Göthe, v. Klinger, v. Kotzebue, Collin, Müllner u. a.

135.

b) Das Luſtſpiel.

Der Charakter des Luſtſpiels beruht entweder auf der äſthetiſch vollendeten Verſinnlichung gewiſſer menſchlicher Schwächen, Thorheiten, Mängel und Unvollkommenheiten, oder auf der mannigfaltigſten und auf das Gefühl der Luſt berechneten Verwickelung (Intrigue) in der dargeſtellten Handlung, ſo daß durch den äſthetiſchen Cauſalzu-

ſammenhang in der Handlung das Gefühl der Luſt in dem Anſchauenden angeregt, und vermittelſt der Durchführung der dramatiſchen Form lebhaft erhalten wird, bis die Auflöſung des Knotens am Schluſſe der Darſtellung die innigſte und völligſte Befriedigung des Gefühls der Luſt herbeiführt. — Handlung iſt daher im Luſtſpiele, wie im Trauerſpiele, die Grundbedingung des Wohlgefallens an der Form; allein der Charakter der Handlung iſt im Luſtſpiele von der Art, daß er nicht das gemiſchte Gefühl der Luſt und Unluſt, ſondern zunächſt nur das Gefühl der Luſt an dem in einer vollendeten Form verſinnlichten Stoffe hervorbringt, und durch die Entwickelung des geſchürzten Knotens, ſo wie durch die vollendete Durchführung der Hauptcharaktere, den entſchiedenen Sieg der Luſt vermittelt. — Schildert das Luſtſpiel blos die Aeußerungen der Leichtfertigkeit, Schalkheit und Neckerei in einem Wohlgefallen erregenden Spiele, ohne dabei eine höhere Verwickelung der Handlung zu beabſichtigen; ſo nennt man daſſelbe Poſſe.

Schröder, Leſſing, Jünger, Weiße, Gotter, Iffland, Kotzebue, Bretzner, Großmann, Beil, Brühl ꝛc.

136.

c) Das Schauſpiel.

Das Schauſpiel iſt eine äſthetiſch vollendete dramatiſche Darſtellung, welche, durch die Verſinnlichung abwechſelnd froher und trauriger Verhältniſſe innerhalb der Handlung, das gemiſchte Gefühl von Luſt und Unluſt anregt und lebendig erhält, doch, in dem Augenblicke der Entſcheidung, durch die fröhliche Entwickelung und Auflöſung der lange zweifelhaften und verflochtenen Verhältniſſe, den Sieg des Gefühls der Luſt über das Gefühl der Unluſt hervorbringt. So hält das Schauſpiel die Mitte zwiſchen dem Trauer- und Luſtſpiele. Es nähert ſich durch die ernſthafte Verwickelung und durch die Anregung eines gemiſchten Gefühls dem Trauerſpiele, obgleich die Hauptperſon des Schauſpiels

kein Held, wie im Trauerſpiele, ſondern ein Individuum aus dem Kreiſe des häuslichen und bürgerlichen Lebens iſt, auf deſſen ſicherer Charakterzeichnung die Hauptwirkung dieſer dramatiſchen Form beruht; es nähert ſich aber auch durch die Schattirung der Luſt mit der Unluſt in der Darſtellung, und beſonders durch die frohe Entwickelung beim Schluſſe, dem Luſtſpiele.

Schröder, v. Gemmingen, Leſſing (Nathan), v. Göthe, Iffland, v. Kotzebue, Babo, Klingemann, Werner, u. a.

137.

d) Das Singſpiel.

Das Singſpiel verhält ſich zu den einzelnen Formen der dramatiſchen Dichtkunſt wie die Cantate zum Liede; es iſt die äſthetiſch vollendete Einheit einer dramatiſchen Darſtellung, die in ihrer Anlage, Haltung und Ausführung entweder auf eine beſtändige oder abwechſelnde muſikaliſche Begleitung, und, vermittelſt der Verbindung der dramatiſchen Dichtkunſt mit der Tonkunſt, auf die höhere Rührung des Gefühls und auf die Hervorbringung eines reinen Wohlgefallens an der vollendeten Form berechnet iſt. Ob nun gleich im Singſpiele die Hauptwirkung von der Art und Weiſe der Verbindung der Dicht- und Tonkunſt abhängt; ſo kann doch in einer Theorie der Sprache der Dichtkunſt nur von den verſchiedenen Arten des Singſpiels gehandelt werden. — Dahin gehören:

1) Das Melodrama (welches Monodrama, Duodrama ꝛc. ſeyn kann), deſſen Eigenthümlichkeit darin beſteht, daß die Rede durch abwechſelnd eintretende Muſik unterbrochen wird. Es unterſcheidet ſich von der Oper und Operette dadurch, daß keine Arien darin vorkommen, ſondern die Muſik blos zur Vorbereitung, Verſinnlichung und Ausführung der darzuſtellenden Gefühle dient. — (Brandes, Gotter, Rambach.)

Das Melodrama iſt die unvollkommenſte und eine im Ganzen wenig angebaute Form des Singſpiels.

2) Die *Oper* nähert ſich, der dichteriſchen Behandlung nach, bald dem Trauerſpiele, bald dem Luſtſpiele, bald dem Schauſpiele. In der *ernſthaften* Oper (opera seria) handelt ein Held nach der Weiſe des Helden im Trauerſpiele; in der *komiſchen* (opera buffa) werden Thorheiten und Schwächen, oder Intriguen verſinnlicht dargeſtellt. In der *gemiſchten* Oper wechſeln, wie im Schauſpiele, frohe und ernſthafte Verhältniſſe. Der Operndichter muß aber, nach den Geſetzen, die bei der Cantate aufgeſtellt wurden, dem Tonkünſtler in Hinſicht auf die Verbindung der Recitative, Arien und Chöre zu einem Ganzen durchgehends vorarbeiten.

3) Die *Operette* unterſcheidet ſich dadurch von der Oper, daß in ihr die muſikaliſche Begleitung *zunächſt auf Arien und Chöre* eingeſchränkt iſt und mit dem Dialoge abwechſelt. Urſprünglich hatte die Operette blos eine *komiſche* Einfaſſung und eine dem Luſtſpiele ähnliche Verwickelung und Entwickelung; ſpäter iſt aber, beſonders durch die Verwandlung ausländiſcher Opern in Operetten, der frühere Unterſchied zwiſchen Oper und Operette beinahe ganz aufgehoben worden. — (*Weiße, Göthe, Gotter, Engel, Bretzner, Stephani, Kotzebue* u. a.) —

138.

5) Die Ergänzungsklaſſe der dichteriſchen Formen.

Die Ergänzungsklaſſe der dichteriſchen Formen umſchließt diejenigen Werke der Dichtkunſt, welche man, der Theorie nach, nicht ohne Zwang unter eine der vier aufgeſtellten Gattungen der Dichtkunſt würde bringen können, obgleich der Charakter der *einzelnen* zu ihr gehörenden Kunſtwerke bald der einen, bald der andern dieſer Gattungen zunächſt ſich nähert.

139.

a) Die Idylle.

Je weiter die Wirklichkeit von dem Ideale eines goldenen Weltalters abliegt; deſto erquickender iſt dieſe idealiſirte Darſtellung der Menſchheit unter einem friedlichen und harmoniſchen Verhältniſſe zu ſich ſelbſt, zu dem Schickſale und zu der äußern Natur. Dieſe Darſtellung enthält die Idylle. Das goldene Weltalter, das die älteſte Dichtkunſt in die Vergangenheit, die Philoſophie in den Kreis der fernen Zukunft, nie aber ein Dichter und Philoſoph in die Gegenwart und Wirklichkeit verſetzt, ſtellt der Idyllendichter unter einer äſthetiſchen Form vor uns hin. Reinheit und Einfachheit der Sitten, Unſchuld des Herzens und Wandels, Wahrheit, Zartheit und Innigkeit des Gefühls müſſen die Ankündigung der Menſchen in der Idylle bezeichnen. Die Natur bringt mit dieſem Adel der innern Geſinnung ein Leben ohne Schmerz und Kummer, eine friedliche, ſchöne, paradiesähnliche Umgebung in die innigſte Verbindung, und ſo ſtrahlt in der Idylle die Ruhe des innern Lebens zurück in die große, harmoniſche Natur. Alle Thorheiten, alle beengende Formen der Convenienz und der bürgerlichen Verhältniſſe, und alle ſittliche Gebrechen der wirklichen Welt liegen tief unter dem Kreiſe der Idylle. In ihr erſcheinen die Menſchen als einander gleich, und ſogar die Thiere ſind in ihr weder Feinde des Menſchen, noch Feinde gegen ſich ſelbſt. Der Menſch der Idylle darf aber auch von dem Dichter nicht auf die Höhe der künſtlichen Kultur geſtellt werden, welche blos die Folge der Civiliſation im bürgerlichen Leben iſt. Daraus läßt ſich erklären, warum die Idyllendichter die Menſchen, die ſie ſchildern, gewöhnlich aus dem Hirten- Schäfer- Fiſcher- u. Jägerleben entlehnen, und weshalb im Ganzen die einfache ländliche Natur in ihren Gebilden vorherrſcht. — Uebrigens gehört die Idylle dem Stoffe nach zur epiſchen, dem Grundtone der Gefühle nach, zur lyriſchen Dichtkunſt.

Roſt, Neckert, Ew. v. Kleiſt, Götz, Blum, Mahler Müller, Sal. Geßner, Hölty, Ja-

cobi, Kl. Schmidt, Göthe, Bonſtetten, Bronner, Voß, Koſegarten, Krummacher, Baggeſen ꝛc.

140.

b) Die poetiſche Epiſtel.

Der Charakter der poetiſchen Epiſtel beruht auf der individualiſirten Darſtellung gewiſſer allgemeiner menſchlicher Wahrheiten, Gefühle und Verhältniſſe unter der Einheit einer äſthetiſch vollendeten epiſtoliſchen Form. Der Dichter ſpricht in der poetiſchen Epiſtel zwar nur zu Einer Perſon; er idealiſirt aber dieſelbe ſo, daß er zu ihr, als zu ſeinem ganzen Geſchlechte, redet, und daß ſie in der poetiſchen Epiſtel gleichſam ſelbſt zu einem poetiſchen (idealiſirten) Weſen wird; denn in die Darſtellung der poetiſchen Epiſtel gehört nur das, was dem Individuum als Theil ſeiner Gattung, aber freilich nach individuellen von dem Dichter angenommenen Beziehungen, beigelegt wird. Der Unterſchied zwiſchen dem proſaiſchen Briefe und der poetiſchen Epiſtel liegt alſo darin, daß der erſte ſo ſpeciell ſeyn muß, daß er blos Eine Perſon angeht und gleichſam nur für dieſe verſtändlich iſt, die zweite hingegen die Menſchheit ſelbſt in dem angeredeten Individuum meint, und zu jener ſpricht, wenn ſie ſich an dieſes wendet. Je ſpecieller daher der Inhalt der poetiſchen Epiſtel iſt; deſto weniger hat ſie äſthetiſchen Gehalt. — Enthält der Stoff in der poetiſchen Epiſtel zunächſt den Ausdruck der individuellen Gefühle des Dichters; ſo gehört die poetiſche Epiſtel zur lyriſchen Form. Verſinnlicht ſie gewiſſe beſtimmte allgemeine Wahrheiten unter der äſthetiſchen Hülle; ſo ſchließt ſie ſich an die didactiſche Form an. Schildert ſie Individuen und Thatſachen; ſo iſt ſie Untergattung der epiſchen Form.

Opitz, Flemming, Tſcherning, Gryphius, Canitz, Günther, v. Haller, Ebert, Voß, Gleim, Wieland, Uz, Bodmer, v. Nicolay,

J. G. Jacobi, Michaelis, Gotter, Blum, v. Göckingk, Pfeffel, Kl. Schmidt, Manſo, Tiedge u. a.

141.

e) Die dichteriſche Schilderung.

Die dichteriſche Schilderung ſtellt entweder Erſcheinungen des äußern oder Erſcheinungen des innern Sinnes unter der Einheit einer vollendeten Form dar, indem ſie entweder einen Naturgegenſtand, oder ein unmittelbares Erzeugniß und Bild der Phantaſie (z. B. Elyſium ꝛc.) zur völlig beſtimmten Objectivität vermittelſt der Darſtellung erhebt. Es gehören daher zur dichteriſchen Schilderung eben ſo die Naturgemählde, wie die kühnen und gelungenen Dichtungen aus den Kreiſen der Zauberwelt und der geſammten Mythologie.

Opitz (Veſuv), Haller (Alpen), Kleiſt (Frühling), Zachariä (Tageszeiten), Hirſchfeld, Gleim, v. Stolberg (Hellebeck), Jacobi, Matthiſſon (Genferſee, Elyſium ꝛc.), Salis, Koſegarten (Arkona), Bonſtetten, Jean Paul, Neubeck, Schiller (Götter Griechenlands), Manſo (Inſeln der Seligen), A. W. Schlegel (Pygmalion) u. a.

142.

d) Die Allegorie.

Die Allegorie, als eine größere und in ſich vollendete dichteriſche Form (verſchieden von dem Gebrauche der Allegorie in den ſogenannten rhetoriſchen Figuren), beſteht in der äſthetiſchen Darſtellung des Gegenbildes von einem Gegenſtande, der entweder in der Allegorie gar nicht erſcheint und genannt, oder doch wenigſtens nicht mit der Beſtimmtheit und Vollendung durchgeführt wird, wie das Gegenbild. Die dichteriſche Kunſt beruht daher auf der

Erfindung eines vollendeten Gegenbildes, unter deſſen Hülle man das Urbild ſogleich nach allen ſeinen Eigenſchaften, Verhältniſſen, Beziehungen und Umgebungen erkennen kann; denn in der Allegorie ſoll das Aehnliche durch das Aehnliche verſinnlicht und angeſchaut werden. Das Treffende in der Vergleichung des Bildes mit dem dargeſtellten Gegenbilde iſt daher der äſthetiſche Mittelpunct in der vollendeten Allegorie. — Die Allegorie kann aber zu keiner beſtimmten Gattung von Dichterwerken gezählt werden, weil ſie eben ſo eine Wahrheit, wie ein Gefühl, eben ſo ein Individuum, wie eine Thatſache aus dem Kreiſe der Wirklichkeit, oder ein mythologiſches Bild aus dem Kreiſe der Möglichkeit verſinnlichen kann.

Aug. Wilh. Schlegel, — Jean Paul, — Herders Paramythieen und Blätter der Vorzeit, — Krummachers Parabeln u. a.

143.

e) Der Dialog und Monolog.

Sobald der Dialog zur äſthetiſchen Selbſtſtändigkeit erhoben und als eine größere Kunſtform durchgeführt wird; ſobald iſt er nicht nur völlig von der mündlichen Unterhaltung verſchieden, ſondern er kann auch eben ſo zur Verſinnlichung von Gefühlen, wie zur Verſinnlichung von Wahrheiten und von Thatſachen und Charakteren gebraucht werden, wodurch er ſich bald mehr der lyriſchen, bald mehr der didactiſchen, bald mehr der epiſchen Dichtkunſt nähert.

Gewöhnlich beabſichtigt dabei der Schriftſteller die Verſinnlichung des Antagonismus gewiſſer Gefühle, Wahrheiten oder Individuen; wenigſtens kann die Verſchiedenheit und der Kontraſt derſelben durch ihre Gegeneinanderſtellung am beſtimmteſten vergegenwärtigt werden; (z. B. Herders Gott. — Platner über den Atheismus. — Koſegartens Geſtändniß. — Schillers Brutus und Cäſar u. a.) — Die Indi-

viduen aber, welche im Dialoge, als einem Werke der ſchönen Kunſt, aufgeführt werden, ſind idealiſirte Menſchen, die in demſelben als Repräſentanten ihrer ganzen Gattung, oder gewiſſer Stände und Klaſſen derſelben erſcheinen, und die ſchöpferiſche Kraft des Dichters beruht auf der gelungenen Erfindung, Haltung, gegenſeitigen Stellung und Durchführung der beſtimmt gedachten Charaktere und Eigenthümlichkeiten der aufgeſtellten Individuen in der Mannigfaltigkeit, Abwechſelung und Schattirung, die er ihren Meinungen, Grundſätzen, Gefühlen und Handlungen gibt. Wenn während der Vergegenwärtigung dieſes Antagonismus der Meinungen, Gefühle und Handlungen in dem Anſchauenden das gemiſchte Gefühl der Luſt und Unluſt angeregt und unterhalten ward; ſo ſoll ſich daſſelbe doch in dem Augenblicke der Vollendung der Form, durch die an die Stelle jenes Antagonismus getretene Harmonie, in ein ſiegendes Gefühl reiner Luſt auflöſen.

Der Monolog, als eine ſelbſtſtändige dichteriſche Form, beruht auf der Verſinnlichung und vollendeten Durchführung eines ſtark angeregten Gefühls, oder einer mächtig emporſtrebenden Leidenſchaft. Nur eine hohe Bewegung des Gefühls- oder Beſtrebungsvermögens kann nämlich den Zuſtand bewirken, daß der Menſch, der allein iſt, durch lautes Sprechen das innere ſubjective Leben gleichſam objectiviſirt. — Wenn gleich auch jedes Gebet in den Kreis der Monologe gehört; ſo wird doch der Monolog am häufigſten in der dramatiſchen Dichtkunſt gebraucht, und verſteht es der Dichter, ihn am rechten Orte einzulegen und zur vollendeten Form der Darſtellung zu erheben; ſo kann er von großer pſychologiſcher und äſthetiſcher Wirkung ſeyn. — (Leſſing, Geßner (in den Idyllen), Schiller, Göthe, Klingemann, Heydenreich (ſein: Lebewohl an die Jugend) ꝛc.)

144.

f) Die Satyre.

Die Satyre iſt die äſthetiſche Darſtellung gewiſſer beſtimmter Unvollkommenheiten der intellectuellen und ſittlichen Welt in der Einheit einer vollendeten Form. Dieſe Darſtellung verſinnlicht den Kontraſt, welchen die menſchlichen Thorheiten, Irrthümer, Verirrungen und Laſter gegen die Ideale bilden, zu deren Annäherung der Menſch berufen iſt. Je höher das Ideal über dieſen Verirrungen an ſich ſteht, und, als Gegenſatz derſelben, von dem Dichter *indirect* verſinnlicht wird; deſto mehr muß durch dieſe Vergegenwärtigung des Ideals ein Gefühl von Luſt, ſo wie durch die Verſinnlichung des Kontraſtes, in welchem die dargeſtellte Handlung zu dem Ideale ſteht, ein Gefühl der Unluſt erregt werden. Doch endigt dieſes *gemiſchte* Gefühl zuletzt in einem Uebergewichte des Gefühls der Luſt über das Gefühl der Unluſt, ſobald die Satyre zu einer in ſich vollendeten Darſtellung erhoben wird. Die Satyre kann *ſtrafend* oder *lachend* ſeyn, und gehört, als Kunſtwerk, zu den *gemiſchten* dichteriſchen Formen, weil ſie bald die Unvollkommenheiten menſchlicher Meinungen und Grundſätze, bald die Verirrungen menſchlicher Gefühle, bald die unſittlichen Handlungen der Menſchen ahndet.

Brants Narrenſchiff; *Reineke der Fuchs*; — *Rachel, Liskov, Roſt, Rabener, Wieland* (Abderiten), *Lichtenberg, Pfeffel, Blumauer, Leiſewitz, Falk, Jean Paul, Hippel, Friedrich* u. a.

145.

g) Die Parodie und Traveſtirung.

Bei beiden wird ein bereits vorhandenes dichteriſches Kunſtwerk mit einem *ernſthaften* Charakter vorausgeſetzt, und zwar als größtentheils bekannt, ſowohl nach der Grundidee, als nach vielen einzelnen Stellen und Aus-

drücken; denn auf der ſtillſchweigenden Vergleichung der Parodie und Traveſtirung mit jenem bekannten Kunſtwerke beruht die äſthetiſche Wirkung beider.

In der Parodie wird der Gegenſtand des ernſthaften Kunſtwerks verändert, und, mit Beibehaltung der ernſthaften Form deſſelben, an deſſen Stelle ein anderer Gegenſtand, als Gegenbild, meiſtens ein komiſcher eingelegt, ſo daß die Parodie, in ihrer Haltung, zwar als ein ſelbſtſtändiges dichteriſches Ganzes erſcheint, aber doch durch ihre Vergleichung mit dem parodirten Kunſtwerke ihre höhere Beziehung und Geltung erhält. (Mahlmanns Herodes vor Bethlehem; — Käſtner ꝛc.) — Bei der Traveſtirung hingegen wird der Gegenſtand des ernſthaften Kunſtwerks beibehalten, die Form deſſelben aber ſo verändert, daß, vermittelſt der neuen Form, der ernſthafte Gegenſtand unter einer komiſchen Umgebung und Einkleidung erſcheint, doch ſo, daß die neue Form auch als ein ſelbſtſtändiges Ganzes für ſich beſteht. (Michaelis, Blumauer, Kotzebue u. a.)

146.

h) Das Epigramm.

Der Charakter des Epigramms beruht auf der Verſinnlichung Eines hervorſtechenden Gedankens, in der möglichſt kleinſten, aber äſthetiſch vollendeten Form der Darſtellung. Nur Ein Gedanke darf im Epigramme herrſchen; dieſer ſey nun ein in Begriffe gekleidetes Gefühl, oder eine nicht gewöhnliche Meinung, Wahrheit und Behauptung, oder irgend eine Thatſache, oder ein beſtimmt bezeichnetes Individuum. Dieſer Gedanke muß hervorſtechend (frappant) ſeyn und vermittelſt der Form verſinnlicht werden, die Verſinnlichung ſelbſt aber in der möglichſt kleinſten in ſich vollendeten Form geſchehen, weil der Eine im Epigramme herrſchende Gedanke ſeine Kraft bei der weitern Ausführung verlieren würde; auch muß, wo mög-

lich, der Treffpunct (die Pointe) auf den Schluß des kleinen Ganzen fallen. Das Epigramm erſcheint entweder als Sinngedicht, in welchem ein ſinnvoller Gedanke anſchaulich, neu und treffend dargeſtellt wird, ohne die beſtimmte Abſicht zu loben oder zu tadeln; oder als Epigramm im engern Sinne, das theils Meinungen, verirrte Gefühle, Thatſachen und Individuen leicht verſpottet, oder ſatyriſch lobt, theils geiſtige und ſittliche Unvollkommenheiten bitter tadelt.

Opitz, Gryphius, Logau, Leſſing, Hagedorn, Käſtner, v. Göckingk, Bürger, Blumauer, Schiller, Haug, Weiſſer, Voß u. a.

Als Anhang zu der Ergänzungsklaſſe der dichteriſchen Formen können das Räthſel, die Charade und der Logogryph genannt werden. Das Räthſel enthält innerhalb einer kleinen dichteriſchen Form die äſthetiſche Darſtellung eines Gegenſtandes, der in der Form nicht genannt, aber nach ſeinen geſammten ausſchließenden und weſentlichen Merkmalen genau bezeichnet wird, um an dieſen angegebenen Merkmalen erkannt und errathen werden zu können. (Schiller, Langbein ꝛc.). Bei der Charade (Sylbenräthſel) müſſen zuerſt die einzelnen Sylben des Wortes, durch welches der nicht genannte Gegenſtand bezeichnet wird, und dann das Ganze ſelbſt nach gewiſſen Merkmalen in der äſthetiſchen Form verſinnlicht werden, damit man den unter der Hülle verborgenen Gegenſtand errathe. — Der Logogryph endlich iſt eine ganze Kette von Räthſeln, die alle auf ein Hauptwort führen, deſſen Sylben einzeln darin geſchildert ſind, ſo wie deſſen Buchſtaben, nach ihrer Verſetzung, andere Wörter bilden, die gleichfalls in dem Logogryphe bezeichnet ſind. —

V.

Theorie der Sprache der Beredſamkeit.

147.

Charakter der Sprache der Beredſamkeit.

So wie das Weſen der Sprache der Proſa in der Darſtellung der unmittelbaren Zuſtände des menſchlichen Vorſtellungsvermögens, und das Weſen der Sprache der Dichtkunſt in der Darſtellung der unmittelbaren Zuſtände des Gefühlsvermögens beſteht; ſo beruht der eigenthümliche und ſelbſtſtändige Charakter der Sprache der Beredſamkeit auf der Darſtellung der Zuſtände des menſchlichen Beſtrebungsvermögens, auf der Verſinnlichung der individuellen Beſtrebungen und Triebe durch articulirte und zur Einheit der Form verbundene Töne (§ 40). Es unterſcheidet ſich daher die Sprache der Beredſamkeit, theils nach ihrem Urſprunge aus einem Grundvermögen des menſchlichen Geiſtes, theils nach ihrer Ankündigung in der Form der Sprache, theils nach ihrem eigenthümlichen Zwecke, der in der unmittelbaren Wirkung auf den Willen und auf das menſchliche Beſtrebungsvermögen beſteht, weſentlich von der Sprache der Proſa und der Dichtkunſt, und kann, ſobald man ihren Charakter beſtimmt feſthält, nie mit beiden verwechſelt werden. Zwar können die menſchlichen Beſtrebungen und Triebe nicht unmittelbar durch Sprache dargeſtellt werden, weil ſie, vor ihrer Darſtellung durch Sprache, wie die Gefühle des Gefühlsvermögens, zuvor in Vorſtellungen übergehen müſſen. Allein ſo wenig, als in der Sprache der

wahren Dichtkunſt der Urſprung derſelben aus dem tiefbewegten Gefühlsvermögen zu verkennen iſt; ſo wenig kann auch in der wahren Sprache der Beredſamkelt der Urſprung derſelben aus der vorhergegangenen Bewegung und Thätigkeit des Beſtrebungsvermögens verkannt werden.

Daraus folgt, daß die Sprache der Beredſamkeit nicht, wie die Sprache der Proſa, zunächſt auf Belehrung und Ueberzeugung, nicht, wie die Sprache der Dichtkunſt, zunächſt auf Rührung und Erſchütterung des Gefühlsvermögens, ſondern auf die Bewegung und Belebung des menſchlichen Willens zu freien Handlungen gerichtet iſt, und daß ſie dieſen Zweck nur dann am ſicherſten zu erreichen vermag, wenn die Form ihrer Darſtellung in ſich vollendet und alſo dem Geſetze der Form unbedingt angemeſſen iſt. Daraus folgt ferner, daß das Gebiet der Sprache der Beredſamkeit eben ſo ſelbſtſtändig und in ſich ſo abgeſchloſſen iſt, wie das Gebiet der Sprache der Proſa und der Dichtkunſt, und daß es eine ſelbſtſtändige und auf die Eigenthümlichkeit der Sprache der Beredſamkeit im urſprünglichen Weſen des Menſchen gegründete Theorie dieſer Sprache geben müſſe, welche die wiſſenſchaftliche Entwickelung der Art u. Weiſe enthält, wie die in dem gebildeten Geiſte des Redners angeregten und zum deutlichen Bewußtſeyn gebrachten Zuſtände des Beſtrebungsvermögens zur Einheit der ſtyliſtiſchen Darſtellung erhoben werden können, welche durchgehends dem Geſetze der Form entſpricht. Daraus folgt endlich, daß die Sprache der Beredſamkeit nur dann ihre große Aufgabe und ihren beſondern Zweck erfüllt, wenn ſie den Willen des Menſchen in diejenige Thätigkeit ſetzt, welche der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit des Beſtrebungsvermögens angemeſſen iſt, und daß alle ſogenannte täuſchende Redekünſte eben ſo, wie der blos proſaiſche Ton der Belehrung, von ihrem eigenthümlichen Weſen ausgeſchloſſen werden müſſen. Denn daß man die Sprache der Beredſamkeit in ältern und neuern Zeiten nicht ſelten gemißbraucht hat, kann ſo wenig gegen ihre

große Beſtimmung und gegen ihren aus dem Weſen des Menſchen ſelbſt hervorgehenden Zweck zeugen, als wenn man wegen der in der ſittlichen Welt vorhandenen Verirrungen und Laſter das Daſeyn des Sittengeſetzes ſelbſt abläugnen wollte.

Obgleich der Anbau der Rhetorik, mit Rückſicht auf die Griechen und Römer, frühzeitig bei den Teutſchen begann, und namentlich im ausgehenden ſiebenzehnten und beginnenden achtzehnten Jahrhunderte viele Anweiſungen zu derſelben von Chſtn. Weiſe, Boſe (unter dem Namen: Talander), Joh. Hübner, Uhſe, Schröter, Hunold (unter dem Namen: Menantes), Hallbauer, Neukirch u. a. erſchienen; ſo iſt doch das eigentliche Weſen der Sprache der Beredſamkeit, nach ihrer völligen Verſchiedenheit von der Sprache der Proſa und Dichtkunſt, ſelbſt bis auf die neueſten Zeiten herab verkannt, und von mehrern Aeſthetikern und Schriftſtellern über Rhetorik und Theorie des Styls ſind die einzelnen Theile des proſaiſchen und redneriſchen Styls als Ein Ganzes behandelt, ja ſogar von Kant (in ſ. Kritik der Urtheilskraft) iſt der Charakter und die Beſtimmung der Redekunſt zu ſehr verkannt und herabgewürdigt worden. —

J. Alb. Fabricius, philoſophiſche Redekunſt, oder auf die Gründe der Weltweisheit gebaute Anweiſung zur Beredſamkeit. Leipz. 1739. 8. (vorher 1724 unter dem Titel: Oratorie, oder Anweiſung zur Beredſamkeit.)

J. Cſtph. Gottſched, Grundriß einer vernünftigen Redekunſt. Hannov. 1728. 8. dann (noch in 4 Auflagen) unter dem Titel: ausführliche Redekunſt. 4 Theile. 5te Aufl. Leipz. 1759. 8. (Auszug daraus: Akademiſche Redekunſt. Leipz. 1759. 8.)

Balth. Münter, allgemeine Redekunſt. Jena, 1760. 8.

J. Andr. Fiſcher, Grundſätze der Beredſamkeit, nach dem Muſter alter und neuer bewährter Redner. Halle, 1761. 8.

J. Fr. Aug. Kinderling, Grundſätze der Beredſamkeit, zum Gebrauche für Schulen. 2 Th. Magdeb. 1771. 8.
J. Lawſon, Vorleſungen über die Beredſamkeit. Aus dem Engl. 2 Th. Zürich, 1773. 8. N. A. 1777. 8.
Joſ. Prieſtley, Vorleſungen über Redekunſt und Kritik. Aus dem Engl. v. Eſchenburg. Leipz. 1779. 8.
Hugo Blair, Vorleſungen über Rhetorik und ſchöne Wiſſenſchaften. Aus dem Engl. mit Anmerkungen und Zuſätzen v. K. G. Schreiter. 4 Theile. Liegnitz, 1785—89. 8.
Geo. Campbell, die Philoſophie der Rhetorik. Aus dem Engl. überſ. von Jeniſch. Berl. 1791. 8.
G. G. Fülleborn, Rhetorik. Berl. 1802. 8. 4te Aufl. v. Menzel. 1820.
J. Gebh. Ehrenr. Maaß, Grundriß der allgemeinen und beſondern reinen Rhetorik. Halle und Leipz. 1798. 8. — 2te Aufl. 1814.
J. Lud. Chstn. Thilo, de notione artis rhetoricae. Hal. 1801. 8.
Heinr. Aug. Schott, kurzer Entwurf einer Theorie der Beredſamkeit, mit beſonderer Anwendung auf die Kanzelberedſamkeit. Leipz. 1807. 8. — 2te Aufl. 1815. — Philoſophiſche und religiöſe Begründung der Rhetorik und Homiletik. Leipz. 1815. 8. (auch mit dem zweiten Titel: Die Theorie der Beredſamkeit, mit beſonderer Anwendung auf die geiſtliche Beredſamkeit.)
Adam Müller, zwölf Reden über die Beredſamkeit und deren Verfall in Teutſchland. Leipz. 1816. 8.
Geo. Reinbeck, Handbuch der Sprachwiſſenſchaft. 2n Bds 1ſte Abth. Eſſen und Duisb. 1816. 8. (enthält die Rhetorik.)
Karl Jahn, über Beredſamkeit und Rhetorik. Bern, 1817. 8.

Jeniſch, äſthetiſch-kritiſche Parallele des Demoſthenes und Cicero. Berl. 1801. 8.

Gotthe. Sam. Steinbart, Anweiſung zur Amtsberedſamkeit chriſtlicher Lehrer unter einem aufgeklärten und geſitteten Volke. Züllichau, 1779. 8.
Karl Fr. Bahrdt, Rhetorik für geiſtliche Redner. 2te Aufl. v. Büchling. Halle, 1798. 8.
Jon. Schuderoff, Verſuch einer Kritik der Homiletik, nebſt einem beurtheilenden Verzeichniſſe der ſeit Mosheim erſchienenen Homiletiken. Gotha, 1797. 8.
J. Otto Thieß, Anleitung zur Amtsberedſamkeit der öffentlichen Religionslehrer des 19ten Jahrhunderts. Altona, 1801. 8.
Franz Volkmar Reinhard, Geſtändniſſe, ſeine Predigten und ſeine Bildung zum Prediger betreffend. Sulzb. 1810. 8.
Heinr. Gtli. Tzſchirner, Briefe, veranlaßt durch Reinhards Geſtändniſſe. Leipz. 1811. 8.
Chſtph. Fr. Ammon, Handbuch der Anleitung zur Kanzelberedſamkeit für chriſtliche Religionslehrer. N. A. Nürnb. 1812. 8.
Franz Theremin, die Beredſamkeit eine Tugend, oder Grundlinien einer ſyſtematiſchen Rhetorik. Berl. 1814. 8.
Adolph Geo. Kottmeier, über die extemporane Redekunſt. Leipz. 1808. 8. 2te Aufl. 1820.
J. H. Fritſch, über das Extemporiren der Predigten. Hannov. 1817. 8.

J. C. Stockhauſen, Muſter der Staatsberedſamkeit. Berl. 1768. 8.
Karl Sal. Zachariä, Anleitung zur gerichtlichen Beredſamkeit. Heidelb. 1810. 8.
Wening, über die Wichtigkeit und den Einfluß der politiſchen und gerichtlichen Beredſamkeit in unſern Tagen. Landsh. 1819. 8.
D. H. Hegewiſch, Geſchichte der engliſchen Parlementsberedſamkeit. Altona, 1804. 8.

148.

Grundbedingungen der Sprache der Beredſamkeit.

Redner iſt, wer über die Sprache der Beredſamkeit, nach dem aufgeſtellten Begriffe derſelben, in ihrem ganzen Umfange und für jeden Zweck des Lebens, wo die Sprache der Beredſamkeit angewandt werden kann, mit Sicherheit gebietet. Dazu werden aber folgende Bedingungen vorausgeſetzt:

1) Der Redner muß einen hohen Grad geiſtiger Bildung überhaupt erreicht haben, und namentlich müſſen die drei geiſtigen Vermögen in ihm gleichmäßig entwickelt worden ſeyn. — Armuth des Geiſtes und Einſeitigkeit der Bildung lähmen alle redneriſche Wirkſamkeit.

2) Der Redner muß vielſeitige und reichhaltige Kenntniſſe aus den verſchiedenartigſten Kreiſen des menſchlichen Wiſſens, beſonders aber eine genaue Menſchenkenntniß ſich erworben haben, wenn er auf einen beſtimmten Kreis von Zuhörern, deren Verhältniſſe, Bedürfniſſe, Neigungen, Richtungen, Hoffnungen und Beſtrebungen nothwendig ſehr verſchiedenartig ſeyn müſſen, mit Sicherheit wirken will.

3) Der Redner muß, bei ſeinem Auftritte vor der Menge, gleich frei ſeyn von Schüchternheit und Verlegenheit, wie von Keckheit und Anmaßung. Sein Ton und ſeine ganze Haltung müſſen die Würde des Gegenſtandes ankündigen und unterſtützen, den er vortragen will. Die Verſammlung, zu der er ſpricht, muß außerdem von der ſtrengen Sittlichkeit und Güte ſeines Charakters überzeugt ſeyn, wenn er anders im Voraus eines beſtimmten Einfluſſes auf ihren Willen und auf ihre Handlungsweiſe ſich verſichern will. Denn nur derjenige Redner wird die beabſichtigte Wirkung erreichen, von dem man überzeugt iſt, daß das, was er empfiehlt, ſein eigenes Weſen erfüllt und durchdringt.

4) Der Redner muß Philoſoph ſeyn, um Ideen aufzufaſſen, richtig zu verbinden, mit Deutlichkeit darzuſtellen, und ſie dem Kreiſe des Handelns näher zu bringen. Ohne Ideen wird jede Rede nur ins Flache und Breite übergehen. — Der Redner muß zugleich geſchichtliche Kenntniſſe beſitzen, um in einzelnen Fällen durch Beiſpiele, die er aus der Wirklichkeit entlehnt, die Kraft ſeiner Wirkung auf den Willen der Zuhörer zu verſtärken. — Seine Phantaſie muß reich, geordnet und lebendig ſeyn, um, ohne in die Sprache der Dichtkunſt überzuſchweifen, doch durch die Fülle der Sprache und durch die innere lebensvolle Verbindung aller einzelnen Theile der Rede gleichmäßig auf die Gebildeten und Mindergebildeten unter ſeinen Zuhörern zu wirken. Er darf über den Umfang der rhetoriſchen Figuren für ſeinen Zweck gebieten, doch ohne die Form der redneriſchen Darſtellung in eine bloße Bilderſprache zu verwandeln. Die Vernunft muß jedesmal die Herrſchaft und das Uebergewicht über die Phantaſie, ſo wie die Idee über das verſinnlichende Bild behalten.

5) Der Redner muß endlich der Sprache, in welcher er ſpricht, nach ihrer ganzen Eigenthümlichkeit und nach allen ihren Schattirungen, zunächſt aber der Sprache der Beredſamkeit, nach ihrer weſentlichen Verſchiedenheit von der Sprache der Proſa und der Dichtkunſt, mächtig ſeyn. Weil jede Rede, ſelbſt die freie (extemporirte), ein Kunſtwerk ſeyn ſoll; ſo muß ſie ſtreng unter dem Geſetze der Form ſtehen, und ihre Vollendung kann nur nach dem Maasſtabe beurtheilt werden, daß ſie den beiden Eigenſchaften der Richtigkeit und der Schönheit der Form unbedingt entſpricht.

149.

Verhältniß der Rede zu dem Geſetze der Form.

Soll durch die Rede, als dem Erzeugniſſe der Sprache der Beredſamkeit, dem Geſetze der Form Genüge geleiſtet werden; ſo kommt es auf drei Hauptgegenſtände dabei an:

auf die *Erfindung*, auf die *Eintheilung* oder *Anordnung* des Ganzen, und auf die *ſtyliſtiſche Form* der *Darſtellung* *).

1) Die *Erfindung* (inventio) betrifft die *Wahl des Stoffes*, der behandelt und *unter einen Hauptbegriff* (Thema) gebracht werden ſoll. Schon dieſe Wahl beurkundet den wahren Redner; denn dieſer wird einen Gegenſtand behandeln, deſſen Wichtigkeit entweder an ſich bereits in der Ankündigung deſſelben entſchieden und das ganze Gemüth zu beſchäftigen im Stande iſt, und deſſen Einfluß auf den Willen durch die Art der Behandlung und Ausführung hinlänglich belegt wird. Doch muß das Thema ſo *einfach* als möglich, und ohne alle Beimiſchung von Bildern ausgeſprochen werden, außer in den höchſt ſeltenen Fällen, wo die ganze Aufgabe der Rede in der Vergleichung eines Bildes mit einem ihm verwandten Begriffe beſteht **).

Im wörtlichen Ausdrucke des Thema muß daher die ganze Reihe der Vorſtellungen, welche in der Rede dargeſtellt werden ſollen, in einen Satz zuſammengedrängt, aber unter einer möglichſt beſtimmten, deutlichen und kurzen Form erſcheinen. — Ob nun gleich der Stoff der Rede keinen Einfluß auf den Willen äußern kann, wenn nicht zugleich die *Ueberzeugung* von der Wahrheit der mitgetheilten Sätze im Vorſtellungsvermögen, und zwar durch die für den aufgeſtellten Satz erforderlichen Gründe und Beweiſe, bewirkt wird; ſo iſt doch dieſe Ueberzeugung nicht der letzte Zweck des Redners (ſonſt gehörte ſein Erzeugniß blos unter die Gattung des didactiſchen Styls in der Proſa), ſondern nur die *Bedingung* und das *Mittel* für ſeinen eigentlichen Zweck: für die Belebung des Willens und für die Vermittelung eines Entſchluſſes zu freien Hand-

*) Ueber die *äußere* mündliche Darſtellung wird im ſechſten Hauptſtücke unter der *Declamation* gehandelt.

**) z. B. der ſterbende Gerechte unter dem Bilde der untergehenden Sonne.

lungen. — In der Neuheit der Erfindung des Stoffes, welcher durch die Rede behandelt wird, oder doch wenigſtens in der neuen Geſtaltung bei der Behandlung eines ſchon mehrmals dargeſtellten Stoffes, wird ſich — ſo wie in dem höhern Leben, das über die ganze redneriſche Form verbreitet iſt, — die ſchöpferiſche Kraft des Redners bewähren. Allein von ſeiner logiſchen Fertigkeit und Gewandtheit hängt der Ausdruck des Thema ab, deſſen Beurtheilung nur nach logiſchen Geſetzen geſchehen kann.

2) Die Eintheilung oder Anordnung des Ganzen (die Disposition) beruht gleichfalls zunächſt auf dem logiſchen Geſetze der formellen Wahrheit, und alſo auf der Eigenſchaft der logiſchen Richtigkeit in dem Geſetze der Form. Zur zweckmäßigen Eintheilung gehört:

a) der Eingang, welcher auf die Ankündigung des Hauptſatzes vorbereitet, und deshalb theils mit demſelben im nothwendigen Zuſammenhange ſtehen, theils für denſelben das Intereſſe der Zuhörer im Voraus gewinnen, und ſie in die Stimmung verſetzen muß, welche die von dem Redner beabſichtigte Wirkung ſeiner Rede auf den Willen verlangt. (Der Eingang wird am ſicherſten erſt nach Ausarbeitung der Rede niedergeſchrieben, um nichts in denſelben zu ziehen, was in die Rede ſelbſt gehört; um jede Tautologie zu vermeiden, und um das Verhältniß des Eingangs zur Rede ſelbſt genau berechnen zu können. Der Ton der Sprache muß im Eingange einfach, klar und möglichſt frei von redneriſchen Wendungen ſeyn, welche zunächſt der Ausführung aufgeſpart werden.)

b) das Thema, oder die Ankündigung des Hauptſatzes der Rede, mit Andeutung der Art der Behandlung und Durchführung deſſelben.

c) die Expoſition, oder die Entwickelung des geſammten, in dem Hauptſatze enthaltenen, Stoffes,

nach allen Gründen für die Ueberzeugung von der Wahrheit deſſelben, und nach allen Bedingungen, durch den dargeſtellten Stoff auf den Willen der Zuhörer unmittelbar zu wirken, und ihn zu feſten Entſchlüſſen und beſtimmten Handlungen zu vermögen. Die Expoſition muß das Ganze des dargeſtellten Gegenſtandes erſchöpfen, ſo daß weder eine Lücke, noch ein Sprung, weder eine fehlerhafte Stellung der einzelnen Theile, noch eine unrichtige Schlußfolge, weder eine Wiederhohlung, noch eine Uebertreibung in Hinſicht der aufgeſtellten Gründe und in Hinſicht der beabſichtigten Wirkung auf den Willen ſichtbar wird. — In der Ordnung gehen, bei der Führung des Beweiſes, die ſchwächern Gründe den ſtärkern voraus; auch können die erſten zuſammengezogen, die letzten aber müſſen völlig umſchließend behandelt werden. Eben ſo muß der Redner zuerſt den Verſtand und die Vernunft der Zuhörer durch die aufgeſtellten Gründe zur Ueberzeugung bringen, bevor er durch Rührung und Erſchütterung des Willens und Gefühls den Hauptzweck der Rede zu erreichen ſucht.

d) Der Schluß der Rede muß mit dem Ganzen ſo in Verbindung ſtehen, daß entweder in demſelben der ganze Umfang der Rede noch einmal in einem kurzen Umriſſe wiederhohlt (recapitulirt) und dadurch dem Gemüthe der Zuhörer tiefer eingeprägt, oder durch die unmittelbare Ergreifung des Willens und Gefühls theils ein bleibendes Bild von dem Gegenſtande für die Phantaſie vermittelt, theils ein unvertilgbarer und gleichmäßiger Geſammteindruck deſſelben auf alle geiſtige Kräfte der Zuhörer hervorgebracht wird. Beim Schluſſe muß der Zuhörer entweder deutlich wahrnehmen, oder doch dunkel fühlen, daß der dargeſtellte Gegenſtand wirklich erſchöpft und abgeſchloſſen dargeſtellt worden ſey. Um aber einen bleibenden Eindruck von dem-

ſelben zu hinterlaſſen, drängen gewöhnlich alle wahre Redner in wenig kurze Schlußſätze die ganze Kraft des rednerischen Lebens zuſammen, ſo wie die geiſtlichen Redner nicht ohne Grund ihre Reden bisweilen mit einem Gebete ſchließen, das, als Monolog des hochbewegten Gefühls, am Schluſſe von ungleich größerer Wirkung iſt, als am Eingange der Rede.

3) Die ſtyliſtiſche Form der Darſtellung endlich verlangt nicht nur die möglichſt größte grammatiſche und logiſche Richtigkeit, ſondern auch diejenige Schönheit in der Darſtellung welche, nach ihren untergeordneten Eigenſchaften (§ 17), bei der Aufſtellung des Geſetzes der Form ausführlich entwickelt worden iſt. Nie darf der Redner vergeſſen, daß er, wie der Dichter, ein Kunſtwerk zum Daſeyn rufen ſoll, daß aber dieſes Kunſtwerk nicht an die Bedingungen der Schönheit in der Sprache der Dichtkunſt, ſondern an den eigenthümlichen Charakter der Sprache der Beredſamkeit (§ 147) gebunden iſt, daß alſo die möglichſt höchſte Verſinnlichung und idealiſirte Darſtellung des Gegenſtandes, berechnet auf den Willen und das Beſtrebungsvermögen der Zuhörer, zwar Metrum und Reim durchaus von der Form ausſchließt, dagegen aber einen, durch Wohlklang und Numerus in ſich vollendeten, Periodenbau und die Haltung der ganzen redneriſchen Form in der mittlern Schreibart verlangt (§ 34. 41 — 42).

150.

Die einzelnen Formen der Rede.

1) Die Chrie. 2) Die Anrede (Harangue).

1) Die Chrie iſt eigentlich eine kürzere Rede. Die älteſte Art der Chrieen nennt man, nach ihrem Erfinder Aphthonius, die aphthonianiſche. Die aphthonianiſche Chrie beſteht aus acht Theilen: laus autoris, paraphrasis, aetiologia, comparatum, exemplum, contra-

rium, testimonium, conclusio. Bei dieſer Art von Reden muß, nach dem erſten weſentlichen Beſtandtheile derſelben, das Thema jedesmal der Ausſpruch eines berühmten Mannes ſeyn, welcher durch das größere oder kürzere Ganze durchgeführt, erläutert, verſinnlicht und angewandt wird. Allein unverkennbar herrſcht, bei aller ſcheinbaren logiſchen Anordnung und Strenge, in dieſen Chrieen viel Willkühr. Dies fühlten ſchon die ältern Redner und beſchränkten deshalb die Zahl der angegebenen Hauptpuncte. Wenn denn nun auch die aphthonianiſche Form der Rede zu Schulübungen nicht ganz verwerflich ſeyn dürfte, um darnach ſeine Begriffe beſtimmt ordnen und einen aufgegebenen Hauptſatz gleichmäßig durchführen und erſchöpfend behandeln zu lernen; ſo eignet doch dieſe Form ſich nicht mehr zu dem Zuſtande der geiſtlichen und weltlichen Beredſamkeit in unſern Tagen, führt, bei zu langer Angewöhnung an dieſelbe, unaufhaltbar zum Pedantismus, und verhindert dadurch die Ausbildung zum wahren Redner. Denn pectus est, quod disertum facit et vis mentis!

2) Die Anrede (oder Harangue) iſt eine Rede in verjüngtem Maasſtabe. Sie hat ein augenblickliches und örtliches Intereſſe, und ergreift deshalb, ohne weitern Eingang, ſogleich ihren Hauptgegenſtand, den ſie mit wenigen, aber kräftigen Zügen ſchildert, und dadurch dem Willen der Zuhörer näher bringt. Sie verſtattet keine ins Einzelne gehende und keine erſchöpfende logiſche Durchführung; allein Ordnung und Zuſammenhang ſoll in ihr ſo wenig, als Kraft und Nachdruck fehlen. Sie mag nun aus dem Stegreife gehalten, oder vorher durchdacht und niedergeſchrieben werden; ſo bleibt Kürze der Form eine weſentliche Eigenſchaft derſelben. (Anrede eines Feldherrn an das Heer vor der Schlacht; Anrede eines akademiſchen Lehrers bei Eröffnung gewiſſer Vorträge; Anreden an das Volk bei gewiſſen wichtigen oder feierlichen Gelegenheiten; Anrede, wenn ein Geſandter ſein Creditiv über-

reicht; oder wenn ein Vorgeſetzter ſein Amt in einem Collegium antritt u. ſ. w.)

151.

3) Die geiſtliche Rede.

Die geiſtliche Rede iſt die Einheit einer, in der Sprache der Beredſamkeit vollendeten, ſtyliſtiſchen Form, deren Stoff aus dem Kreiſe ſittlicher und religiöſer Wahrheiten entlehnt, und deren Wirkung auf die Hervorbringung von Entſchlüſſen und Handlungen berechnet iſt, durch welche jene Wahrheiten ins Leben treten ſollen. Da unter allen Lehren und Wahrheiten die ſittlichen und religiöſen das Beſtrebungsvermögen am ſtärkſten zu ergreifen vermögen, und dem wirklichen Leben ſelbſt am nächſten liegen; da übrigens mit dieſen ſittlichen und religiöſen Wahrheiten die höchſten Ideale des Menſchen, ſo wie ſeine lebendigſten Ueberzeugungen und ſeine edelſten Hoffnungen in der innigſten Verbindung ſtehen; ſo kann ſich der geiſtliche Redner einer entſchiedenen Wirkung auf das Beſtrebungsvermögen ſeiner Zuhörer verſichert halten, ſobald er nur überhaupt die aufgeſtellten Grundbedingungen für die Vollendung ſeiner Rede nach dem Geſetze der Form erfüllt; ſobald er den Zuſammenhang derſelben mit den Kreiſen des häuslichen und öffentlichen Lebens durchſchaut, und ſobald er den Grad individueller Bildung und Reife erreicht hat, ſein eigenes inneres Leben überzutragen auf die ihm entſtrömende Rede, die dann nothwendig die geſammten geiſtigen Vermögen ſeiner Zuhörer gleichmäßig ergreifen, und eben ſo ihre Ueberzeugung begründen, wie ihre Gefühle läutern, und ihren Willen zu freien Handlungen beſtimmen wird, durch welche das Gute deshalb geübt werden ſoll, weil es das Gute iſt.

Die geiſtliche Rede iſt **dogmatiſch**, wenn ſie zunächſt Glaubenswahrheiten entwickelt und durch dieſe auf den Willen zu wirken ſucht; **moraliſch**, wenn ſie ſitt-

liche Vorſchriften aufſtellt und dem Willen vorhält; und **gemiſcht**, wenn ſie mit dem Vortrage der Glaubenslehren ſogleich die Nachweiſung ihres Verhältniſſes zum wirklichen Leben und zur Sittlichkeit verbindet. Im engern Sinne des Wortes ſoll jede geiſtliche Rede **practiſch** ſeyn, d.h. ſie ſoll nicht blos Wahrheiten lehren und entwickeln, ſondern ihren Zuſammenhang mit dem Leben verſinnlichen und auf Belebung des Willens hinwirken. — Der **Homiletik** gehört es übrigens an, die Unterſchiede zwiſchen der **Predigt** im engern Sinne, zwiſchen der **Homilie**, und der **religiöſen Rede** (z. B. bei Taufen, Trauungen, Begräbniſſen, bei der Beichthandlung, bei der Abendmahlsfeier, bei Caſualfällen u. ſ. w.) näher zu beſtimmen, und die Vorſchriften für die Behandlung dieſer Untergattungen der geiſtlichen Beredſamkeit aufzuſtellen.

Luther, Mosheim, Jeruſalem, J. Andr. Cramer, Spalding, Sack, Teller, Münter, Lavater, Zollikofer, Sturm, Reinhard, Roſenmüller, Sintenis, Löffler, Henke, Kindervater, Haberfeld, Webag, Herder, Ribbeck, Hufnagel, Ammon, Sonntag, Marezoll, Veillodter, Schuderoff, Hacker, Tiſcher, Schleiermacher, Tzſchirner, Bretſchneider, Dräſeke, Ehrenberg, Hanſtein, Krauſe, Dinter, Schott u. a.

152.

d) Die weltliche Rede.

Die weltliche Rede iſt die Einheit einer, in der Sprache der Beredſamkeit vollendeten, ſtyliſtiſchen Form, deren Stoff aus dem Kreiſe des öffentlichen bürgerlichen und politiſchen Lebens entlehnt, und deren Wirkung auf die Hervorbringung von Entſchlüſſen und Handlungen berechnet iſt, durch welche gewiſſe Zwecke des Lebens im Staate erreicht werden ſollen. Unter der Vorausſetzung einer öf-

fentlichen und mündlichen Gerechtigkeitspflege gehören dahin die Anklage- und Vertheidigungsreden vor Gericht; und in Staaten mit repräſentativen Verfaſſungen die öffentlichen politiſchen Reden in den verſammelten Kammern über alle wichtige Gegenſtände des innern Staatslebens, nach deſſen beiden Haupttheilen der Verfaſſung und der Verwaltung, ſo wie nicht ſelten auch über die auswärtigen Verhältniſſe, oder über die Stellung des Staates zu den übrigen Reichen und Staaten des Auslandes. — Der weltliche Redner, der ſich des Erfolgs ſeiner Rede auf den Willen ſeiner Zuhörer verſichern will, muß nicht blos die genaueſte Kenntniß des philoſophiſchen und öffentlichen Staats- und Völkerrechts, und der Geſetzgebung, der Verfaſſung und der verſchiedenen Zweige der Verwaltung ſeines Vaterlandes, nicht blos einen reinen und ſtarken Patriotismus, ſo wie einen richtigen Blick auf das geſammte in der Wechſelwirkung der Reiche und Staaten jedesmal vorherrſchende politiſche Syſtem ſich erworben haben; er muß auch der politiſchen Sprache überhaupt mächtig, und im Stande ſeyn, mit Ruhe, Unbefangenheit, Würde und Kraft über die wichtigſten Gegenſtände des bürgerlichen und politiſchen Lebens zu ſprechen. — Zu den weltlichen Reden gehören endlich auch die eigentlichen Staatsreden, welche von Fürſten, Miniſtern, diplomatiſchen Perſonen, und Abgeordneten gewiſſer Behörden bei feierlichen Gelegenheiten gehalten werden.

In Teutſchland konnte ſich, aus leicht begreiflichen Gründen, bis auf die neueſte Zeit keine ſolche politiſche Beredſamkeit bilden, wie ſie ſchon längſt in Großbritannien, und ſeit ungefähr 30 Jahren in Frankreich, in den Niederlanden, und in allen Staaten mit repräſentativen Verfaſſungen beſtand. — Erſt im Jahre 1819 boten die Ständeverſammlungen in Bayern und Baden ein ähnliches intereſſantes Schauſpiel auf teutſchem Boden dar, und beſtätigten wenigſtens in dieſen

erſten Verſuchen, daß es dem Teutſchen nicht an Talent, an politiſcher Bildung und männlicher Kraft fehlt, auch in der weltlichen Beredſamkeit mit den übrigen politiſch mündig gewordenen Völkern Europa's gleichen Schritt zu halten.

Zu den weltlichen Reden werden auch die akademiſchen Reden auf Univerſitäten und in Akademieen der Wiſſenſchaften, die Schulreden in Gymnaſien und Lyceen, die Lobreden (eloges), die Strohkranzreden und ähnliche gerechnet. Doch hat die teutſche Sprache nur wenige Redner, welche in dieſer Gattung der Sprache der Beredſamkeit ſich auszeichneten. Dahin gehören: Engel's Lobrede auf den König (Friedrich 2); Schiller's Antrittsrede: was heißt und zu welchem Ende ſtudirt man Univerſalgeſchichte? v. Herder's Sophron (oder geſammelte Schulreden, Tüb. 1810); Niemeyer's Rede in der weſtphäliſchen Ständeverſammlung; Fichte's Reden an die teutſche Nation; einzelne Reden von v. Feuerbach, Mallinckrodt; und Schulreden von Fr. Gedike, Lieberkühn, Degen, Gurlitt, Starke, Göring, Delbrück, Klopſch, J. Dan. Schulze u. a.

Digitized by Google

VI.

Lehre von der Declamation in Beziehung auf die Theorie der Sprache der Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit.

153.

Begriff derſelben.

Sobald die Declamation zunächſt in Beziehung auf die vorausgegangene Theorie der Sprache der Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit dargeſtellt wird, hat ſie die Beſtimmung, die Regeln zu entwickeln, wie die einzelnen ſtyliſtiſchen Erzeugniſſe aus der Sprache der Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit ſinnlich vollkommen mündlich dargeſtellt werden können, ohne im Einzelnen das ganze Weſen der Declamation, namentlich in Hinſicht der Schauſpielkunſt, abzuhandeln und zu erſchöpfen. Für jenen Zweck reicht es aus, die Unterſchiede zwiſchen dem Vorleſer, Declamator, Redner und Schauſpieler beſtimmt feſtzuhalten, und die allgemeinſten Regeln aufzuſtellen, wie ſtyliſtiſche Erzeugniſſe ſinnlich vollkommen vorgetragen und mit einer angemeſſenen Gebärdenſprache (Mimik) begleitet werden können. Es zerfällt daher dieſe Lehre in die Darſtellung der Regeln für den declamatoriſchen Vortrag und für die Mimik.

J. Fr. Löwe, Grundſätze der Beredſamkeit des Leibes. Hamb. 1755. 8.

J. A. B. Bergſträßer, von der Stellung des Redners. Hanau, 1771. 8.

J. Karl Fr. Rellſtab, Verſuch über die Vereinigung der muſikaliſchen und oratoriſchen Declamation. Berl. 1786. Fol. (zunächſt für Tonkünſtler und Komponiſten mit erläuternden Beiſpielen.)

Schocher, ſoll die Rede auf immer ein dunkler Geſang bleiben, oder können ihre Arten, Gänge und Beugungen nicht anſchaulich gemacht, und nach Art der Tonkunſt gezeichnet werden? Leipz. 1791. 8.

H. G. B. Franke, über Declamation. 2 Theile. Gött. 1789 und 1794. 8.

Ueber die Declamation oder den mündlichen Vortrag in Proſa und in Verſen. Nach dem Engliſchen des Thom. Sheridan, mit einigen Zuſätzen herausgegeben von Renat. Gtthe. Löbel. 2 Theile. Leipz. 1793. 8.

J. G. D. Schmiedtgen, über die Euphonie, oder den Wohllaut auf der Kanzel. Leipz. 1794. 8.

J. Gtfr. Pfannenberg, über die redneriſche Action, mit erläuternden Beiſpielen; vorzüglich für ſtudirende Jünglinge. Leipz. 1796. 8.

Fr. Rambach, Fragmente über Declamation. Berl. und Stettin, 1800. 8.

C. R(oſe), Kritik der äußerlichen Beredſamkeit, mit Beiſpielen belegt, für angehende Prediger und Candidaten des Predigtamtes. Elberf. 1800. 8.

Detlev Fr. Bielfeld, über die Declamation als Wiſſchaft, mit Beiſpielen, oder pſychologiſche Entwickelung der Laute und Töne, nebſt ihrer practiſchen Anwendung. Hamb. 1801. 8.

Geo. Pureberl, über den mündlichen Vortrag des Redners mit erläuternden Beiſpielen. Salzb. 1803. 8.

C. Rommel, Ariſtoteles und Roſcius, oder über die Kunſt überhaupt, und über die Gebärden- und Declamirkunſt insbeſondere. Leipz. 1809. 8.

J. Ludwig Ewald, über Declamation und Kanzelvortrag. Skizzen und Ergüſſe. Heidelberg, 1809. 8.

Herm. Fr. Heinr. Cludius, Abriß der Vortragskunſt. Hildesh. 1810. 8. (Schon im Jahr 1792 erſchien von ihm zu Hamburg in 8: Grundriß der körperlichen Beredſamkeit, für Liebhaber der ſchönen Künſte, Redner und Schauſpieler.)

H. A. Kerndörffer, Handbuch der Declamation. 3 Theile. Leipz. 1813. 8. (Im Th. 1. S. 1—140 ſind die allgemeinſten Grundſätze der Declamation aufgeſtellt. Das Werk ſelbſt enthält Bruchſtücke zum Declamiren mit verſinnlichenden Zeichen für den zweckmäßigen mündlichen Vortrag.)

G. Freih. v. Seckendorff, Vorleſungen über Declamation und Mimik. 2 Bände. (Nebſt einem Hefte Muſikbeilagen, und 13 Kupfertafeln in Querfol.) Braunſchw. 1816. 8.

Die Kunſt der redneriſchen und theatraliſchen Declamation (mit 25 Kupfertafeln). Aus dem Engliſchen v. C. Fr. Michaelis. Leipz. 1818. 8.

Außerdem iſt in vielen Lehrbüchern der Rhetorik die Declamation gewöhnlich unter dem verfehlten Ausdrucke der körperlichen Beredſamkeit berückſichtigt worden; ſo z. B. in Bahrdt's Rhetorik, 2te Aufl. S. 222 ff.; in Ammon's Anleitung zur Kanzelberedſamkeit, 2te Aufl. S. 342 ff.; in Maaß'ens Rhetorik, 2te Aufl. S. 114 ff.; in Schott's kurz. Entw. einer Theorie der Beredſamkeit, 2te Aufl. S. 216 ff.; in Reinbeck's Handb. der Sprachwiſſenſchaft, 2r B. 1ſte Abth. S. 113 ff. und in Bernhardi's Sprachlehre Th. 2, S. 243 ff.

J. J. Engel, Ideen zu einer Mimik. 2 Theile. (Mit Kupfern.) Berl. 1785 f. 8.

154.

Unterſchied zwiſchen dem Vorleſer, Declamator, Redner und Schauſpieler.

Wenn es gleich gewiſſe allgemeine Regeln des ſinnlich vollkommen mündlichen Vortrags giebt, welche kein

Gebildeter vernachläſſigen darf; ſo wird doch die Anwendung der Regeln der Declamation dadurch ſehr verſchiedenartig geſtaltet, ob der Vortragende blos als Vorleſer, oder als Declamator, ob er als Redner, oder als Schauſpieler erſcheint. Der Vorleſer kündigt ſich dadurch an, daß er fremde Gedanken einem kleinern oder größern Kreiſe, nicht nach künſtleriſchen Geſetzen, ſondern nur nach den allgemeinſten Regeln des richtigen Ausſprechens, Leſens und Betonens zur Unterhaltung mittheilt. Der Declamator hingegen, der ſich in vielfacher Beziehung dem Schauſpieler nähert, trägt fremde Gedanken nicht blos zur Unterhaltung, ſondern zur Befriedigung eines äſthetiſchen Bedürfniſſes, nach künſtleriſchen Geſetzen vor, und muß alſo jedes declamirte Product zu einer äſthetiſchen Einheit vermittelſt der Declamation erheben. Ihm iſt zugleich der Gebrauch der Gebärdenſprache verſtattet, welcher bei dem Vorleſer entweder ganz wegfällt, oder ſich nur auf die allgemeinſten verſinnlichenden Zeichen beſchränkt. Der Schauſpieler endlich ſoll einen fremden Charakter, nach der vollendeten Zeichnung deſſelben von dem dramatiſchen Dichter, auf der Bühne mit der größten Wahrheit, Stärke und Lebendigkeit darſtellen; er muß alſo, im vollſten Umfange des Worts, über Declamation und Mimik gebieten.

Von allen dieſen Individuen unterſcheidet ſich der Redner, der in ſeiner eignen Perſon auftritt und das innere Leben, das ihn bewegt, durch äußere Zeichen, welche ſeine Rede begleiten, verſinnlichen darf und ſoll. Je mehr die Kunſt des Declamators und Schauſpielers darin beſteht, ſeine Perſönlichkeit zu verläugnen; deſto mehr muß der Redner ſich beſtreben, ſie durchgehends ganz rein, und frei von aller fremden Beimiſchung, wieder zu geben. Zwar wird ſich bei dem geiſtlichen, wie bei dem weltlichen Redner, die Wärme, Lebendigkeit und Kraft der declamatoriſchen Darſtellung nach dem individuellen höhern oder ſchwächern Leben ſeiner Gefühle und Beſtrebungen geſtalten; allein durchgehends muß er die ſichere Mittellinie

des Schicklichen und des Anſtandes, ſelbſt wenn er Affecten und Leidenſchaften zeichnet, feſthalten, und nie darf er die Würde vergeſſen, welche, für die Wirkung ſeiner Rede auf den Willen ſeiner Zuhörer, mit der vollendeten äußern Darſtellung derſelben Rede nothwendig in Verbindung ſtehen muß.

155.

Die Declamation.

Als **Kunſt** betrachtet, iſt die Declamation die Fertigkeit, ſtyliſtiſche Erzeugniſſe ſinnlich vollkommen mündlich darzuſtellen, und als **Wiſſenſchaft**, der Inbegriff der Regeln, wie man dieſe Fertigkeit erlangen kann. Die Declamation verlangt, wie jede andere Fertigkeit, vielſeitige vorausgegangene Uebung. Als Fertigkeit in der **mündlichen** Darſtellung erfordert ſie aber beſonders die möglichſt höchſte Gewandtheit und Ausbildung der Sprachfähigkeit (der Zunge). Inwiefern ſie endlich ſtyliſtiſche Erzeugniſſe **ſinnlich vollkommen** mündlich darſtellen ſoll; inſofern muß ſie die Form der Darſtellung zu einer **äſthetiſchen Einheit** erheben, welches blos vermittelſt der **Anwendung der Grundſätze der Tonkunſt auf die Declamation** möglich iſt. Doch iſt es für **dieſen** Zweck dringendes Erforderniß, daß —, ſo wie bei dichteriſchen Kunſtwerken, welche für die muſikaliſche Behandlung beſtimmt ſind, der Dichter dem Tonkünſtler vorarbeiten muß, — der Schriftſteller auch, in Hinſicht auf Wohlklang, Numerus, Sylbenmaas und Reim, überhaupt in Hinſicht auf den ganzen Periodenbau, dem Declamator vorarbeite, weil ſelbſt die größte declamatoriſche Kunſt nicht immer die Härten des Periodenbaues beſiegen kann.

In Hinſicht des **Sprachorgans** überhaupt und namentlich der Stimme, iſt zwar das, was die Natur dafür an Unzählige als freies Geſchenk vertheilt, bei denen, welchen es fehlt, durch keine Kunſt und Anſtrengung **völlig** zu erſetzen; allein anhaltende Uebung, ſorgfältiger Fleiß und Beharrlichkeit vermögen doch der Stimme

Reinheit, Umfang und Wohllaut in einem hohen Grade zu ertheilen. Ueberhaupt aber gilt als Regel: daß der Declamator alle einzelne Buchſtaben, Sylben und Wörter deutlich, richtig und nach dem ihnen eigenthümlichen Laute ausſpreche; daß er die natürliche Stufenleiter der Vocale (u, o, a, e, i,) und der Diphthonge frühzeitig einübe; daß er nicht mit der Zunge anſtoße, keinen Buchſtaben und keine Sylbe verſchlinge oder am Schluſſe der Wörter und Sätze ganz fallen laſſe; daß er keinen ſingenden Ton annehme, und nach der Fertigkeit ſtrebe, hohe und tiefe, ſtarke und ſchwache, ſanfte und rauhe, feſte und ſchwankende Töne — nach den in den dargeſtellten Ideen ſelbſt enthaltenen Schattirungen — mit Leichtigkeit und Sicherheit hervorzubringen; beſonders aber, daß er nie zu haſtig und übereilt, ſondern mit Beſonnenheit und Ruhe ſpreche und leſe.

Die zweite Hauptbedingung der zweckmäßigen und geiſtvollen Declamation verlangt, daß durch eine der Tonkunſt nachgebildete Behandlung das ſtyliſtiſche Erzeugniß zur äſthetiſchen Einheit und zur Vollendung der Form erhoben werde. Dazu gehört, daß der Declamator den eigenthümlichen Charakter des darzuſtellenden ſtyliſtiſchen Erzeugniſſes ſorgfältig erforſche und beſtimmt verſinnliche (anders müſſen Briefe, anders lyriſche und epiſche Gedichte, anders Predigten, anders gerichtliche Reden ꝛc. declamirt werden, und anders muß der Declamator den ſtyliſtiſchen Charakter der niedern Schreibart, als den der mittlern und der höhern bezeichnen); daß er —, wie in der Tonkunſt jedes größere oder kleinere Tonſtück in einer beſtimmten Tonart gehalten und für den Vortrag deſſelben eine beſtimmte Tactart (Menſur) vorgeſchrieben wird, — auch für das zu declamirende Erzeugniß den richtigen Grundton deſſelben ergreife und feſthalte, die Ausweichungen aus demſelben im Voraus genau berechne, und das dafür gewählte Zeitmaas in den einzelnen Schattirungen des Vortrags — nach der Betonung der

einzelnen Wörter und Sylben als Viertel, Achtel ꝛc. wie in der Tonkunſt — durchführe, ſo wie er über die Steigerung und Vertheilung der Stärke und Schwäche der Stimme, nach der Aehnlichkeit des Forte und Piano in der Muſik, frei und ſicher gebieten muß. Doch wird dies nur dann völlig gelingen, wenn der Declamator der richtigen Betonung (Accentuation) mächtig iſt; denn das muſikaliſche Leben und die äſthetiſche Vollendung der declamatoriſchen Darſtellung beruht auf dem richtigen Legen und Halten des Accents. Jedes Wort hat nämlich eine Sylbe, welche als die wichtigſte, den Ton erhält; dies iſt der Wortaccent. Von größerer Bedeutung iſt für den äſthetiſchen und gefühlvollen Vortrag der declamatoriſche Accent, der in jedem ſtyliſtiſchen Zuſammenhange (in den einzelnen Perioden) zuerſt das Hauptwort, dann die wichtigſten Nebenwörter, und ſo, im innern Verhältniſſe der Schattirung der Stimme, alle einzelne Wörter nach ihrem äſthetiſchen Gehalte bezeichnet, und dadurch dem Geſetze der Schönheit genügt, während der Wortaccent zunächſt von dem Geſetze der Richtigkeit abhängt. Durch den declamatoriſchen Accent wird aber die äſthetiſche Farbengebung bewirkt (in der Mahlerei die Vertheilung von Licht und Schatten); doch darf die Declamation ihre Grenzen nicht überſchreiten und nicht, im wörtlichen Sinne, mahlen (d. h. hörbare Gegenſtände durch die Stimme nachahmen), weil das erſte Geſetz für jede Kunſtdarſtellung bleibt, nie über die Grenzen ihres Gebiets hinauszuſtreifen.

156.

Die Mimik.

Der Charakter der Mimik, oder Gebärdenkunſt, beruht auf der vollendeten äſthetiſchen Einheit der verſchiedenen Bewegungen des menſchlichen Körpers und ſeiner Theile in Beziehung auf die Verſinnlichung gewiſſer Ideen, Gefühle und Beſtrebungen vermittelſt dieſer Bewe-

gungen. Dieſe Bewegungen bilden entweder, unabhängig von der Sprache, ein in ſich zuſammenhängendes Ganzes (wodurch die Mimik zu einer beſondern und ſelbſtſtändigen ſchönen Kunſt erhoben wird), oder ſie unterſtützen die Sprachdarſtellung des Declamators, Schauſpielers und Redners. Nur in der letzten Beziehung gehören ſie mit hieher.

Der Menſch begleitet ſchon an ſich, ohne an eine künſtleriſche Berechnung und an eine vollendete äſthetiſche Darſtellung dabei zu denken, ſeine Worte mit gewiſſen Gebärden und äußern Zeichen. Soll aber dieſes Gebärdenſpiel zur Kunſt erhoben und als Begleitung und Unterſtützung der declamatoriſchen Darſtellung betrachtet werden; ſo muß es durchdacht, ſinnvoll, dem zu bezeichnenden Gegenſtande völlig angemeſſen, in ſich ſelbſt harmoniſch, und zu einer äſthetiſch vollendeten Form ausgeprägt worden ſeyn. Die äußern Zeichen des Redners müſſen den Wiederſchein der hohen Bildung und Gediegenheit ſeines innern geiſtigen Lebens enthalten; dann aber wird auch entſchieden die declamatoriſche Darſtellung an Verſinnlichung gewinnen und die Wirkung derſelben erhöht werden. Als Unterſtützung der Declamation darf aber die Mimik kein ſelbſtſtändiges, von der Sprachdarſtellung unabhängiges, Ganzes bilden; ſie ſoll vielmehr nur begleitend ſeyn, und ungefähr wie das accompagnirende Inſtrument zu dem obligaten in der Tonkunſt ſich verhalten. Sie darf daher nicht jedes Wort, nicht jeden Ausdruck begleiten; ſie folgt vielmehr, in einer ſorgfältig berechneten Abſtufung und verhältnißmäßigen Steigerung, dem Bedeutendern und Wichtigern in der Sprachdarſtellung, nach dem Geſetze der Sparſamkeit, der Richtigkeit und der Schönheit. — Obgleich auch zwiſchen der Mimik des Declamators, des Schauſpielers und des Redners, in Hinſicht auf deren verſchiedenartige Beſtimmung und öffentliche Ankündigung, ein weſentlicher Unterſchied ſtatt findet; ſo gilt doch im Allge-

meinen die Regel, daß die Mimik derſelben, als Unterſtützung und Begleitung der Sprachdarſtellung, durchaus deutlich, natürlich und einfach, lebhaft und würdevoll ſeyn, und allen Zwang, alle Einförmigkeit, alle Verlegenheit und Aengſtlichkeit, ſo wie alle Lächerlichkeiten und Uebertreibungen von ſich ausſchließen müſſe. Denn ihre Beſtimmung iſt, mit den verſchiedenen Arten der declamatoriſchen Darſtellung zu Einem unauflöslichen Ganzen in der äſthetiſchen Form zu verſchmelzen.

Berichtigungen.

Seite 14 Zeile 6 von oben lies: Beſtrebung
— 40 — 2 — — muß vor Eine gelungene ꝛc. das Einſchließungszeichen (ſtehen
— 184 — 2 v. u. l. Meiſterſänger.
— 279 — 7 v. o. muß nachgetragen werden, daß Krauſe am 26. Oct. 1770 geb. ward, und am 31. März 1820 ſtarb.

Digitized by Google

Digitized by Google